LA 4417.

Hamma

von

Georg Sand.

Deutsch

von

Friedrich Wilhelm Bruckbräu.

Zweite Auflage.

Augsburg, 1847.
v. Jenisch und Stage'sche Buchhandlung.

STADTBIBLIOTHEK AUGSBURG

Johanna.

Von

George Sand.

Deutsch

von

Friedrich Wilhelm Bruckbräu.

Friedrich Wilhelm Hackländer's

Sämmtliche Werke.

Neue Folge.

Japanus.

Zueignung

an

Fanny Meillant.

Du kannst nicht lesen, meine friedliche Freundin, aber Deine Tochter und die meinige haben die Schule besucht. Eines Tages, an einem Winterabende, während Du spinnest, werden sie Dir diese Geschichte erzählen, welche Dir von ihren Lippen noch ungleich anmuthiger erscheinen wird.

Faust

Eine Tragödie

von

Johann Wolfgang Goethe

Einleitung.

In den Bergen von Creuse, die sich gegen Bourbon und das Gebiet von Combraille hinziehen, inmitten der ärmsten, traurigsten und ödesten Gegend Frankreichs, der unbekanntesten für die Gewerbfleißigen und Künstler, wirst Du, wenn Du jemals dorthin reisest, einen hohen und nackten Hügel bemerken, mit einigen Felsen gekrönt, die ohne meine nachfolgende Bemerkung Deine Aufmerksamkeit wenig beschäftigen würden. Erklimm diesen Hügel; Dein Pferd wird Dich ohne große Anstrengung auf den Gipfel tragen; dort wirst Du diese Felsen betrachten, welche in einer gewissen geheimnißvollen Ordnung gereihet sind, mit ihren ungeheuern Massen auf kleineren Steinen lagernd, auf denen sie seit dreißig Jahrhunderten mit unerschütterlichem Gleichgewichte ruhen. Nur ein einziger von diesen Felsen wich den Anstrengungen der ersten christlichen Einwohner, oder der Gewalt des Wintersturmes, welcher diese ihrer alten Wälder beraubten Hügel beharrlich umbrau-

set. Die prophetischen Eichen sind für immer aus dieser Gegend verschwunden, und die Druidinnen würden keinen heiligen Mistelzweig mehr finden, um damit den Altar des Hesus *) zu schmücken.

Diese Blöcke, hingestellt wie gigantische Pilze auf ihrer schmalen Grundfläche, sind die Menhirs, die Dolmens, die Cromlechs der alten Gallier, Spuren von cyclopischen Tempeln, aus denen der Cultus der Gewalt den Cultus des Schönen absichtlich schien verbannt zu haben; ungeheuere Tafeln, an denen die barbarischen Götter mit Menschenfleisch sich sättigten, und mit dem Blute der Opfer berauschten; scheußliche Altäre, wo die Gefangenen und Sclaven erwürgt wurden, um zürnende Gottheiten zu versöhnen. Schwänkkessel und Hohlrinnen, ausgetieft in den Ecken dieser Blöcke, scheinen ihren abscheulichen Zweck zu offenbaren, und zum Abfluße des Blutes gedient zu haben. Eine noch furchtbarere Gruppe, als die andern, umschließt ein engräumiges Gehäge. Dieß war vielleicht das Heiligthum des Orakels, die geheimnißvolle Wohnung des Priesters. Heut zu Tage ist es, auf den ersten Blick, nur ein Spiel der Natur, einer von jenen Zufluchtsorten, welche die Gruppirung einiger Felsen dem Reisenden oder dem Hirten bietet. Hochwüchsige Gräser haben den Lagerplatz der alten Scheiterhaufen überwuchert; die liebli-

*) Hesus oder Esus, eine Gottheit der Gallier; vermuthlich Mars. A. d. Ü

chen wilden Heideblumen umhüllen den Sockel der traurigen Altäre, und nicht weit davon verbirgt sich eine kleine Quelle, kalt wie Eis und von salzigem Geschmacke, wie die meisten Quellen in der Marche, unter Gebüschen, die vom Zahne der Ziegen benagt sind. Diese unheimliche Stätte, ohne Erhabenheit, ohne Schönheit, aber durch das Gefühl völliger Verlassenheit entmuthigend, nennt man die salzigen Steine.

In den letzten Tagen des Monates August 1816 jagten drei anständige junge Leute mit einem Hühnerhunde am Fuße des Steinberges, wie man dort zu sagen pflegt.

„Freunde," sagte der jüngste, „ich sterbe vor Durst, und ich weiß hier eine Quelle, zu welcher bereits mein Hund läuft, wie zu einer alten Bekanntschaft. Wenn Ihr mir folgen wollet, wird es vielleicht für Sir Arthur sehr angenehm seyn, diese Druidensteine in der Nähe zu sehen, obgleich es deren ohne Zweifel viel interessantere in Schottland und Irland gesehen hat."

„Ich will sie dennoch sehen," erwiederte Sir Arthur mit stark markirter englischer Aussprache, und schickte sich an, den Hügel, der an seinem Standpunkte am steilsten war, zu erklimmen, um in gerader Linie zu den salzigen Steinen zu kommen.

„Was mich betrifft," sagte der dritte Jäger, unscheinbarer aussehend, als die andern zwei, obgleich in seinen Gesichtszügen mehr Ausdruck lag, und sein Auge lebhafter war: „hier habe ich keine Aussicht, Wildpret

zu finden; das ist eine verwünschte Gegend; aber ich will mich aufmachen, eine Ziege zu suchen, um sie ihrer Milch zu entbürden."

„Das dürfen Sie nicht!" versetzte der Engländer, dessen Worte wegen des lakonischen Ausdruckes immer dunkel blieben.

„Nehmen Sie sich in Acht," rief der junge Wilhelm von Boussac, der zuerst das Wort ergriffen hatte, und sich der Quelle näherte; „Sie wissen wohl, daß Sir Arthur der große Verbesserer unserer unerlaubten Handlungen ist, und unsere Angriffe auf fremdes Eigenthum ungerne sieht. Er will nicht, daß man die Ringmauern verwüste, die Fallgatter zerstöre, oder das Huhn des Bauers tödte."

„Bah," erwiederte der junge Licentiat der Rechte, „der Bauer weiß sich dafür wieder hundertfach zu entschädigen!"

Sir Arthur war schon weit weg. Er hatte eine Art zu gehen, über den Boden schlarfend, die weder lebhaft noch flink aussah, aber an Schnelligkeit jene seiner Gefährten um das Doppelte übertraf. Er war das Muster eines Jägers, den nie Hunger oder Durst quälte, und junge Leute, die ihm wetteifernd folgten, verwünschten oft seine unermüdliche Ausdauer. Während Wilhelm von Boussac und Leon Marsillat noch immer sprangen, und sich außer Athem rannten, prüfte der Engländer, gleich der Schildkröte in der Fabel, die im Wettlaufe mit dem Hasen den Preis gewann, schon

seit einer Viertelstunde die Stellung und mineralogischen Eigenschaften der salzigen Steine, als seine zwei Freunde bei ihm ankamen.

„Verteufelte Quelle!“ rief Herr von Bouffac, Gesichter schneidend: „sie hat einen Kupfergeschmack, der mir keine große Idee vom Schatze macht!“

„Diese verwünschten Ziegen,“ sagte Marsillat, „geben keinen Tropfen Milch! Anstatt zu grasen, lecken sie nur immer an den Steinen. Sollten sie vielleicht den Goldgeschmack haben?“

„Gold? Schatz?“ fragte Sir Arthur, sie mit Erstaunen anblickend. „Ich muß Ihnen bemerken,“ nahm Wilhelm von Bouffac das Wort, „daß eine Ueberlieferung, eine Legende über diese Stätte hier besteht. Unsere Bauern würden sich's nicht ausreden lassen, daß, wie Marsillat äußerte, ein Schatz in dieser Gegend vergraben liege.“

„Dieser Glaube macht sie närrisch,“ sagte Marsillat. „Die Einen vermuthen diesen Schatz unter diesen Druidensteinen verscharret, Andere suchen ihn weiter entfernt, im Berge von Toull-Sainte-Croix, den Sie da unten sehen, eine Stunde Weges von hier.“

Der Engländer betrachtete den magern uud steinigen Boden, die Heiden, die kein Viehfutter gedeihen ließen, die abgemergelten Ziegen, welche in einiger Entfernung herumirrten.

„Es liegt ein Schatz in unbebautem Boden,“ sagte er, „aber es ist ein anderer Schatz nothwendig, um ihn zu heben.“

„Ja, Capitalien," bemerkte Marfillat.

„Und Bauern!" fügte Wilhelm bei. „Diese Gegend ist entvölkert."

„Menschen, und abermals Menschen!" entgegnete der Engländer.

„Versteh nicht," sagte Wilhelm lächelnd zu Marfillat.

„Keine Herren, keine Sclaven; Menschen, Menschen!" fuhr Sir Arthur fort, erstaunt, nicht verstanden zu werden, da er doch so deutlich zu sprechen glaubte.

„Giebt es Sclaven in Frankreich?" rief Marfillat, die Achseln zuckend.

„Ja, und in England auch!" erwiederte der Engländer, ohne aus der Fassung zu kommen.

„Die Philosophie langweilt mich," entgegnete halblaut Marfillat, seinem jungen Landsmanne gegenüber; „Ihr Engländer könntet mir's verleiden, liberal zu seyn. Was wollen Sie wetten, Wilhelm," fügte er laut bei, „daß ich den höchsten und glattesten dieser salzigen Steine ersteige?"

„Ich wette — nein!" antwortete Herr von Boussac.

„Wollen Sie wetten, was wir an Geld bei uns haben?"

„Gerne; dieß wird mich nicht zu Grunde richten. Ich habe nur einen Louisd'or bei mir."

„Zum Henker, ich habe nur ein Fünffrankenstück," versetzte Marfillat, nachdem er alle seine Taschen durchstöbert hatte.

„Das thut nichts, ich halte die Wette!“ sagte Herr von Bouffac.

„Und Sie, Mylord?“ fragte Marfillat: „was wetten Sie?“

„Ich wette ein französisches Fünfsousstück,“ antwortete Sir Arthur.

„Pfui doch!“ sagte Marfillat; „ich hielt die Engländer für erpichte Wetter; Sie entsprechen eben nicht sehr diesem Rufe. Fünf Sous, um da hinaufzusteigen!“

„Das ist mehr, als es werth ist.“

„Zum Beispiel! Man kann dabei Arme und Beine brechen!“

„Dann wette ich nichts, oder ich setze **1000** Pfund Sterling gegen Sie, daß Sie hinauf steigen werden.“

„Das Geld ist nichts, der Ruhm ist Alles,“ rief Marfillat fröhlich; „ich halte die fünf Sous, und steige hinauf.“

„So bringt man sich um's Leben,“ sagte Arthur, indem er ihm gelassen sein geladenes Gewehr aus den Händen nahm, auf welches er sich stützen wollte.

Marfillat machte unerhörte Anstrengungen, zeigte Wunder von Gewandtheit, und nachdem er, öfter bis auf den Boden ausgleitend, seine Hände geschunden, seinen Hosenträger zerrissen, und seinen Hund, der ihm nicht folgen konnte, zur Verzweiflung gebracht hatte, gelang es ihm, sich mit triumphirendem Blicke auf die Platte des Dolmen zu schwingen. „Wisset Ihr,“ rief

er, „daß diese Steine Götzenbilder waren? Hier steh' ich auf den Schultern eines Gottes!"

„Hören Sie, Leon," rief ihm der junge von Boussac zu, „wenn Sie da oben die Druidin Velleda antreffen, so lassen Sie uns auch daran Theil nehmen."

„Bah! Ich liebe eben so wenig Eure Druidin, als Euren Châteaubriand!" erwiederte Marsillat, der sich mit Liberalismus brüstete. „Es lebe Lisette! Es lebe der treffliche Beranger!"

„Ein Schriftsteller von gemeiner Gesellschaft," äußerte der junge Mann mit Geringschätzung, „nicht wahr, Sir Arthur? Können Sie diesen Bänkelsänger leiden?"

„Beranger! Ein großer Dichter!" sagte der Engländer ruhig.

„Ein Dichter, er? Sagen Sie doch Châteaubriand!"

„Auch Châteaubriand ist ein großer Dichter," versetzte der Engländer, ohne seinen Gleichmuth zu verändern.

„Gehen Sie, Sie verstehen nichts von der französischen Literatur, lieber Bundesgenoß; Sie sind ein ächter Engländer."

„Ich bin, indem ich dieß sage, ein ächter Franzose," erwiederte Sir Arthur, „und eines Tages werden sich Châteaubriand und Beranger die Hand reichen."

„An dem nämlichen Tage," versetzte der junge Cavalier, „an welchem Marsillat die Druidin Velleda auf dem großen salzigen Steine finden wird."

„Wie, Lisette, bist es Du?"...

fang Marfillat, über die Platte des Dolmen laufend, und von einem Blocke auf den andern springend. Plötzlich stand er still, und sein Lied wurde von einem Ausbruche des Erstaunens unterbrochen.

„Was giebt's denn? — Einen Hasen? Eine Schlange?“ rief Wilhelm.

„Velleda?“ fragte Sir Arthur mit leichtem Lächeln.

„Nein! Liselte,“ antwortete Marfillat, „nicht ganz häßlich, bei meiner Treu! Aber ist sie todt?“

Und nun verschwand er hinter der Wand, welche die zwei gewaltigsten Druidensteine von einander trennte. Wilhelm von Boussac, ohne eine Antwort auf seine Fragen zu erhalten, durch den Reiz eines Abenteuers angelockt, schickte sich an, den Felsen zu ersteigen; aber Sir Arthur, minder eilig und durchaus nicht aufgeregt, bemerkte ihm, daß er durch Umgehung des Felsens, um Marfillat im Innern zu treffen, viel schneller seinen Zweck erreichen würde. Dieß war das Werk weniger Augenblicke, und alle drei umstanden die entschlummerte Druidin.

„Ein kleines Kind,“ sagte der Engländer.

„Diese? Sie zählt vierzehn oder fünfzehn Jahre,“ erwiederte Marfillat; „vielleicht noch mehr!“

Das hätt' ich nicht geglaubt,“ sagte Wilhelm.

„Der Menschenschlag ist hier so,“ entgegnete Marfillat; „die Mädchen bis zum sechzehnten Jahre, und die Knaben bis zu zwanzig Jahren, sind ganz klein, und behalten kindliche Züge; plötzlich entwickeln sie sich,

und werden groß und stark, während man sie für rettungslos verkümmert halten möchte. Eben so verhält es sich mit den Füllen und Stieren."

„Oh, so verhält es sich nicht," sagte Sir Arthur, der sich ärgerte über dieses leichtfertige Sprechen vom menschlichen Geschlechte.

„Wie sie schläft!" sagte Wilhelm von Boussac; ein Flintenschuß würde sie nicht wecken."

„Ich habe Lust, es zu versuchen," entgegnete Marsillat, und griff nach Sir Arthurs Gewehr, der es ihm mit Festigkeit verweigerte, indem er diesen Spaß für grausam und gefährlich hielt.

„Dieß ist der Schlaf des Engels, oder des Thieres," äußerte Marsillat.

„Sie ist schön, nicht wahr, Leon? Ich kann nur ihr Profil sehen, das nicht häßlich ist."

„Ich möchte ihre Gesicht sehen," sagte der Engländer, der manchmal durch einige Sprachfehler, ohne es zu wissen, seinen gewöhnlich ernsten Worten eine sehr ergötzliche Färbung verlieh.

„Oh, ihre Gesicht ist schöne," erwiederte Marsillat mit der Gleichgültigkeit, die ihm ein wiederkäuendes Thier eingeflößt hätte. „Ich habe es gesehen; es ist das schöne bourbonische Gepräge, welches sich auf der Stirne mit dem minder strengen, aber nach meinem Bedünken reizenderem Gepräge der Marche vermischt. Hätte sie ihre Nase nicht mit ihrem Arme verdeckt, so würdet Ihr eine ächte bourbonische Schön-

heit sehen, die dem Mylord gefiele, dessen bin ich gewiß, denn er hat Augen, wie jeder Andere, trotz seiner Philosophie."

Wilhelm von Boussac wollte die Schlummernde mit dem Ende seiner Peitsche stupfen, um sie zu wecken; der Engländer ließ es aber nicht zu, indem er mit einem Tone und Ausdrucke, welche ein lautes Gelächter erregten, sagte:

„Lasset die Unschuld schlafen!"

„Man kann wohl machen, daß sie sich bewegt, ohne sie zu wecken," sagte Marsillat, die Hand ausstreckend, um das Haupt der Hirtin umzuwenden.

„Ziehen Sie Ihren Handschuh an!" sagte Wilhelm, indem er ihn zurückhielt; die Kinder dieser Gegend sind gar unreinlich!

„Das ist wahr," erwiederte Marsillat, und zog einen Grashalm aus dem Boden, womit er über die Stirne des jungen Mädchens strich. Es machte eine Bewegung, als wollte es eine lästige Mücke wegjagen, und kehrte sich um mit jenem schweren Seufzer, ohne Anstrengung und ohne Kummer, der den Busen schlummernder Kinder hebt, und einen eigenthümlichen Wohlklang hat, eine Reinheit des Hauches, die ich weiß nicht welche Rührung einflößt. Dann nahm es, ohne die Augen zu öffnen, und ohne es zu wissen, eine unaussprechlich holdselige Stellung ein. Sein Arm ruhte über seinem Kopfe, und seine braune, aber schmale und kleine Hand, drückte die Mütze von grauem Linnen

zurück, und blieb halbgeöffnet auf den Haaren von prächtigem Aschenblond liegen. Dieß war wohl das frischeste menschliche Gesicht, welches jemals, ohne Schleier und Schirm, der Sonnengluth des Mittags getrotzt hatte. Es giebt einige Gegenden in Berry und den angrenzenden Provinzen, wo, obgleich dort keine Bäume sind, und trotz einem allen Einwirkungen versengender Hitze bloßgestellten Leben, dennoch die Carnation der Bauern so rein und so zart ist, wie jene der Venetianer und der Bergbewohner der steyrischen Alpen. In den Gegenden, wo diese Eigenheit nicht allgemein besteht, erzeugt und pflanzt sie sich in gewissen Familien fort, und sehr verbreitet ist die Meinung, daß diese Familien englischen Ursprunges seyen, indem, wie man weiß, die Engländer lange genug unsere Centralprovinzen besetzt hielten, um dort ihr Blut mit jenem der Eingebornen zu vermischen; wir aber möchten lieber glauben, daß das reine Blut des ursprünglichen gallischen Geschlechtes sich bis auf unsere Zeit in einigen ländlichen Stämmen unserer Centralprovinzen ohne Vermischung erhalten habe.

Unsere Schläferin war weiß, wie die Aster der Auen, und roth wie die Blume des wilden Rosenstrauches. Doch ihre Schönheit bedurfte nicht dieser umständlichen Prüfung von Seite unserer Müssigen. Ihre Züge waren bewundernswürdig, ihre Stirne feucht, etwas niedrig, wie jene der antiken Statuen. Die reinsten Linien und eine engelgleiche Ruhe im Antlitze, verliehen ihr eine

täuschende Aehnlichkeit mit jenen schönen Vorbildern, welche die griechische Kunst unsterblich gemacht hat. Ihr Wuchs war noch unentwickelt, verkündete jedoch Geschmeidigkeit und Kraft. In Lumpen gekleidet lag sie da, die, in ihrer malerischen Unordnung, sie keineswegs entstellten. Ihre nackten Füße ruhten im Grase, und ihr halbgeöffneter Mund ließ herrliche Zähne sehen. Die wahre Schönheit ist immer keusch, und flößt unwillkürliche Ehrfurcht ein. Dem Engländer war es nicht darum zu thun, sich zu entfernen, und seine beiden losen Gefährten gehorchten der unwiderstehlichen Gewalt.

„Meiner Treu, das ist nicht Lisette, das ist Velleda," sagte Marsillat, aus einem natürlichen Antriebe mit leiser Stimme.

„Und warum sollte der Lisette nicht schöne seyn, wie Velleda?" fragte Sir Arthur.

„Meinethalben Velleda, meinethalben Lisette!" erwiederte Marsillat; „wär' ich ein Maler, so würde ich dieses göttliche Wesen abzeichnen. Und wär' ich allein," fügte er bei, seine natürliche Gemüthsart wieder herauskehrend, „so müßte ich wissen, ob diese Ziegenhirtin keinen Verstand habe, wenn auch noch so wenig."

„Herr Marsillat," sagte Sir Arthur mit einem feierlichen Tone, „wir wollen gehen."

„Ja, ja, wir wollen gehen," erwiederte Marsillat, über die tugendhafte Sorgfalt des Engländers lachend.

Man bereuet es immer, die schönen Bewohnerinnen der Marche angesehen zu haben; die dümmste und unerfahrenste derselben ist ein hinreichend schlauer Fuchs, um den Klügsten und Verständigsten von uns in Verlegenheit zu bringen. Zum Teufel mit allen Belledas und allen unsern ländlichen Lisetten!"

„Ich begreife nicht," versetzte Sir Arthur, ein wenig warm werdend am Feuer seines innern Unwillens, „wie sie einem Kinde gegenüber auf solche Gedanken gerathen. Sie sind nicht würdig, meine Herren, die Schönheit zu betrachten."

„Ja, ja, Mylord allein ist würdig, die Schinheit zu betrachten," sagte Marsillat, die komische Aussprache des Sir Arthur nachäffend. Sir Arthur bemerkte es nicht. Das Wort klang seinem Ohre nicht anders, als er es ausgesprochen hatte, und er lächelte mit einer Miene väterlichen Mitleidens, als die jungen Leute aus ironischer Absicht ihn als Mylord behandelten.

„Aufgemerkt, meine Herren," sagte Wilhelm; „Marsillat hat seine Wette gewonnen; ich bin ihm einen Louisd'or schuldig, und ich fordere ihn auf, ihn dort zu nehmen, wohin ich ihn lege."

Hiermit legte er den gewonnenen Napoleon sachte in die immer offene Hand der Schläferin.

„Sie haben recht," sagte Marsillat, „und es ist mir sehr unangenehm, daß ich nicht mehr als fünf Franken zu Eurer Gabe legen kann. Halt, Mylord," setzte er hinzu, nachdem er seinen Thaler in die Hand der jun-

gen Bäuerin gelegt, und Sir Arthur bemerkt hatte, wie er nun auch in die Taschen griff. „Sie haben nur fünf Sous gewettet, und dürfen auch mehr nicht der Spende beifügen."

„Um so mehr," erwiederte Sir Arthur, nachdem er mit bestürzter Miene alle seine Taschen umgewendet hatte, „da ich mehr nicht bei mir habe."

„Glaub's gerne! Sie haben alles unterwegs weggeschenkt," äußerte Wilhelm, der die außerordentliche Freigebigkeit des Engländers kannte. „Ihr fester Schlaf ergötzt mich," fügte er bei, mit einem letzten Blicke auf die Ziegenhirtin. „Ich möchte Zeuge ihres Staunens seyn, wenn sie erwachend diese drei Geldstücke in ihrer Hand finden wird."

„Sie wird glauben, der Teufel sey dabei im Spiele," erwiederte Marsillat, „oder wenigstens die Feen, welche, wie man weiß, die salzigen Steine um Schlag Mittag und um Schlag Mitternacht fleißig besuchen."

„Weil wir denn die Rolle der Feen spielen," sagte Wilhelm, „und unser gerade drei sind, eine geheiligte Zahl in allen wunderbaren Mährchen, so schlage ich vor, daß jeder von uns diesem Kinde etwas wünsche."

„Einverstanden," rief Marsillat, und sagte, die Hand über den Kopf des Kindes hinbreitend: „Ich wünsche Dir einen muntern, herzhaften Burschen zum Liebhaber."

„Meine Holde, ich wünsche Dir einen reichen und großmüthigen Gönner," sagte Herr von Bouffac lächelnd.

„Mädchen, ich wünsche Dir einen rechtschaffenen

Gatten, der Dich liebt, und Dir beisteht in Deinen Leiden," sprach der Engländer, als die Reihe an ihn kam, mit einem Ernste und einem Tone der Ueberzeugung, die einen Augenblick die Fröhlichkeit seiner Gefährten hemmten.

Alle drei verließen die salzigen Steine, in der Meinung, dem Kinde Glück gebracht zu haben, jeder nach seiner Art, und glaubten so ziemlich, daß ihre Spenden in der kleinen Hand des Kindes sich zum Werkzeuge ihrer Geschicke gestalten würden.

Erstes Kapitel.

Die gallische Stadt.

Ungefähr vier Jahre nach diesem Abenteuer, kam Wilhelm von Boussac zum ersten Male wieder am Fuße des Berges Barlot vorüber, auf dem sich die salzigen Steine befinden, und indem er von weitem diese Druiden-Denkmäler betrachtete, eingedenk seiner Ferienzeiten, die ihn früher bei zwei oder drei Jagdparthien dorthin geführt hatten, erinnerte er sich durchaus nicht an die vermeintliche Druidin, deren Hand eine Spende von ihm empfangen. Dieser geringfügige Umstand war seinem Gedächtnisse entschwunden, und tauchte erst nach langer Zeit wieder darin auf.

Der junge Baron von Boussac war aus einem liebenswürdigen und muthwilligen Gymnasiasten ein charmanter junger Mann geworden, noch roth und weiß, wie ein Mädchen, nach der Aeußerung der Landsleute, aber doch sehr kräftig, und von einer mehr ernsten als

heiteren Gesichtsbildung; Zeit und Nachdenken hatten seinen Charakter, sein Aeußeres und seinen Geschmack gereift. Er beschränkte seine Ausflüge nicht mehr auf die Untersuchung der salzigen Steine, über welche hinaus er sich früher nie gewagt hatte; jetzt vertiefte er sich in die Berge, ein hübsches englisches Pferd reitend, und mit einem leichten Mantelsacke versehen, welcher auf eine Reise von zwei bis drei Tagen schließen ließ. Kaum vor einer Woche auf seinem Schlosse Boussac angelangt, bereits an dem kleinlichen Geiste der kleinen Stadt sich langweilend, schied er schon wieder, mit einer Umarmung, einen Ausflug ankündend, von seiner Mutter, welche sich mit größerer Zärtlichkeit als Aufrichtigkeit, darüber nicht zu beunruhigen versprach. Der Tag war herrlich; die Morgensonne begann den Thau auf den Haidekräutern zu saugen. Unser junger fahrender Ritter konnte sich über die Nachtherbergen, die er antreffen würde, keinen Täuschungen hingeben. Man hatte ihm die schönen Aussichten und die Alterthümer der Gegend mehr als deren Gasthäuser gerühmt, und er nahm sich vor, die Beschwerden und Entbehrungen eines poetischen Ausfluges in einem unbebauten, entvölkerten und fast wilden Lande, als Stoiker, wo nicht als guter Christ, zu ertragen.

Wilhelm war, freilich nicht in ganz gerader Linie, ein Abkömmling des berühmten Marschalls von Boussac, eines Waffengefährten der Jungfrau von Orleans, eines Mitbesiegers der Engländer und Mitbefreiers Frank-

reichs unter Carl VII. Zur Rechtfertigung des Grundsatzes, daß große Namen nicht aussterben dürfen, hatte die Heirath einer Enkelnichte dieses Hauses, zur Zeit Ludwigs XIV., die Herrschaft und den Namen von Boussac an eine Familie aus dem guten Adel des Landes gebracht. Wilhelm hatte seinen Stammbaum nicht allzugenau geprüft, sondern gleich vielen Edelleuten zur Zeit der Restauration, in seinem Herzen die ritterlichen Ideen neubelebt, und durch die Stärke der Einbildungskraft jene des Blutes ergänzend, glaubte er fest, das Blut der alten Helden ungemischt in seinen Adern zu fühlen. Uebrigens war er ein braver junger Mann, etwas zurückhaltend in seinen Manieren, und von sehr aufrichtigem Herzen, sittsam wie ein unter den Augen einer frommen Mutter auferzogenes Kind, und endlich romantisch, wie man es vor zwanzig Jahren mit zwanzig Jahren war.

Diese glückliche Zeit ist vorüber. Jetzt sind unsere Söhne schon auf den Schulbänken Zweifler und verderbt. Aber 1820 verzweifelte man nur mit Werther, René oder dem Giaour, und dieß war unendlich vorzuziehen; denn man betrieb die Verzweiflung nur aus Liebhaberei, und ertrug sie als Mann von Welt. Wilhelm neigte sich gar nicht der Stimmung zu, sich unglücklich zu fühlen; er war nur schwermüthig, und fand in der Poesie des Christenthums hinlänglich schöne Eingebungen, um sich, wenn auch nicht sehr ernstlich, wenigstens doch mit großem Mitgefühle, in den

Schooß der erst wieder Mode gewordenen Religion zu flüchten. Wir müssen noch hinzufügen, daß er gewisse moralische Grundsätze erhalten hatte, und edle natürliche Antriebe besaß, daß alles Schlechte und Gemeine ihn anwiderte, und daß er in Folge fleißigen Lesens guter Bücher sich eine Art romantischen Ideals seines Geschickes bildete, welches ihm die Selbstachtung, wenn auch nicht ohne einige Ueberschätzung, zu sichern geeignet war.

In Gedanken vertieft, und sich im Geiste wieder der prachtvollen Schilderungen des poetischen Galliens von Marchangy erinnernd, ließ er links das römische Feld von Soumans, und wendete sich, zum Theil auf gut Glück, gegen den Berg von Toull, den er mit Aufmerksamkeit zu besuchen gedachte, und nur immer von weitem gesehen hatte. Trotz dem Zureden seiner Mutter, wollte er weder von einem Führer noch von einem Diener sich begleiten lassen, um sich besser den Eindrücken in der Oede hingeben, vielleicht auch ungehinderter Wagnisse bestehen zu können.

Er kam an dem melancholischen Kirchhofe von Pradeau vorüber, dem Hügel zur Seite gelegen, wie ein Aufruf an die Andacht des Reisenden; und die zahlreichen Kreuze von weißem Steine entlang, die in Zwischenräumen wie Schildwachen hingestellt waren, um Unglücksfällen zur Winterszeit vorzubeugen, erreichte er endlich gegen Morgen den Fuß des Berges von Toull.

Der Berg von Toull, oder vielmehr Toull-Sainte-

Croix, ist eine alte gallische Stadt, unter Julius Cäsar von den Römern erobert, und von den Franken im vierten Jahrhunderte unserer Zeitrechnung zerstört. Man findet dort römische Alterthümer, wie fast überall in Frankreich, aber hierin liegt nicht der besondere Werth dieser furchtbaren Ruine. Was davon übrig ist, diese unendliche Menge von kaum roh behauenen Steinen, wo man vergebens eine Spur von Mörtel suchen würde, das sind die rohen Baumaterialien der ursprünglichen gallischen Stadt, so wie sie unsere Ahnen benützten. Zur Zeit des Vercingetorix, stiegen drei Umschließungen von Faschinen und festgeschlagener Erde, überkleidet mit trockenen Steinen, an der Seite des Hügels terrassenförmig empor. Der Hügel ist seitdem durch die ganze Masse der Materialien erhöht worden, woraus die Stadt gebaut war, und jetzt ist er buchstäblich ein hoher Berg von Steinen, ohne Möglichkeit eines Pflanzenlebens, und trostlos anzuschauen. Vierzehn Häuser und eine ärmliche Kirche, mit der Grundfeste eines alten Feudalthurmes, und ein einziger sehr verkümmerter Baum, bilden auf dem Gipfel des Berges einen armseligen Flecken. Dieß ist's, was aus einem der festesten Vertheidigungsplätze des Grenzlandes zwischen den Biturriges und Avernes wurde, ein wüstes Gebiet, welches die neuen Abmarkungen weit genug in den Umkreis des Departement von Creuse hineingerückt haben, früher jedoch abwechselnd Berry und Marche, Combraille und Bourbonnois gewesen ist.

Die Grafschaft Marche war selbst eine Schöpfung des Mittelalters, die sich verkleinerte oder vergrößerte nach dem Schicksalswurfe der Schlachten, und nach den Wechselfällen des Glückes der Fürsten. Toull war im Mittelalter die äußerste Grenze von Berry, an den Marken von Combraille, nach der alten gallischen Eintheilung. Combraille war das Land der Lemovices. Die Eintheilung der Departements ist in allen Punkten bewundernswerth, ausgenommen daß sie einen letzten Schleier der Vergessenheit auf die ohnehin schon dunkle Geschichte der kleinen Ortschaften wirft.

Der Bewohner dieser Berge, einem undankbaren Boden zugethan, ist an eine sparsame Nüchternheit gewöhnt, und zugleich der gewinnsüchtigste auf der Welt. Er ist thätig und betriebsam, wie alle, welche eine stiefmütterliche Natur unter das Joch der Nothwendigkeit beugt. Er liebt diesen undankbaren Boden, der ihn nicht ernährt, und wenn er in seiner Jugend das Geschäft eines Roßtäuschers oder böhmischen Maurers betrieben hat, kehrt er zurück, um unter seinem Strohdache am Fieber zu sterben, seiner Familie den Erlös seiner Arbeit oder seines Talentes vermachend. Offener und gebildeter, als seine Nachbaren in den angrenzenden glücklichen Thälern von Berry, faßt er Fremdes besser auf, und mißtraut ihm mehr. Er ist, nach dem Ausdrucke Balzac's, liebenswürdig wie alle sehr verderbten Leute. Inzwischen ist er besser, als sein Ruf, und wenn ihm daran gelegen, achtungswerth

zu erscheinen, ist er es nicht halb. Er fügt dann die Redlichkeit und Ergebenheit zum Verstande, zur Thätigkeit, zum Muthe, zur Ausdauer.

Die Mädchen wandern auch in ihrer Jugend aus dem Vaterorte, und dienen gerne als Mägde in den benachbarten Provinzen; sind sie schön, so rücken sie dort schnell von Mägden zu Geliebten vor, und die gesetzliche Gattin aus Berry darf es nicht wagen, mit einem Buhlweibe aus der Marche in die Schranken zu treten. Jene, die nach einem reinen und arbeitsamen Leben in ihre Berge zurückkehren, um sich der Sorge für ihre Familie zu weihen, sind treffliche Wirthschafterinnen, und andere, welche sie nie verlassen haben, besitzen oft eine Sittenreinheit von größerem Werthe, als die Ankünstelung ihrer Landsmänninen.

Der erste Eingeborne des Berges von Toull, an den sich Wilhelm von Bouffac wendete, war ein verschmitzter, lustiger, spaßhafter und freundlicher Geselle; aber er gehörte zu denjenigen, welche aus dem Mißtrauen ein Geschäft machen, aus jener Klugheit des Armen, die sich weder durch schöne Kleider noch durch schöne Worte täuschen läßt. Er stand auch von dem Steine nicht eher auf, auf welchem er saß, sein schwarzes Brod verzehrte, und die Unterhaltung mit dem jungen Reisenden umsonst genoß, bis dieser bei der Forderung von Dienstleistungen das Wort von Belohnung dafür verlauten ließ, welches man ihm für diese Reise, um es ja nicht zu vergessen, ganz beson-

ders empfohlen hatte. Kaum hatte er diese zauberhafte Aeußerung gemacht, als der alte Leonhard hurtig sein Messer zuklappte, den Rest des Käses in seine Tasche steckte, und die Zügel des Pferdes fassend, das nur noch mit Mühe den Steinweg hinanklomm, schickte er sich an, Wilhelm in die möglichst-beste Nachtherberge zu geleiten.

„Gerne würde ich Sie zum Schulmeister führen," sagte er; „aber er kann Ihnen nichts auftischen, als rohe Zwiebeln. Ich könnte Sie auch zum Herrn Pfarrer führen, allein er hat meinen Jungen mitgenommen, um den lieben Gott einer sterbenden Frau in den Berg zu bringen. Ich würde Sie in mein Haus aufnehmen; aber meine Frau ist auf dem Felde, und ich muß für die Sterbende das Grab machen; denn ich bin der Sacristan der Pfarrei. Ich könnte Sie auch noch in den Gasthof führen . . . . ., aber es giebt hier keinen. Ich will Sie geradewegs zur Mutter Grethe bringen, die ein berühmtes Wirthshaus hat, wo Sie nichts vermissen werden. Sie haben alles Nöthige mitgenommen, nicht wahr? Haben Sie keinen Haber unter Ihrem Felleisen? Und in diesem steckt wohl weißes Brod und eine Flasche Wein?

„Ich habe gar nichts mitgenommen," erwiederte Wilhelm, „und ich sehe, daß ich mich darauf gefaßt machen muß, nichts zu finden."

„Nichts? — Sie haben nichts?"

„Nichts, als ein wenig Geld," sagte Wilhelm, der

ihn geneigt sah, den Zügel des Sport, seines schönen englischen Pferdes, ganz sachte fahren zu lassen.

„Mit Geld läßt sich viel machen," erwiederte der Sacristan; „kommen Sie nur, und man wird sich Mühe geben, alles aufzutreiben, was Sie bedürfen."

Wilhelm war abgestiegen, und blieb bei jedem Schritte stehen, um die Steine zu untersuchen, die zu beiden Seiten des Weges in weißlichen Stücken sich erhoben. Indem er sie umkehrte, suchte er dort eine Arbeitsspur von Menschenhand zu finden, und da er nur eine rauhe und kaum merkbare gewahrte, begann er das Dasein der Hauptstadt der Cambiovicences für sehr wahrscheinlich zu halten, als der Bauer, seine Gedanken errathend, zu ihm sagte:

„Dieß war ein Bauwerk, mein Herr, zweifeln Sie nicht daran. Man findet hier zwei Arten, von denen eine so fest mit Mörtel verkittet ist, daß man den Stein vom Mörtel gar nicht trennen kann, (aber sie ist selten, und nur durch Nachgraben zu finden); die andere, zugleich viel ältere, war nur durch Erde zusammengehalten. Dieß war, wie es scheint, die Bauart in der alten Zeit, zur Zeit der Gallier, wenigstens vor zwei hundert Jahren — Bah! was sag' ich? wenigstens vor vier Jahrhunderten! —"

„Ja, wenigstens," erwiederte Wilhelm lächelnd. „Seid Ihr manchmal aus der Gegend hinausgekommen?"

„Oh, ja, mein Herr; ich war oft in Bouffac, und auch in Chambon!"

„Nie in Paris?“

„Niemals, und doch bin ich ein eben so guter Maurer, wie jeder andere. Ist wohl leicht Maurer sein bei uns, wo es nur Steine giebt; aber ich konnte den andern *) nicht folgen. Ich hinke, wie Sie sehen, und hinke von Kindheit auf. Deßwegen hat man mich zum Sacristan gemacht; ich fege die Kirche und diene bei der Messe; ich bin auch Todtengräber, und kann die Küche besorgen. Ich bereite Gastmahle und Beerdigungen, ungerechnet meine Mitwirkung bei Taufen. Und Sie, mein Herr, Sie sind in Paris gewesen?“

„Fast so lange ich lebe.“

„Sie sind vielleicht Straßenbau-Ingenieur? Sie dürften wohl die unserigen herstellen.“

„Sie hätten es wohl sehr nöthig; aber ich bin kein Ingenieur.“

„Sind Sie kein Krämer (Hausirer)? Nein, Sie haben ein zu kleines Packet, hätten aber da ein schönes Thier zum Tragen des Waarenballens.“

„Ich bin eben so wenig Krämer.“ Und Wilhelm brach kurz ab auf die Fragen des Sacristan — Koch — Todtengräbers, indem er ihm den Zaum seines Pferdes aus der

---

*) Die Marche sendet täglich eine beträchtliche Menge Maurer nach Paris, um dort während der schönen Jahreszeit zu arbeiten. Im Winter gehen sie wieder nach Hause. Seit der Zeit Julius Cäsars widmeten sich die Bewohner der Marche vorzugsweise dieser Beschäftigung.

D. V.

Hand nahm, um es vorsichtig durch die niedere Thüre des Ziegenstalles der Mutter Grethe zu führen. Eine alte Fee mit bärtigem Kinne stellte sich, begrüßend, als Wirthin vor, und indem sie ihm die Seiten des Sport mit Stroh reinigen half, machte sie den zweiten Theil des von Leonhard begonnenen Fragenduetts. — „Sind Sie der Junge (der Sohn) des Herrn Grandin von Gouzon?“ — Kommen Sie von Bouffac? — Trinken Sie die Heilquelle von Evaux? — Sie sind vielleicht der Neffe von Madame Chantelac, die zu Chatelus wohnt?“

„So viel ich weiß,“ fuhr die Alte fort, ohne sich von den lakonischen Verneinungen des jungen Mannes abwendig machen zu lassen, „sind Sie Herr Marsillat, nicht der alte, der gestorbene, sondern der junge, welcher Gesetzmann in Bouffac ist?“

„Ich bin weder der alte, noch der junge Marsillat,“ erwiederte Wilhelm.

„Daß Dich! Alte ohne Augen!“ versetzte der Sacristan. „Ihr habt gar oft den Jungen des Herrn Marsillat gesehen! Er ist schwarz, und dieser da ist blond!“

„Meinetwegen! Aber ich kenne keinen von diesen Herren. Mir scheint's, daß sie alle ganz gleich gekleidet sind, und ganz gleich aussehen. Es ist nun einmal die Wahrheit, daß ich sie nicht kenne, meiner Treu!“

„Eure Tochter ist nicht so, wie Ihr, Mutter Grethe; sie kennt sie gut. Wollen wir sie doch ein wenig ru-

fen, um zu sehen. Claudine! Claudine! *) Komm doch her! Ich möchte mit Dir sprechen!“

„Was wollt Ihr denn?“ erwiederte eine frische, klare Stimme, die über dem Haupte Wilhelms klang, und fast in demselben Augenblicke sah er ein braunes, anlockendes und entschiedenes Gesicht an der Fallthüre des Heubodens erscheinen.

„Bring uns frisches auf der Spitze Deiner Heugabel,“ sagte Leonhard, „und schau mir da diesen jungen Herrn an. Kennst Du ihn?“

„Nein.“

„Ist's also nicht Herr Leon Marsillat?“

„Ei potztausend, Ihr wißt wohl, daß er es nicht ist, alter Harmlos! Ihr kennt den Herrn Marsillat so gut, wie ich.“

„Oh, zum Beispiel, Claudine, das sind Lügen; ich kenne sie nicht so gut, wie Du.“

Das junge Mädchen zuckte die Achseln, ward überroth, und zog sich hastig von der Fallthüre zurück.

„Warum sagst Du meiner Tochter immer Dummheiten, alter Schelm?“ sagte Mutter Grethe, die dennoch nicht sehr aufgebracht schien.

„Man muß wohl ein wenig lachen, besonders vor Bauern,“ antwortete der Schlaukopf Leonhard. „Sonst

*) Claudie wird Liaudie oder Liaudite ausgesprochen, und ist so ein in Berry sehr verbreiteter Name.

D. V.

hielten sie uns für gar so dumm! Dieß geschah nur, um Euch zu zeigen, daß Claudine die Herren kenne."

„Haltet Euer loses Maul! Claudine hat nicht nöthig, die Herren anzusehen. Die Herren werden sie schon ansehen, wenn sie wollen."

„Zur Nachricht für Reisende!" dachte Wilhelm; „aber ich will nicht in die Fußstapfen Marsillat's treten. Solche Eroberungen führen mich nicht in Versuchung. — „Herr Leon Marsillat kommt also öfter hierher?" fragte er den Sacristan.

„Oefter, als ihn die Reihe trifft!" antwortete Leonhard mit einer boshaften Miene und blinzelnden Augen.

„Hat er Geschäfte hier?" fragte Wilhelm wieder, indem er sich stellte, als verstehe er ihn nicht; um zu hören, mit welchem Vorwande Marsillat seine Besuche in dieser wilden Gegend beschönige.

„Er kommt, wie man sagt, um Vieh zu kaufen, mein Herr; denn wir züchten Vieh auf unsern Weiden, und insbesondere unsere Stute ist berühmt."

„Ich weiß es."

„Aber potz Velten! Herr Marsillat feilscht alle Stutfüllen der Gegend, ohne etwas zu kaufen! Oder wenn er etwas kauft, so scheint er bald genug daran zu haben, und kommt wieder zum Tauschhandel. Dabei setzt er das Seinige zu. Jedoch Unterhaltungen kosten Geld! Sein Vater machte es seiner Zeit, wie er. Nur Mutter Grethe erinnert sich nicht mehr daran,

seitdem sie drei Viertheile ihrer Augen verloren hat; aber ihre Tochter sieht klar für zwei."

„Schweigt doch einmal, zweimal!" sagte die Alte, „und nehmt die Heugabel. Ihr seht wohl, daß dieser Herr die Streu selbst macht, während Ihr schwätzt wie ein alter Staar."

„Müßt Euch nicht ärgern, Grethe! Eure Tochter ist nicht die Einzige, die mit Herrn Leon plaudert."

„Und ich, gerade ich selbst sage Euch, daß er mit ihr am wenigsten plaudert."

„Ei ja, ei ja! Ich weiß wohl, daß es noch eine Andere giebt, mit welcher er sich gerne einließe; aber es geht nicht recht. Claudine! Claudine! Ist es nicht wahr, daß es eine Andere giebt? Und daß, während Ihr Euer Vieh im Walde von Vernede oder auf der Seite der aufgerichteten Steine hütet, Herr Leon mit seiner Flinte erscheint, sich in die Gräben setzt, und dann die Plauderei beginnt, sey's mit der Einen, sey's mit der Andern?"

„Das Ganze ist ein Gemisch von Lügen!" schrie Claudine mit Entrüstung, indem sie sich wieder der Fallthüre näherte, mit zürnender Miene. „Ihr habt die böseste Zunge in der ganzen Gegend, die doch keinen Mangel daran hat!"

„Ganz gleich," versetzte Leonhard lachend; „es giebt Eines unter Euch schönen Mädchen, das nicht mehr mit Euch auf das Feld gehen will, angeblich, weil Ihr zu viel Besuche anlockt. Vielleicht möchte es die Besuche

für sich selbst behalten, vielleicht, weil Ihr mit Eurer Freundin eifert, und sie anknurret; vielleicht auch, weil sie bleiben will, wie sich's gebührt, um den Ochsen zu erwischen."

„Sprecht nicht davon!" schrie Mutter Grethe ganz zornig.

„Ihr habt heute den Teufel auf der Zunge!" —

„Nein! Müßt nicht vom Ochsen reden vor den Fremden. Sie könnten ihn Euch nehmen. Haltet ihn fest, ja doch!"

Da der junge Baron sie in Räthseln sprechen hörte, und wenig Lust hatte, die spaßhaften Sticheleien des Sacristans noch länger anzuhören, beschloß er, die Alterthümer von Toull-Sainte-Croix zu besehen, und erst vom gebieterischen Hunger getrieben in diese traurige, von Waschlauge und Käse stinkende Herberge zurückzukehren. Sein Geist war so ernst, wie er in seinen Jahren und bei einer etwas verweichlichten Erziehung nur immer seyn konnte. Er liebte das Land und die Bauern von weitem, in seinen Erinnerungen. Dann träumte er sie sich ernst, einfach, rauh, wie Châteaubriand's Natchez. In der Nähe fand er sie roh, unreinlich und cynisch. Er entfernte sich, bereits überdrüßig der frühern Neigung, mit ihnen zu verkehren.

Nach Besichtigung der drei Löwen, — Denkmale englischer Eroberung unter Karl VI., von den Bauern zur Zeit der Jungfrau von Orleans umgestürzt, zerbrochen, verstümmelt und unförmlich geworden, mit den

Nasen im Kothe liegend, — wendete sich Wilhelm gegen den Feudalthurm, dessen Grundfeste noch gut erhalten, und von einem Bewohner der Umgegend in einen Keller, zur Aufbewahrung seiner Lebensmittel, umgeschaffen war. Dieser Mann hatte ihn vom Boden bis zum ersten Stockwerke wieder mit Erde erhöht, und steinerne Stufen angebracht, um zur kleinen Platte hinaufsteigen zu können, die der höchste Punkt des Berges und der ganzen Gegend ist.

Heut zu Tage, wo der Umschwung der Ideen, das Studium des Alterthums und die Vorliebe für Naturschilderungen selbst dieser verlornen Gegend eine Art von Forschungstrieb eingeflößt haben, könnte es sich wohl ereignen, daß man im Herbste auf der Platte von Toull bisweilen einen Gymnasiasten aus Bourges zur Ferienzeit, einen eifrigen Touristen aus Châtre, einen Cicerone aus Liebhaberei von Boussac anträfe. Aber zur Zeit, da Wilhelm zum ersten Male dort war, fiel es schwer, Ansprache zu finden. Die ganze kleine Bevölkerung des Fleckens hatte mit Feldarbeiten zu thun, und zur Mittagszeit hörte man kaum eine elende Henne in den Gehägen glucksen.

Wilhelm fühlte sich von der Unermeßlichkeit, die sich vor seinen Blicken hinbreitete, wie geblendet. Von der einen Seite sah er die unfruchtbare Marche, ohne Bäume, ohne Behausungen, mit ihren kahlen Hügeln, engen kleinen Thälern, dürren Abhängen, wo bisweilen ein Steinregen jeden Pflanzenwuchs schien erstickt zu

haben, und ihre gallischen Cromlechs erhoben sich in der Oede, wie eine Verwahrung der alten Götzenwelt gegen die Fortschritte der Menschengeschlechter.

Im Hintergrunde dieser düstern Landschaft sah der junge Baron von Boussac die kleine Stadt, deren Namen er trug, und sein schönes Schloß, wie einen in den Felsen von Petite-Creuse verlorenen, gelblichen Punkt. Umkehrend erblickte er zu seinen Füßen Combraille, und noch ferner Bourbonois mit seinen anmuthigen Gewässern, seinem reichen Pflanzenleben, und seinen weiten Ebenen, die sich wie Azurgürtel bis zur unermeßlichen Rundgrenze des Horizontes erheben. Eine prächtige Fernschau, die man aber nicht lange ertragen kann. Diese Endlosigkeit erregt Schwindel.

Zunächst fühlst Du Dich dort herabgestimmt, daß Du dem Fluge der Schwalbe durch den glanzerfüllten Raum nur mit den Augen folgen kannst; dann geblendet von der Tiefe des Himmels, der Dich von allen Seiten umhüllt; die Lebenskraft der Luft, in dieser hochliegenden Region zu jeder Jahreszeit kalt, durchdringt Dich, und preßt Dir den Athem zusammen. Mich dünkt, daß man auf allen abgesonderten Gipfeln, wie auch bei dem Anblicke des ganzen Gesichtskreises, den deutlichsten Begriff von der Rundung der Erde bekomme, und man bildet sich ein, auch jenen von der reißend-schnellen Bewegung zu haben, welche sie in ihrer ewigen Umkreisung beschleuniget. Man fühlt sich hingerissen in diesen unvermeidlichen Flug durch die

Abgründe des Himmels, und haſcht vergebens über ſich nach einem Zweige, um ſich zu halten. Ich weiß nicht, ob nicht die früher auf dem Gipfel dieſes Thurmes gebannten Wächter, — noch gegen hundert Fuß höher, als heut zu Tage, — zu einer ärgern Strafe verurtheilt waren, als jene der Gefangenen iſt, die in die Nacht der Kerker vergraben ſind.

Unſer Reiſende konnte die traurige Größe eines ſolchen Anblickes nicht lange ertragen. Er hatte dort Begeiſterung zu finden gehofft; aber die Begeiſterung läßt ſich nicht von jenen antreffen, welche ſie ſuchen; ſie kommt zu uns, wenn wir ſie verdienen. Das Kind, welches der Poeſie nachlief, aber noch nicht lange genug gelebt hatte, um ſie in ſeinem Innern zu erzeugen, fand durch dieſen Verſuch nur den Schrecken des Alleinſtehens.

Er ſtieg daher von dieſem Leuchtthurm ſchneller herab, als er hinaufgekommen war, und da er ſich inmitten eines glühend-heißen Tages von Froſt durchſchauert fühlte, ſuchte er eilig Schutz gegen die Hitze der Luft und die Kälte der Bergplatte. Hinter dem Flecken zurückkehrend, gewann er bald den Abhang des Berges, und in wenigen Augenblicken befand er ſich gegen Mittag, das heißt: ohne Uebergang in eine andere Natur verſetzt, in eine andere Jahreszeit, in andere Gedanken. Von der Seite von Creuſe iſt nur ein einziger Baum gepflegt von der Kirche zu Toull, emporgewachſen, den Winden zum Trotze, den unermüd-

lichen Fegern der Heiden und der kahlen Berge der Marche; aber von der Seite von Boëse erscheint alles anmuthiger. Die sandgescheuerten Wege vertiefen sich unter mächtigen Hecken, und der Kirchhof von Toull erscheint auf einer sanftgeneigten, von schönen Bäumen umschatteten Ebene. Dieser Ort bot auch der ermüdeten Stirne unsers Reisenden eine Zufluchtsstätte, vergleichbar für ihn in diesem Augenblicke mit den elysäischen Gefilden der Alten.

Leicht erstieg er die Steinblöcke, welche dieses Ruhegefild umgürten, und da er sich ganz allein sah, vertiefte er sich in das hohe Gras der verfallenen Gräber. Eine süße Wärme durchströmte seine Glieder; kein Lufthauch durchsäuselte die Zweige der Kastanienbäume und Birken, die sich über seinem Haupte wölbten, und auf ihn herabsenkten. Der Horizont, eingeengter, funkelte noch seitwärts durch die grüne Laubkuppel; aber als er sich in das kräftige und blumige, vom Nachlaße der Todten wohlgenährte Gras legte, verbarg er sich bald vor dem Schimmerblicke dieses Himmels, der ihn verfolgte. Ein stärkender Schlummer spannte seine Glieder ab, und die ausbeutende Biene umschwärmte ihn mit harmonischem Summen, das ihn in Träumen wiegte.

So ruhte er wohl seit zwei Stunden, als das Geräusch eintöniger Stimmen ihn nach und nach weckte. Da er wieder zur Besinnung kam, und sah, wo er sich befand, erspähte er zwei Personen, die er kurz zuvor

hatte sprechen hören. Der Sacristan Leonhard und Mutter Grethe waren es, die nicht weit von ihm sich unterhielten. Wilhelm richtete sich auf, und sah den Sacristan=Todtengräber bis an die Knie in eine Grube versenkt, die er langsam aushöhlte, und die alte Frau, welche auf einer großen, aus der Erde hervorragenden Wurzel saß, und emsig blaue Wolle spann. Sie bekümmerten sich gar nicht um ihn, und begannen ein wunderliches Gespräch, welches dem jungen Baron eine Fortsetzung der Träume schien, die während seines Schlafes ihn umgaukelt hatten.

Zweites Kapitel.

Der Kirchhof.

„Geht, geht," sagte der Sacristan wohlgemuth, „müßt Euch nicht so ärgern, Mutter Grethe. Ich werde nichts mehr zu Claudine sagen, auf mein Wort! und was den Ochsen betrifft —"

„Es ist kein Ochs, weil es ein Kalb ist! unterbrach ihn die Alte.

„Es ist kein Kalb, weil Ihr immer sagt, daß es Hörner hat. Nun, müßt sagen, es ist ein Stier."

„Sagt was Ihr wollt, von dem will ich mit Euch nicht sprechen." „Auch gut! Mein Weib ist ganz anders, als Ihr; es spricht mit mir davon öfter als es mir

lieb ist, und je mehr ich mich über die Alte lustig mache, desto mehr glaubt sie daran. Oh, wie einfältig sind die Weiber!"

„Und was würdet Ihr sagen, wenn Ihr ihn gesehen hättet?"

„Ihr habt ihn also gesehen?"

„Nein; aber ich war sehr oft dem Augenblick nahe, ihn zu sehen."

„So geht's mir gerade auch; immer bin ich hinter diesen Augenblicke her; aber den Augenblick geht seines Weges, und ich sehe nichts."

„Ich begreife nicht, wie Ihr ein Vergnügen daran finden könnt, über alles so zu lachen."

„Ei, wenn man über so was nicht lachen sollte, dann —"

„Lacht bei uns, wenn's Euch Spaß macht; aber lacht nicht vor den Fremden, die nicht von hier sind. Dieß könnte uns Unglück bringen."

„Gebt Acht, gebt Acht! Mutter Grethe, ich spüre etwas Hartes unter meiner Schaufel. Das könnte wohl das Ding sein, mein' ich. Hebt Eure Schürze auf, ich will Euch eine Masse Goldes hineinthun."

„Hu! werft doch nicht so die Christengebeine auf mich! Das macht Furcht!"

„Es thut ihnen ja nicht weh, geht! Seitdem ich Gräber mache, hab' ich noch nie etwas anderes gefunden, als so etwas, dürft mir's glauben. Noch mehr! Noch mehr! . . . Nichts als Tod! Müssen erschrecklich

viele Menschen umgebracht worden seyn da'rum, vor uns; denn diese Knochen wollen gar kein Ende nehmen."

„Es ist auch nicht so gut graben! Je länger man gräbt, desto mehr gräbt man auf; je mehr Steine 'raus kommen, desto weniger findet man."

„Denkt Ihr denn immer daran? Die alten Weiber sind stets so. Sie machen sich einander verrückt mit ihren Geschichten, die sie sich erzählen."

„Aber man hat es ja immer so erzählt in dieser Gegend, seit die Welt steht! Was man zu allen Zeiten sagt, kann doch nicht unwahr seyn!"

Nun fing die Alte an, ganz eifrig zu sprechen, aber in der Bauernsprache der Marche, und obwohl diese Mundart an und für sich nicht schwer zu verstehen ist, so wird sie doch wegen der starken Wortkürzungen, und der Zungengeläufigkeit der Weiber, womit sie dieselben hervorsprudeln, ungeübten Ohren unverständlich. Die Bewohner jenes Theiles der Marche, der lange Zeit hindurch das eigentliche Berry war, sprechen durcheinander die Bauernsprache und das naive Altfranzösisch, das in Berry gesprochen wird. *) Sey's

*) Dieses Französisch ist äußerst merkwürdig, und wir sind überzeugt, daß die „Langue d'oil" die älteste Sprache ist, die in Frankreich sich erhalten hat. Da sie aber mit besondern Ortsausdrücken überladen ist, welche fortwährende Erklärungen nöthig machen würden, so wollen wir unsere Hauptpersonen nur in einer freien Uebersetzung sprechen lassen. D. V.

aber, daß die alte Frau die „Langue d'oc“ [1]) geläufiger sprach, als die „Langue d'oil“ [2]), oder sich in ihrer Mundart geheimnißvoller ausdrücken zu können glaubte, sie brachte den Todtengräber dahin, sich gleichfalls derselben zu bedienen, und Wilhelm hörte auf, sie zu belauschen.

Während sie ihr Gespräch unter schallendem Gelächter des Todtengräbers fortsetzten, horchte Wilhelm noch von Zeit zu Zeit unwillkürlich, und haschte einzelne fremde Worte auf, die ihm sonderbar vorkamen. Immer war die Rede von Goldochs, Goldkalb, von Schatz, von Goldgrube, und dieser beharrliche Gleichklang erweckte in dem jungen Manne unbestimmte Erinnerungen aus seiner ersten Kindheit. Er war auf dem Schlosse Boussac geboren, und dort von einer kräftigen und ergebenen Bäuerin gesäugt worden, deren Name ihn durchaus nicht mehr einfallen wollte.

In einem Alter von fünf Jahren hatte er das Land verlassen, und war nur einmal dahin zurückgekommen, im Jahre **1816**, zur Zeit, da seine Mutter sich's in den Kopf setzte, wieder die stärkende Luft ihrer, unter dem Kaiserthume ein wenig vergessenen Herrschaft zu athmen, und zu jener Zeit hatte Wilhelm nicht daran gedacht, sich nach seiner Amme zu erkundigen; aber die sonderbaren Ausdrücke, die aus den langen Reden der Mutter Grethe immer wieder auftauchten, erweckten in

---

[1]) u. [2]) Volks-Mundarten in Frankreich. D. Ueb.

ihm eine dunkle Erinnerung an die Vergangenheit. Er erinnerte sich nun, diese von ihm vergessene Bauernsprache mit seiner Amme, früher als französisch, gesprochen, und sie nach und nach wie seine Muttersprache verstanden zu haben. Auch seine Amme hatte ihm vom Goldkalb und von der Goldgrube erzählt. Sie wußte hierüber tausend Mährchen und tausend wundersame Lieder, die in seinen Träumen ihn beschäftigten; und jene treue Kindwiegerin, welche gleich einer Sybille die ersten Regungen der Phantasie leitet, die erste Freundin des Menschen, die Bonne, diese so treffend die Nährerin (Amme) genannte Person, diese eigentliche, von der andern nur immer eifersüchtig beneidete Mutter, stand nun vor Wilhelms innerm Auge wie ein verehrungswürdiges Bild, wie ein heiliges Wesen, und er bereute es, sie so lange vergessen zu haben.

Er konnte nicht begreifen, daß seine religiöse und in allen Beziehungen so achtungswerthe Mutter, niemals mit ihm von ihr gesprochen hatte. Ihm schien es ein Verbrechen, ihm, der den Geist des Christenthums gelesen, und vom Klange der Glocken gerührt wurde „die an seiner Wiege gesungen," daß er die Sorge in seinem Herzen hatte schlummern lassen, dieses Weib aufzusuchen, und in seinem vermuthlichen Mißgeschicke zu unterstützen. Vielleicht war's Mutter Grethe! Wilhelm schaute, auf sein Knie sich erhebend, durch die Stiele der hohen Gräser, und betrachtete sie mit Rührung. Konnte seine ehemalige Amme schon so alt

sein? Konnte dieses Weib durch Elend schon so verkümmert sein, das man als jung, kräftig und gesund zu seiner Säugamme gewählt hatte? Claudine war jedoch jünger als er, etwa zwanzig Jahre alt, und die von Armuth zu harten Arbeiten gezwungenen Weiber altern oft um ein halbes Jahrhundert.

Indessen diese Gedanken ihn beschäftigten, hatte Leonhard dem Gespräche eine andere Wendung gegeben, und wie er es mit seinem Pfarrer plaudernd zu thun pflegte, fuhr er nun wieder in der französischen Sprache von Berry fort.

„Es ist denn doch ein drolliger Gedanke," sagte er, „daß es, nach so langer Arbeit für Andere, einen Dienst giebt, den ich mir nicht selbst werde erweisen können."

„Euer Junge wird Euch Euer Grab machen; er bekommt wohl Euern Dienst?"

„Ich hoff' es wohl. Wißt Ihr, auf wem Ihr sitzt, Mutter Grethe?"

„Ei ja! Wartet nur! Das muß auf dem Vater Juniat seyn; denn das Gras ist sehr lang, und es ist wenigstens zehn Jahre her, daß er gestorben ist."

Nun denn! nein, Ihr kennt die Kunden des Brennnesselgartens (Kirchhofes) nicht. Hier liegt der arme Lauriche. Ein gutes Kind! Ah! wie hab' ich mich damals mit ihm unterhalten! Ein flotter Bursche! Wißt Ihr noch, wie er Euch bei Jambette's Hochzeit lachen machte?

Armer Mensch! Ich weiß es noch gut, und auch das Lied, welches er so gut sang! —

Die Alte hub nun an, mit einer meckernden dünnen Stimme, nach einer sehr merkwürdigen Melodie, eines jener Lieder von Bourbonnais zu singen, dessen Musik in Noten gesetzt zu werden verdiente, könnte man dieß ohne Nachtheil für Anmuth und Originalität thun, worauf der Sacristan mit einer polternden, die lustige Manier des Verstorbenen nachäffenden Stimme einfiel.

„Seyd doch still!“ unterbrach ihn die Alte, „müßt nicht so singen über den Todten.“

„Was da! Wenn er uns hört, freut es ihn, diesen armen Lauriche! Morgen wird eine hierher kommen, dieselbe, für die ich dieses Bett mache, welche auch viele schöne Lieder gewußt hat. Ah! die niedliche Sängerin, die verstand's zu ihrer Zeit!“

„Die habt ihr nicht für dumm gehalten, die da? Sie wußte Langes und Breites über das Goldkalb, und über das Ding, worüber Ihr Euch immer lustig macht.“

„Sie glaubte nicht daran! Sie sagte es nur, um sich einen Spaß zu machen.“

„Sie hatte es doch gesehen!“

„Sie machte sich lustig über Euch.“

„Oh! nein! Ein großes Unglück für uns, daß sie so plötzlich fort muß. Sie besaß Geheimnisse!“

„Mag seyn! Sie wird sie ihrer Tochter vermachen!“

„Ihre Tochter ist ein allzu einfältiges junges Ding.

Das ist ein Weib, die Mutter, das immer Unglück hatte; es fehlte ihr nicht an Gelegenheit, viel zu verdienen, und sie wußte es so gut anzustellen, daß sie arm gestorben ist, wie die andern."

„Sie war zu gut. Sie verlangte nichts, und begnügte sich mit dem Wenigen, was man ihr gab, und so wurde sie vergessen."

„Die Reichen kümmern sich wenig um die Armen! Uebrigens steckt noch etwas dahinter. Die Dame liebte sie sehr, sehr; und auf einmal, liebte sie sie gar nicht mehr, gar nicht mehr. Ich hab dieß wohl gewußt damals!"

„Gut! Aber wie kommt es denn, daß der junge Mensch, den sie aufgezogen hat, niemals an sie gedacht hat?"

„Der war zu jung, und dann kommt er auch selten in die Gegend. Er soll jetzt Soldat seyn, oder vielleicht schon General; denn es heißt, daß man, seitdem es keinen Kaiser mehr giebt, die Alten von lauter jungen Leuten commandiren läßt. Es heißt so, und ist recht drollig! Genug, die arme Seele hatte im Schloße Boussac die Goldgrube nicht gefunden, und ihre Tochter wird keine große Mühe nöthig haben, den Nachlaß zu ordnen. Es bleiben ihr nur einige Stücke Vieh, drei oder vier Schafe, vier oder fünf Ziegen, und ihr schlechtes Haus."

„Und ihre schlechte Muhme, die besser gethan hätte, statt der andern zu sterben."

„Wollte nur Johanna den Bürgern folgen, sie könnte sich wohl davon losmachen.“

„Die Bürger! Die Bürger! Die geben mit der einen Hand, und mit der andern nehmen sie es wieder. Auf die muß man sich nicht so viel verlassen!“

„Muß man also arm sterben, wie man gelebt hat?“

„Wir werden nicht die Ersten seyn, geht, mein armer Leonhard!“ erwiederte die Alte mit einem traurigen Tone.

„Auch nicht die Letzten, meine arme Grethe!“ erwiederte der Sacristan ganz philosophisch.

Nun entstand eine lange Pause, nur vom Rollen des fernen Donners unterbrochen.

„Ah, dieß wird dem armen Weibe das Garaus machen!“ sagte Leonhard, „und wenn es nicht bald stirbt, so wird der Herr Pfarrer bis auf die Haut naß.“

Das hätte ich mir heute früh nicht gedacht,“ versetzte die Alte. „Mit Anbruch des Tages lag so viel weißer Dunst auf den Schilfteichen, daß ich zu Claudine sagte: „Heute Mittag wird's donnern, und dann die arme Tula vor Sonnenuntergang in die andere Welt hinübergehen.“

„Tula?“ rief Wilhelm, indem er aufstand, und mit tiefer Gemüthsbewegung den beiden Landleuten sich näherte.

„Ah! mein junger Herr, wie haben Sie mich erschreckt!“ sagte die alte Parze, ihre Spindel aufhebend, die sie in das Grab hatte fallen lassen.

„Ihr habt einen Namen ausgesprochen, nach welchem ich schon lange forschte. Tula, nicht wahr? Das todtkranke Weib heißt Tula?“

„Ja, mein Herr,“ antwortete Leonhard; „kannten Sie es?“

„Die vor fünfzehn oder zwanzig Jahren Frau von Bouffac bedient hat?“

„Und ihren Jungen gesäugt?“

„Und sie wohnt hier?

„Nicht weit von hier, mein Herr; sie gehört zur Pfarrei, weil sie da begraben wird, sehen Sie, in diesem Grabe, das ich eben mache.“

„Es ist also keine Hoffnung, sie am Leben zu erhalten?“

„Oh nein, mein Herr,“ erwiederte Mutter Grethe: „meine Tochter ist gestern bei ihr gewesen, und da lag sie schon in den letzten Zügen. Man hat alsbald den Herrn Pfarrer geholt mit dem lieben Gotte, sehr schnell, sehr schnell, und fürchtete, er möchte ihn ihr nicht mehr reichen können.“

„Leonhard, Du wirst mich zu dieser Frau führen, nicht wahr?“

„Oh, unmöglich, mein Herr, nicht für Gold und Silber! Denn der Herr Pfarrer wird gleich zurück kommen, und er hätte Niemand, der seiner Stute Heu gäbe; auch muß ich meine kleine Sichel holen, um einen Schnitt Gras zu machen, nur um einen Arm voll davon in die Krippe werfen zu können.“

„Und Ihr, Mutter Grethe?“ fragte Wilhelm, die Geduld verlierend.

„Oh, ich, mein Herr,“ antwortete die Alte, „ich kann nicht mehr laufen, wie Sie. Abwärts kann ich wohl noch steigen, aber wieder hinauf geht's gar hart. Aber Sie könnten wohl ganz allein gehen! Sie sehen doch jenen Hohlweg links, da unten im Grunde? Sehen Sie nicht große weiße Steine und ein kleines Haus daneben? Das ist's! Der Ort heißt Epinelle.“

„Ich laufe hin!“ versetzte Wilhelm.

„Halten Sie doch! Halten Sie doch!“ rief ihm Leonhard zu, „nicht dorthin! Sie kämen nicht mehr heraus. Sie kennen die Schilfteiche nicht, wie mir scheint? Sie würden darin zu Grunde gehen! Ich will Ihnen Jemand rufen, der Sie begleiten soll. Claudine war so eben da. Claudine! He! Claudine!“

Claudinens frisches Gesicht erschien hinter dem Gebüsche, neben jenem ihrer schwarzen Ziege, welche ohne viele Umstände die Hecke des Kirchhofes abweidete.

„Führe diesen Herrn zu Tula,“ sagte der Sacristan, „und plaudere ihm nicht zu viel vor unterwegs — er hat Eile.“

„Soll ich mit hingehen?“ fragte Claudine ihre Mutter mit eben so verwirrter als beherzter Miene.

„Nimm Deine Holzschuhe, und gieb mir Deinen Stab; ich will die Thiere hüten,“ antwortete ruhig die Mutter.

Claudine lief herbei, schürzte ihren Rock auf, häckelte ihren Mantel ein, und schickte sich an, hurtig bergab zu steigen, indem sie rief: „Hierher, mein Herr,“ und mit großem Geräusche die Kieselsteine unter ihrer dröhnenden Fußbekleidung rollen ließ.

Wilhelm folgte ihr mit großer Mühe und Ueberwindung. Diese scharfen Steine, über welche das junge Mädchen zu schweben schien, kollerten unter seine Füße, und durchschnitten seine Stiefel. Er wunderte sich, daß sie ihn nicht über die abgedachte Wiese führte, die sich an diesen kleinen Steinhügeln hinzog. Er wußte nichts von der vollen Heimtücke der Schilfteiche von Toull. Dieß sind zahlreiche Quellen, die nicht auf ebenem Boden hinsprudeln, sondern den Boden durch Sickern von unten ausspühlen. Ein fester, mit zarten und kurzen Binsen überzogener Schlamm, den man für Wiesengras halten könnte, bedeckt sie, und verbirgt dem Auge völlig diesen beweglichen und eben so gefährlichen Letten, wie der Flugsand der Meeresküsten. Langsam vertieft sich darin der Fuß, und der Boden scheint dicht genug, einige Augenblicke einen festen Körper zu tragen. Dieß ist jedoch eine Falle der bösen Berggnomen. Du sinkst nach und nach bis an das Knie hinein, bis an den Gürtel, bis an die Schultern, und jede versuchte Anstrengung, Dir herauszuhelfen, taucht Dich noch tiefer unter. Ohne schnelle Hülfe müßtest Du zuletzt darin zu Grunde gehen, nicht ertrinken, sondern im Schlamme ersticken, und die einfältigen Weiber von

Toull glauben, daß man sofort in die geheimnißvolle versunkene Stadt käme, aus welcher sie bisweilen, bei ruhigem Wetter, die Glocken tönen zu hören glauben.

Die gewandte und leichte Claudine ging etwa vier Schritte vor Wilhelm, und wagte es nicht, ihn anzureden; erstaunt vielleicht, daß nicht er selbst zuerst das Schweigen brach, dachte sie sich: daß der Herr sehr stolz sey. Endlich richtete er, ohne eben ihrem gerundeten Beine, ihrer Armuth und Haltung eine besondere Aufmerksamkeit zu schenken, einige Fragen über die arme Tula an sie. Claudine begann mit: „Was beliebt?" Dieser unvermeidlichen Einleitung des listigen Bauers, der seine Antwort vorbereitet, während er Dich absichtlich zur Wiederholung Deiner Frage veranlaßt, und als der junge Mann wieder geduldig von vorne angefangen hatte, sagte sie:

„Ja, mein Herr, ja; sie war ein sehr braves Weib, sehr reinlich, immer aufgelegt zur Arbeit, eine treffliche Wirthschafterin, und sehr gut für das Leben."

„Was wollt Ihr damit sagen?"

„Sehr dienstfertig gegen ihre Nachbarn, nicht böse, wie ihre Schwester, die Groß-Gothin."

„Hinterläßt sie Kinder?"

„Sie hinterläßt keine Kinder, mein Herr; sie hat nur eine Tochter," antwortete Claudine, „welche, wie in Berry gebräuchlich, das Wort „Kind" nur für das männliche Geschlecht gebrauchte."

„Ist diese Tochter schon alt genug, um sich ihr Brod zu gewinnen?"

„Ei ja! sie ist zwanzig oder ein und zwanzig Jahre alt; denn sie ist gar viel älter, als ich."

Diese Bemerkung machte Wilhelm nicht auf die siebenzehn Jahre Claudinens aufmerksam, mit denen sie prangte. „Wurde dieses Mädchen nicht auf dem Schlosse Boussac geboren?" fragte er.

„Vielleicht, mein Herr. Ich glaube — ja, obgleich ich nicht daran gedacht habe, sie hiewegen zu fragen, und dann war ich auch nicht dort! Mir ist's jedoch, als hätte ich dieß von meiner Mutter sagen hören."

„Das ist meine Milchschwester!" dachte Wilhelm, und beschleunigte seine Schritte.

Als es für Claudine nichts mehr zu beantworten gab, fing sie zu fragen an.

„Sie haben ihr also etwas zu sagen, dieser Johanna"

„Johanna?" rief Wilhelm; „sie heißt Johanna? Wer hat ihr diesen Namen gegeben?"

„Ei! ihre Pathe, ohne Zweifel. Was dieser Herr dumm ist!" dachte sich Claudine.

„Und wer ist ihre Pathe?"

„Ah, dieß weiß ich wohl! Die Herrin von Boussac war's. Kennen Sie sie, die Dame des Schlosses Boussac? Lebt sie? Ist sie zu Hause?"

Wilhelm dachte an keine Antwort. Er war bestürzt über das sonderbare Zusammentreffen, das ihn

nach Toull geführt hatte, um das Grab seiner Amme graben zu sehen, und die lange Vergessenheit seiner Familie wieder gut zu machen, indem er seiner Milchschwester, der Pathe seiner Mutter, seinen Schutz anbot. In dem Zufalle der ihn früher nach Toull als nach Crozant, oder in eine ganz andere romantische Gegend der Marche getrieben hatte, erblickte er einen Fingerzeig der Vorsehung, und dankte Gott, daß er ihm dort, wohin er zu seinem Vergnügen gekommen war, seine Pflicht, so zu sagen, vorgezeichnet hatte.

Als die gefallsüchtige Claudine sah, wie wenig galant er sey, verlor sie die ganze innere Unruhe, die sie bei der ersten Unterredung mit ihren Gefährten so gefällig genährt hatte. Eben so neugierig als erfreut, überhäufte sie ihn mit Fragen, gleich ihrer Mutter und Leonhard. Sie wünschte zu wissen, wer er sey, woher er komme, und besonders, warum er sich so beeile, die Sterbende zu sehen, welches Interesse ihn zu dieser armen Frau und ihrer Tochter führe.

„Hören Sie," sagte sie plötzlich zu ihm, seines geringschätzigen oder absichtlichen Schweigens müde, „ich habe vernommen, daß Sie eine Magd brauchen, und daß Sie kommen, in dieser Gegend hier eine zu miethen, wo sie in gutem Rufe stehen. Sie werden gehört haben, daß Johanna ein gutes Mädchen sey, sehr stark, zu schwerer Arbeit gerne bei der Hand, und Sie denken vielleicht daran, sie mitzunehmen."

„Glaubt Ihr, es wäre vortheilhaft für sie, einen Dienst außerhalb ihrer Heimath zu erhalten?“

„Ja, mein Herr, ja; sie hätte ihre Mutter nie verlassen; seit diese aber krank wurde, haben Leute in der Stadt ihr gerathen, sich zu verdingen, und ihr Anträge gemacht. Sie fühlte nie Lust, der Heimath den Rücken zu wenden; wenn man an eine Gegend gewöhnt ist, verändert man sie nicht gerne; nun aber, da ihr sammt ihrer Muhme nur Unglück bevorsteht, thäte sie klüger, fortzugehen, und wenn Sie Antheil an ihr nehmen, würden Sie durch Ihre Mitwirkung hiezu ein gutes Werk vollbringen.“

In den Zügen des jungen Mädchens lag bei diesen Worten eine unverkennbare Absicht ausgeprägt, Wilhelm zu überreden, die ihm nicht entging, obgleich er sie sich nicht erklären konnte. Er wich ihren Einflüsterungen aus, indem er beifügte, daß die arme Tula vielleicht doch noch nicht gestorben, und ihre Krankheit nicht so gefährlich seyn möchte, um keine Genesung mehr hoffen zu dürfen.

„Oh, mit der ist's wohl aus!“ erwiederte Claudine; „da, mein Herr, schauen Sie nur hinunter, wie der Herr Pfarrer auf dem Steinwege nach Toull heraufsteigt! Wie gesagt! Mutter Tula braucht nichts mehr.“

Dieser Ausspruch, mit jener philosophischen Sorglosigkeit gethan, welche dem Bauer eigen ist, erfüllte den jungen Mann mit einer düsteren Gemüthsregung. „Ich komme zu spät,“ dachte er, „ich kann meine Un-

dankbarkeit nicht mehr gut machen, und ich bin vom göttlichen Willen zu einer Leiche gesendet, um eine schmerzliche Büßung zu erleiden."

Der Donner rollte immer von ferne, und schwarzblaue Wolken thürmten sich an verschiedenen Punkten des Horizontes auf.

„Wir müssen eilen, mein Herr!" sagte das junge Mädchen, als es bemerkte, daß seine Schritte langsamer wurden, wie die eines ermüdeten Menschen; „wenn wir lange in Epinelle bleiben, werden wir vom Regen durchweicht."

Wilhelm ging unwillkürlich rascher, und nach einer halben Stunde Weges erreichte er endlich die Schwelle der Hütte seiner Amme.

„Hier sind Sie nun, mein Herr," sagte Claudine mit entschlossenem Tone. „Ich mag da nicht hineingehen. Ich fürchte mich, Todte zu sehen, und will Sie hier erwarten, um Sie zurückzuführen; Sie müssen sich aber nicht unterhalten, weil das Gewitter kommt."

Wilhelm zauderte einen Augenblick, bevor er sich einzutreten entschloß. Nie hatte er eine Leiche gesehen, und dieser erste Fall, durchschauerte ihn, unter so unvorhergesehenen Umständen, mit einer peinlichen Empfindung.

Drittes Kapitel.

Ein heftiger Harzgeruch drang aus der einzigen Kammer neben einem in mehrern Abtheilungen angebauten Stalle, woraus das ganze Gelaß dieser armen verfallenen Hütte mit ihrem Dache von Moos und Wucherpflanzen bestand; aber das Innere war reinlich, und zeugte von gewohnter Ordnung und Thätigkeit. Drei breite, mit gelben verblichenen Vorhängen gezierte Betten, nahmen zwei Mauerwände ein. Auf dem mittleren erblickte man die Leiche, völlig verhüllt mit einem weißen Tuche, dem feinsten und besten im Hause. Vier weiße Wachskerzen brannten an den vier Enden des Bettes. Zwei oder drei alte Weiber, solche, die im Innern der Marche wie in den schottischen Bergen eifrig, und nicht ohne Beimischung von Aberglauben, bei Leichenbegängnissen Hülfe leisteten, beteten am Lager der Todten, und mitten unter ihnen weinte schweigend ein großes junges Mädchen, von auffallender Schönheit, dicht bei der Leiche knieend, die Augen zu Boden gesenkt, die Hände halbgeöffnet auf ihren Knieen, in einer Stellung, welche den jungen Mann an die Magdalena von Canova erinnerte.

Niemand bemerkte im ersten Augenblicke Wilhelms Erscheinen, und er konnte diese himmlische Gestalt betrachten, welche er zu kennen glaubte, obwohl er sie seit seinen ersten Jahren bis zur Urkunde von ihrem

Dasein vergessen hatte. Johanna's reiner Teint, blaß durch Schmerz und Mühen, schien von der glanzlosen Weiße des Marmors zu sein; ihre großen, offenen Augen starrten, während die Thränen, die sie nicht zu trocknen suchte, über ihre Wangen flossen; die Reinheit ihrer ernsten Gesichtszüge und regungslose Bestürzung, verliehen ihr das Aussehen eines Standbildes.

Die erste Person, welche die Ankunft des Fremden bemerkte, war die Schwester der Verstorbenen, ein großes Mannweib von harter und zugleich gemeiner Miene. Sie schlug ein Kreuz, gleichsam zum herkömmlichen Schluße ihres Gebetes, stand auf, und näherte sich Wilhelm.

„Was wollen Sie, mein Herr?" fragte sie mit lauter Stimme, welche das dem Schlummer der Todten ehrend-gebührende Schweigen entweihte.

„Ich komm," antwortete Wilhelm verlegen, „um mich nach der Kranken zu erkundigen."

„Sind Sie ein Landarzt, mein Herr?" fragte die Groß-Gothin wieder. „Ich habe Sie hier niemals gesehen. Bei uns ist für die Aerzte nichts zu gewinnen. Meine Schwester ist seit einer Stunde todt."

„Ich bin kein Arzt," sagte Wilhelm.

„Dann sind Sie ein Gerichtsbeamter; Sie beeilen sich sehr, die Siegel bei uns anzulegen. Man bedarf Ihrer nicht. Die Tochter ist volljährig, und weil ich nichts ansprechen kann," fügte sie mit einem bitteren Tone bei, „so will ich auch nichts verschleppen. Ge-

hen Sie, gehen Sie wieder Ihres Weges! Man kennt das Gesetz, und mag sich keine überflüssigen Ausgaben machen."

Wilhelm sah, daß er sich einer groben Fortweisung aussetzen könnte, und beschloß, nicht ohne Schamgefühl, sich zu erkennen zu geben. Er that dieß mit leiser Stimme, eine noch härtere Begegnung, als die bisherige, von dieser Hausgebieterin befürchtend. Aber anstatt ihm über seine zu späte Ankunft Vorwürfe zu machen, änderte sie plötzlich ihre Sprache.

„Sie wußten also, daß meine Schwester krank sei, mein lieber Herr," sagte sie mit einem schmeichlerischen Tone, „und Sie kamen, um ihr ein wenig zu helfen? Sie sind zu gütig, sich so viel Mühe um uns arme Leute zu machen. Ich schäme mich, Ihnen keine Erfrischung anbieten zu können. Womit kann ich dienen? Meine arme Schwester ist so eben gestorben, und wir fanden noch keine Zeit, das Haus zu ordnen. Aber setzen Sie sich doch auf einen Stuhl, und nicht auf diese schlechte Bank, mein Herr; ich will Ihnen ein weißes Linnen unterbreiten, damit Sie Ihr Kleid nicht beschmutzen."

„Ich bin nicht gekommen, um Ihnen mitten in Ihrem Kummer zur Last zu fallen," erwiederte der junge Baron, von der Leichtigkeit und Geistesgegenwart dieser Frau angewidert, die von vollendeter Herzlosigkeit zeugten. „Ich hoffte, die letzten Augenblicke meiner armen Amme zu versüßen und die Aufträge der Schei-

denden anzuhören und zu vollziehen. Da ich zu spät komme, so will ich mich wieder entfernen, um in einem solchen Augenblicke nicht zu stören; auch hätte ich meiner Milchschwester einige tröstende Worte und Dienstanträge mitzutheilen gewünscht. Allein zu letzterem komm ich aber zu früh; denn es ist unmöglich, daß sie noch an etwas anderes denkt, als an ihren erlittenen Verlust."

„Oh! darüber müssen Sie mit ihr sprechen, mein Herr," entgegnete die Groß-Gothin mit entschiedenem Tone. „Sie kann Sie schon anhören; Sie erweisen ihr dadurch eine große Ehre. Johanna! Johanna! sprich doch mit diesem Herrn!"

„Stören Sie sie nicht in ihrem Gebete," erwiederte Wilhelm abwehrend. Ich will dieß nicht, und kann schon warten, bis sie im Stande ist, mich anzuhören."

Und die Muhme zurückdrängend, welche die Aufmerksamkeit Johanna's auf ihn lenken wollte, näherte er sich der Leiche, und gab sich den düstern und peinlichen Gefühlen hin, die ihm dieses Lager des Todes einflößte, und diese verlassene Waise, welche nun der harten und mürrischen, in den zurückstoßenden Zügen der Muhme scharf ausgeprägten Gemüthsart, preisgegeben war."

Johanna erhob die Augen zu dem Fremden, und senkte sie sogleich wieder, da sie die Ursache seines Kommens weder wußte, noch auch nur im Traume sich hätte

beifallen lassen. Die andern Weiber hörten auf ihr Gebete zu murmeln. Mit Erstaunen betrachteten sie ihn, und standen nacheinander auf, um die Groß=Go=thin zu fragen, was denn dieser junge Herr wolle.

Nun allein neben Johanna stehend, wollte Wilhelm sie anreden. Aber der stumme und religiöse Schmerz dieses jungen Mädchens erfüllte ihn mit unverletzlicher Ehrfurcht. Langsam entfernte er sich, und während die alten Weiber, ungeachtet seiner Ablehnung, sich beeil=ten, Milch aufzutischen, legte er sich mit dem Elbogen traurig an das kleine Fenster, vom Laubwerke verhüllt, welches ein grünliches Licht auf das Betttuch der Tod=ten warf.

Seine düstere Träumerei wich jedoch dem Erstau=nen, als er durch die Zweige rankender Brombeersträuche Leon Marsillat neben Claudine auf einer Bank unter der Dachlucke sitzen sah. Sie sprachen in einem auf=geregten Tone, und halb ohne es zu wollen, halb von Neugierde getrieben, hörte Wilhelm folgendes Ge=spräch an:

„Müssen wirklich hübsch unverschämt seyn," sagte Claudine mit einer von Zorn erstickten Stimme, „da Sie, mir nichts, dir nichts, im Augenblicke hierherkom=men, wo Ihre Mutter die Augen schließt. Sie glau=ben wohl, sie gleich hinter Ihr Pferd aufpacken zu können. Oh, Sie suchten es vergebens zu verbergen, ich sah's schon von weitem, Ihr Pferd, hinter dem

Hause an einem Baume angehängt, und dachte mir: Da ist der Wolf!"

„Du bist eine Närrin, Claudine," erwiederte Marsillat halblaut. „Ich denke weder daran, mich zu verbergen, noch mich zu zeigen. Ist's nicht ganz natürlich, daß ich, weil ich ganz nahe am Hause vorüberkam, und den gefährlichen Zustand der armen Frau wußte, mich nach ihr erkundigen wollte?"

„Und warum gingen Sie denn nicht hinein, und machten sich hinter jenen Busch, wo Sie von meiner Ueberraschung sehr bestürzt schienen? Oh, ich hab' Ihr Treiben schon gesehen, gehen Sie! Ich sah Sie von oben, Sie aber sahen mich nicht; Sie hatten zu viel mit Aufpassen zu thun, ob nicht Johanna aus der kleinen Thüre der Schäferei komme; nun wohl, Sie kommen zu spät, mein Courschneider; erstens kann Johanna Sie nicht ausstehen, sie hat es mir hundertmal gesagt, und ich werd' es Ihnen eben so oft sagen, daß sie sich lieber in den Ziehbrunnen stürzen würde, als auch nur ein Einzigesmal von einem solchen Mädchenjäger, wie Sie, sich umarmen lassen. Zweitens ist ein junger Herr da d'rin, bei weitem schöner, als Sie, der sie nach Paris mitnehmen will."

„Was für Mährchen erzählst Du mir da, Claudine? Und was liegt mir übrigens daran? Ich habe nie an Johanna gedacht; ich liebe nur Dich; so stell' Dich auch nicht, als ob Du daran zweifeltest. Komm, ich gehe fort, laß uns Frieden schließen!"

„Nein! Sie dürfen mich nicht umarmen. Dieß lohnt sich nicht der Mühe. Und dann gehen Sie ja auch nicht weit."

„Auf mein Wort, ich gehe nach Bouffac zurück."

„Ja, wenn Sie sich mit Johanna genug geplaudert, und ihr gesagt haben: „„Komm zu uns, meine holde Johanna; meine Schwester ist recht leicht zu bedienen, und ich werde Dir alles geben, was Du willst."" — „Schon seit länger als einem Monate singen Sie ihr dieses Lied vor; sie ist aber nicht so dumm, Sie zu erhören."

„Sie würde mich erhören, wie jede Andere auch, wenn ich wollte; ich sagte ihr so etwas immer nur im Scherze. Auch ist sie nicht so schön, Deine Johanna!"

„Gut! Dieß will ich ihr von Ihnen sagen, längstens morgen."

„Gleich auf der Stelle, wenn Du magst! Aber wer ist denn der junge Herr da d'rin, von dem Du sprichst?"

„Ah, der beunruhigt Sie! Kenn' ich ihn? Sehen Sie ihn selbst an! Da haben Sie gleich eine Gelegenheit, in's Haus zu kommen."

„Du hast Recht," erwiederte Marsillat mit spöttischem Tone, und verließ die Bank, von Claudinen gefolgt, die ihn nicht aus den Augen verlieren wollte.

Vor dem Ende dieser Unterredung hatte sich Wilhelm vom Fenster entfernt, überdrüßig des rohen und cynischen Benehmens, der Achtung gegenüber, welche

die Nähe einer Leiche und Johanna's heiligen Thränen gebührte. Er hatte sich ihr genaht, und einige Worte des Trostes und der Theilnahme gesprochen, die sie kaum hörte. Dann machte er sich lächelnd von der unterwürfigen Zudringlichkeit der Muhme los, die durchaus darauf bestand, daß er am Todtenbette essen sollte, und schickte sich an, fortzugehen, in der Absicht, mit Johanna's Schicksal zu einer gelegeneren Zeit sich wieder zu beschäftigen, als er auf der Thürschwelle Aug' in Auge mit Marsillat zusammentraf.

Marsillat war äußerst erstaunt und verwirrt; aber Dank der ihm eigenthümlichen Unverschämtheit, faßte er sich bald wieder, und ergriff die Hand seines alten Jagdgefährten mit vertrauter Herzlichkeit.

„Was zum Teufel treiben Sie denn hier?" fragte er ihn, ohne ihm Zeit zu lassen, diese Frage an ihn zu stellen.

„Meine Anwesenheit hat einen besseren Grund, als die Ihrige," erwiederte Wilhelm mit einem etwas ernsten Blicke. „Wissen Sie nicht, daß die Frau, welche eben starb, meine Amme war, und daß mir meine Pflicht gebot, hierher zu eilen, sobald ich ihren Zustand erfuhr?"

„Das ist Recht, Wilhelm; sehr schön gehandelt von Ihnen. Nun denn, mein armer Freund, Sie konnten sie nicht retten, und Ihre Mutter wird dieser Familie Hülfe senden. Kehren Sie heute Abend nach Boussac zurück?"

„Schwerlich," antwortete Wilhelm absichtlich.

„Ah, Sie gedenken in Toull zu übernachten? Eine schlechte Nachtherberge!"

„Daran liegt mir wenig; auf Reisen füg' ich mich in Alles."

„Sie machen also eine Lustreise? Ich wollte einen Verwandten in Chambon besuchen."

„Sie wählten dazu den schlechtesten Weg!"

„Ja; aber den kürzesten! Gehen Sie jetzt nach Toull zurück? Soll ich auf Sie warten, um diesen Weg mit Ihnen zu machen?"

„Sie sind zu Pferd, und ich bin zu Fuß. Wir können nicht den nämlichen Weg nehmen, wenigstens nicht ohne Umweg für mich, auch ist ein Gewitter im Anzuge."

„In diesem Falle mach ich mich fort," antwortete Marsillat, sichtbar ärgerlich, den jungen Baron bei Johanna zu lassen. „Auf Wiedersehen! Haben Sie Ihrer Frau Mutter nichts sagen zu lassen? Ich würde es gerne besorgen."

„Sie verbinden mich sehr," antwortete Wilhelm, und ein Blatt aus seinem Notizenbuche reißend, schrieb er mit Bleistift einige Zeilen an seine Mutter. Marsillat trat ein, sprach ganz freundlich mit der Groß-Gothin, war einen Augenblick von dem Tode ihrer Schwester aufrichtig gerührt, und trank dann ohne Umstände die von Wilhelm abgelehnte Milch aus, weniger um sich zu erfrischen, als um Zeit zu gewinnen und

Gelegenheit zu finden, einige Worte mit Johanna zu sprechen.

Die Groß = Gothin begünstigte diese Gelegenheit, theils aus Absicht, theils in Folge ihres unruhigen, boshaften Charakters.

„Geh doch, Johanna," rief sie mit rauher und miß= tönender Stimme, „bedanke Dich bei diesen artigen Herren, welche Dich zu sehen, und Dir in Deinem Unglücke ihr Wohlwollen zu bezeigen, gekommen sind. Frisch! Willst Du aufstehen? Man muß sich nicht so abquälen. Die Todten hören uns nicht mehr, mein armes Kind; wir können sie nicht aufhalten. Der gute Gott ordnet es so an, und wenn uns ein Unglück zustossen will, helfen Gebete nichts. Weinen nützt noch weniger, dadurch ist noch Keiner zurückgekommen. — Willst Du denn so auf Deinen Knieen liegen bleiben bis morgen früh? Das sind Dummheiten; Du wirst krank werden, und wer soll Dich dann pflegen?"

„Was mich betrifft, so sag' ich Dir, daß ich mein Möglichstes gethan habe, und weiter nichts mehr thun kann. Genug nun! Muth gefaßt, Vernunft angenom= men, merk's! Muth an die Beerdigungsvorbereitungen denken, die nicht gering sein werden! Ach, was diese widrigen Geschäfte Geld kosten! Und he, Ihr wackern Weiber da, müßt mir ein wenig helfen und beistehen; denn ich weiß nicht mehr, woran ich bin, und habe gar nichts im Hause, keinen Kreuzer Geld für die arm= selige Woche. Johanna! Johanna! geh doch! Sprich

doch mit diesem jungen Herrn, der Dein Milchbruder ist, und Dich vor Elend schützen will. Du siehst wohl, daß sie im Schlosse an Dich dachten. Deine Mutter sagte immer: „„Sie haben mich vergessen! Sie sind sehr hart gegen mich.““ Du siehst aber auch, daß sie Unrecht hatte. Sie haben an uns gedacht. Und zudem, da ist ja auch Herr Leon, der immer daran gedacht, und uns schon viele kleine Gefälligkeiten erwiesen hat. Schau ihn an! Sprich doch mit ihm! Frag ihn um sein Befinden! Hol' ihm doch schnell von unserm Ziegenkäse! Du siehst doch, daß er Appetit hat, und wohl ein Stück essen könnte? Geh! Hörst Du? Muß ich denn alles allein thun, he? Ich werde dadurch krank werden, ganz gewiß. Dieses Kind liebte seine Muhme nie! Ach ja, das ist ein Unglück für mich, meine arme Schwester verloren zu haben! Ich darf wohl sagen, daß ich heute alles verloren habe!"

Nach dem Schluße dieses Selbstgespräches, welches Marsillat vergebens zu unterbrechen suchte, und Wilhelm mit Unwillen hörte, brach die Groß-Gothin in ein so schreiendes und erzwungenes Schluchzen aus, daß es Lachen erregt hätte, wär' es nicht empörend gewesen. Johanna, an leidenden Gehorsam gewöhnt, war aufgestanden, gleich einer durch Federkraft bewegten Maschine. Sie versuchte ihre Muhme zufriedenzustellen, wußte aber nicht, was sie that, und ließ einen Teller fallen, den sie Marsillat reichen wollte, obgleich er sich erhoben hatte, um der zur Unzeit bewiesenen Gast-

freundschaft des Mannweibes zu entgehen. Bei dem Geräusche des schlechten, auf dem Boden zerbrechenden Tellers, funkelten die kleinen schwarzen Augen der Gothin vor Zorn, und sie würde, hätte sie nicht ihren Gästen zu mißfallen gefürchtet, die geneigt schienen, sich um die Waise anzunehmen, sie mit Schmähungen überhäuft haben.

„Komm, meine arme Johanna," sagte Marsillat, indem er ihr die aufgehobenen Scherben des Tellers aus den Händen nahm, und hinauswarf, „ich will nicht, daß Du mich bedienst, und ich halte es für sehr schlecht, daß man Dich so quält; das ist unerträglich. Höret, Gothin, unsere Freundschaft hat ein Ende, wenn Ihr Johanna Verdruß bereitet, und besonders an einem Tage, wie der heutige. Ihr müßt ja den Teufel im Leibe haben!"

Die Freiheit, womit Leon mit dem Mannweibe sprach, und seine Macht über sie (welche sogleich ruhig wurde, und ein anderes Benehmen zeigte), bewiesen hinlänglich, daß diese die zudringlichen Bewerbungen des jungen Mannes um Johanna, nicht mit scheelen Augen sah, und aus seinem wohlbekannten Geschmacke an den schönen Landmädchen von Combraille, Gewinn zu ziehen hoffte. In jeder andern Lage hätte Wilhelm so schimpfliche Intriguen keine Beachtung gewürdiget; allein seine Sorgfalt, noch erhöht durch Johanna's Unglück, und durch das reine Band, das zwischen ihr und ihm bestand, schärfte sein Auge. In diesem Augenblicke fühlte er gegen den

jungen Rechtsgelehrten eine wahre Entrüstung, und hörte auf, über eine Art abstossenden Widerwillens sich Vorwürfe zu machen, den ihm Marsillat, ungeachtet ihres häufigen Verkehres, seit einigen Jahren erregt hatte.

Leon Marsillat, um vier oder fünf Jahre älter, als Wilhelm, war kein gewöhnlicher Mensch, wiewohl das Ungenirte seines Benehmens und seiner Sprache nur selten seine ausgezeichneten Fähigkeiten bemerken ließ. Schlau, arbeitsam, lebhaft, unternehmend und ausdauernd, eigennützig und freigebig, war dieses Vorbild aus der Marche. Seine kräftige Natur war eben so nachhaltig im Vergnügen, wie in der Arbeit, in Genüssen wie in Entbehrungen. Seine körperliche und moralische Tüchtigkeit, sein heller Kopf, sein unbeugsamer Wille, glücklich, frei und groß zu seyn, machten ihn zu einem höheren Wesen im Guten wie im Schlimmen.

Fähig der edelsten und gemeinsten Handlungen, zügelloser Lebemann, unermüdlicher Arbeiter, trieb er das Uebermaß des Studiums bis zur Sorglosigkeit, und einer fieberhaften Unruhe der Geschäfte bis zur Leidenschaft. Rachsüchtig wie ein Bauer (sein Großvater trug den Maurern Kalk zu), war er großmüthig, wie ein Fürst, und hatte er die Opfer seines Unwillens bitter verfolgt, und mit seinen grausamen Stachelworten durchbohrt, so machte er sie an einem Tage der Sanftmuth wieder gut, und bedeckte sie mit dem Man-

tel seiner Prahlerei. Vergebens, in gewisser Hinsicht, ächtete er einige andere Nichtigkeiten, die in seinem Alter und in seiner Stellung sich hätten entschuldigen lassen. Er verspottete den kindischen Luxus der jungen Zierlinge, (wozu ihm doch selbst die Mittel zu Gebote standen), die sich nothwendige Genüsse versagten, um erkünstelte zu erreichen. Die Mode verachtete er entschieden, und bequemte sich nicht nach ihr; er konnte nicht genug über Kleider schmähen, die eigentlich gemacht schienen, die Bewegungen zu hemmen; über muthwillige Pferde, die es nur zum Prunke sind, und keine Anstrengung ertragen; über Frauen, die in den Salons entzücken, und am hellen Tage ohne Entsetzen nicht anzusehen wären; daher hatte er auch immer das stärkste Linnen, Tücher vom festesten Gewebe, die geschmeidigsten Kleider, das stärkste und kostbarste Pferd, und die gemeinsten, aber schönsten und jüngsten Liebchen.

In einem Alter von zwanzig Jahren, schon jetzt reich durch ererbtes Vermögen, und künftig durch sein Talent als Sachwalter, das eine glänzende Laufbahn verhieß, hatte er seine Lebensweise so geordnet, daß er alle seine edlen und gemeinen, hochherzigen und verderbten Neigungen befriedigen konnte. Er liebte seinen Stand, und weihte sich ihm ganz; aber nach den unmenschlichen Anstrengungen, gemacht, um die durch Vergnügungen verlorene Zeit wieder einzuholen, bedurfte er des Uebermaßes neuer Ausschweifungen, um seine Kräfte wieder zu stärken. Zweifler, und selbst ein we-

nig Atheist, hatte er gegen jede Art von Religiösität einen angebornen Haß; dennoch begriff er die Poesie großer Glaubenslehren, und begeisternde Eingebungen durchzuckten ihn wie mit einem elektrischen Schlage. Er konnte am nächsten Morgen über etwas weinen, worüber er am Abende zuvor gelacht hatte, und so umgekehrt. Glühend und kalt, bald Sclave, bald Besieger seiner Leidenschaften, trug er zwei oder drei Menschen in sich, wie alle gewaltigen Naturen, und flößte zu gleicher Zeit jenen, die sich ihm nahten, die wechselnden Gefühle der Bewunderung und Verachtung, der Hingebung und des Mißtrauens ein.

Obgleich er eine gemeine Sprache erkünstelte, und mit Füßen trat den wie Scheidemünze verschwendeten Geist, worauf die Welt so viel Werth legt, war er nicht lange mit Wilhelm von Bouffac umgegangen, als dieser sich schon von seinem Wissen, von der Macht seiner Einsicht, und von der Festigkeit seines Charakters überzeugte. Diese beiden Jünglinge, Söhne der nämlichen Stadt, waren auf dem Gymasium zusammengekommen, dann, während der Ferien, und in der Folge bisweilen in Paris, nicht in der großen Welt, denn sie besuchten nicht die nämliche Gesellschaft, aber im Theater, auf dem Boulevard, im Walde, auf der Schießstätte, in der Reitschule, auf dem Fechtboden.

Zu jener Zeit, Dank der Rückkehr der Bourbonen, und der Wiederherstellung der Vorstadt Saint-Germain, war die Vermischung, die glücklicherweise nun zwischen

verdienstvollen Personen aus allen Classen besteht, nur ein Ausnahmsfall. Auch Wilhelm von Bouffac glaubte etwas Muthiges und Liberales zu thun, indem er seinem alten Kameraden, den Licentiaten der Rechte, nach Paris, an die Tafel und in den Salon seiner Mutter zog. Aber der junge Baron war, ungeachtet seines Entgegenkommens, gegen seinen ehemaligen Kameraden mit jedem Tage kälter geworden.

Schon als Knabe, und bis zu seinem Austritte aus dem Gymnasium, hatte er sich von ihm beherrscht gefühlt, und, bei zutraulichem Herzen und schwachen Charakter, der Ueberlegenheit jener unabhängigen und starken Natur gehorcht. Oft wurde er im Gymnasium wegen Befolgung der bösen Rathschläge desselben bestraft, und dann lachte Marsillat nur immer über die Büssungen, welche der empfindlichere junge Mensch gar ernstlich nahm. Gar oft beschlich Wilhelm ein Schamgefühl darüber, daß ihn die Natur besser und schwächer als Marsillat geschaffen habe, und daß, wenn er in einer augenblicklichen Stimmung es ihm gleich zu thun suchte, er nur immer zu seinem größten Nachtheile handelte, ohne den Beistand jenes Dämons zu erhalten, der seinen Kameraden beschützte.

Im Beginne unserer Geschichte sahen wir ihn noch bisweilen die Unarten des zweifelsüchtigen Leon theilen, und mit diesem über Sir Arthur sich lustig machen, den er doch unendlich hochachtete. Als Wilhelm älter an Jahren, und sein Verstand durch Lesen und Nach-

denken reifer wurde, sah er ein, daß sein ganzes Benehmen allzu verschieden von jenem Leons sey, um nicht gar bald der Gegenstand seines Tadels und seiner spitzigen Worte zu werden. Er hatte sohin alle Vertraulichkeit mit ihm sehr hastig abgebrochen, und die fortwährende Ironie des jungen Advokaten, dem jungen Baron eine lästige Unbehaglichkeit im Verkehre mit ihm verursacht. Er nährte einen geheimen, steigenden Widerwillen gegen seine Person, einen völlig verhehlten Widerwillen, jedoch unter feinen und wohlwollenden Manieren. Die Vornehmen jener Zeit hielten sich nicht für berechtigt, in dieser Beziehung es an einer gewissen Verstellung fehlen zu lassen. Sie erachteten sich noch, vermöge ihrer Geburt, für höhere Wesen, als andere Menschen, und übten die Gönnerschaft als eine Aufgabe ihrer Stellung.

Marsillat besaß einen zu durchdringenden Verstand, um nicht die Höflichkeiten und den Widerwillen des jungen Patriziers vollkommen zu durchschauen. Er ergötzte sich daran, und machte sich oft den Spaß, ihn zu quälen, indem er sich stellte, als ob er die Beweise seiner erzwungenen Höflichkeit für baare Münze nehme. Er benützte und mißbrauchte sie, indem er sich dachte: „Mein Kamerad, Du möchtest gefallen, geliebt, geachtet und gefürchtet werden, alles zugleich. Die Ehre Deines Namens zwingt Dich, uns Bürgerlichen schön zu thun. Du möchtest für einen guten Jungen ohne Vorurtheile gelten, für einen liebenswürdigen vornehmen

Herrn ohne Hochmuth, und bei den Meisten meines Gleichen geläng' es Dir, weil es ihnen an Tact fehlt, und sie die Verachtung nicht durch Dein bezauberndes Lächeln brechen sehen. Mich aber wirst Du nicht täuschen; ich will Dich zwingen, offen zu seyn gegen mich, selbst grob, und dann werd' ich Dich weit lieber haben, oder Deinen Stolz verwunden, indem ich Dich behandle, wie Du mich zu behandeln scheinest, auf gleichem Fuße."

Marsillat übertrieb in dieser Beurtheilung Wilhelms Eitelkeit; aber es gab in diesem kleinen Plänklerkriege, den er mit ihm begann, Punkte, die er unglücklicherweise sehr leicht traf.

Bei dem Zusammentreffen in Johanna's Hütte, bemerkten die beiden Jünglinge gar bald, daß sie sich wechselseitig beobachteten, daß Leon einen gefährlichen Nebenbuhler, und Wilhelm einen Feind der tugendhaften Absichten zu entfernen wünschte, die ihn hinsichtlich der Waise erfüllten. Der Gewandteste von ihnen faßte zuerst seinen Entschluß. Marsillat nahm Abschied, und band sein Pferd los, um fortzureiten, ließ jedoch einen Riemen zerreissen, was ihn nöthigte, die Gothin um einen Bindfaden, Johanna um ein Messer zu ersuchen, ein Wort mit Claudinen zu sprechen, und, wie diese meinte, Zeit zu verlieren um Zeit zu gewinnen, und so mit Nebendingen sich acht oder zehn Minuten lang um das Haus herum aufhalten zu können.

Wilhelm seiner Seits war fest entschlossen, fortzu-

gehen, aber aus einer gewissen Bosheit wollte er nicht den Anfang machen, sondern vor ihm die kräftige Stute des Advokaten dahintraben sehen. Auch er hatte schon Abschied genommen, mit dem Versprechen, bald wieder zu kommen, und wartete auf das Fortgehen Marsillat's, mit dem er, in der Nähe der Hütte, immer von ganz andern Dingen sprach, als von den Bewohnern derselben. Claudine, ein besseres Spürnäschen, als er, bewachte mit flammenden Augen alle Bewegungen ihres Treulosen, als die kreischende Stimme der Groß-Gothin, welche glaubte sie seyen schon fort, die Aufmerksamkeit der noch Anwesenden erregte. „Auf, Faulpelz, Dumian, ohne Muth," sagte sie zu Johanna; „willst Du Deine Regenkappe nehmen? Wirst Du Dich aufmachen? Willst Du bis morgen warten, um nach Toull zu gehen? Wer soll unsere Verwandten zur Leichenfeier einladen? Wer soll die Vorräthe zum Mahl auf morgen bringen? Willst Du noch lange so faullenzen? Deine Mutter hört Dich nicht mehr, geh! und Du kannst mich nicht mehr bei ihr verklagen. Fort, fort, Vorwärts, faule Truppe!" fügte sie mit einem soldatischen Tone bei, „und bist Du nicht vor Sonnenuntergang zurück, dann bekommst Du es mit mir zu thun. Alle Wetter! Jetzt ist's Zeit, daß Du Dich trollst!"

„Zu wem soll ich denn gehen?" erwiederte Johanna mit kläglicher Stimme, auf die Schwelle der Hütte tretend.

„Geh zur Mutter Grethe, zu Vater Leonhard, zu

Colombette, zur dicken Louise, zu Deinem Onkel Germain, zu — nun denn, jetzt gehst Du, ohne mich anzuhören! Was sollst Du mitbringen? Tölpel!

„Ich werde mitbringen, was Ihr wollt," antwortete Johanna mit dem Tone der Ergebung.

„Hole drei Gänse bei Mutter Grethe, zwei Brodwecken bei Gervoise, und einen halben Sack Erbsen bei dem Herrn Pfarrer. Kannst Du nicht alles tragen, so laß Dir von Leonhard's Jungen helfen; er ist ein dienstfertiger Bursche. Sag nur, daß wir zu Martini zahlen, und borgt Dir der Eine nicht, so geh zum Andern. Fort, pack Dich!"

Johanna ging mit niedergeschlagener Miene fort, aber mit der höchsten Geduld, der einzigen Größe, die dem Armen und Schwachen zum Antheile belassen ist; sie schloß sich der kleinen Gruppe an, welche sie erwartete, und begann, ohne ein Wort zu sprechen, an Claudinens Seite den Weg anzutreten. Diese, nach ihrer Weise von dem schweigenden und tiefen Leiden gerührt, reichte ihr den Arm, und tröstete sie mit leiser Stimme so gut als möglich. Marsillat, mit Wilhelm sprechend, ließ sein Pferd im Schritte gehen; als aber nicht weit von Epinelle, der steile Fußpfad vom Fahrwege abwich, nahm Wilhelm von ihm Abschied.

„Es ist recht Schade, daß Sie nicht zu Pferde gekommen sind," sagte Marsillat; „in zehn Minuten wären Sie in Toull gewesen, während Sie so eine halbe Stunde, vom Platzregen überfallen, zu gehen haben."

„Wahrhaftig, ja, es ist recht Schade!“ rief Claudine. „Jeder von diesen Herren hätte eine von uns auf die Croupe genommen, und wir würden dann nicht so lange durchweicht.“

„Willst Du hinter mir auffitzen,“ Claudine? Ich kann Dich bis nach la Croix-Jacques bringen, und da Johanna bei Herrn von Boussac ist, bedarf er Deiner nicht mehr, um den Weg zu finden!“

„Ah, mein lieber Herr Leon, das laß ich mir gefallen! Sie sind ein guter Junge, in der That. Halten Sie Ihr Pferd rechts vor diesem großen Steine an, damit ich aufsteigen kann.“

„Geduld, Geduld, mein Mädchen,“ erwiederte der boshafte Marsillat; „ich nähme Dich gerne; aber ich würde wohl besser thun, die arme Johanna auffitzen zu lassen, die so viele Nächte durchwacht hat, und sich kaum mehr fortschleppen kann.“

„Nein, mein Herr, nein, großen Dank,“ entgegnete Johanna mit finsterm Tone.

„Ah, nun hab' ich Sie ertappt!“ brummte Claudine, das hartherzige Gesicht Marsillat's mit ihrem wüthenden Blicke durchbohrend. „Johanna wird nicht mit Ihnen reiten, dafür steh' ich Ihnen gut.“

„Wie, Du, Claudine, Du so gutherzige Claudine, beredest sie nicht einmal, mein Pferd zu benützen, um auszuruhen? Ah, Claudine, ich erkenne Dich gar nicht wieder!“

„Bist Du müde, Johanna? Willst Du auf's Pferd

steigen?“ fragte Claudine mit einer gewaltigen Anstrengung des Edelmuthes.

„Nein, meine Alte, nein, ich danke recht sehr,“ antwortete Johanna eben so ruhig; „steig nur Du auf, wenn Du ein Vergnügen daran findest!“ Und den Fußpfad einschlagend, ohne den Kopf zu wenden, und sich um Marsillat's Einladungen zu kümmern, sagte sie zu Wilhelm: „Kommen Sie, mein Pathe, ich will Sie geleiten.“

Die jungen Mädchen meines Landes haben häufig die Gewohnheit, die Söhne ihrer Taufpathin *) mit „Pathe“ anzureden, und des Pathen Mutter in gleicher Art Taufpathin zu nennen. Diese süße und vertrauensvolle Berufung aus einem so reinen Munde, rührte das Herz des jungen Barons, und ein väterliches Gefühl verklärte sein unbärtiges Gesicht.

Claudinen war es gelungen, auf die Croupe von Marsillat's Pferde zu kommen, und dieser, aus Verdruß über seinen vereitelten Plan, wollte die Eifersüchtige bestrafen, indem er die Sporen in Fanchon's Weichen drückte, daß sie am Rande des Abgrundes ausschlug und sich bäumte. Vor Schrecken erhub Claudine ein lautes Geschrei; aber sie umklammerte kräftig den Edelmann, und ein schrecklicher Blitz durchfurchte

*) Marraine; im Deutschen wird bekanntlich für beide Geschlechter nur „Pathe“ gebraucht.

D. Ueb.

so eben den Himmel. Hierüber entsetzt, rannte Fanchon im Galopp dahin, und entführte das junge Paar schnell den Blicken von Johanna und Wilhelm, welche mitten im Gewitter allein blieben.

Viertes Kapitel.

Das Gewitter.

Wir haben den jungen Baron von Bouffac bei der sanften Johanna gelassen, seiner Milchschwester, der Pathin seiner Mutter, die sich auch die seinige nannte, in Folge einer ganz örtlichen Sitte, und des naiven und liebreichen Gedankens, daß man nicht ein vom Haupte der Familie angenommenes Kind seyn könne, ohne es auch von der ganzen Familie zu seyn. Dieses kindliche Wort „mein Pathe“ wiederklang in Wilhelms Ohren inmitten des heulenden Gewitters, und der Verein von romantischen Umständen, der ihn zu Johanna gerade im rechten Augenblicke gebracht hatte, um die ihr drohenden Gefahren abzuwenden, gab ihm eine Art von edelmüthiger Befriedigung. Er bereute es nicht, daß die Vergnügungen seiner Reise durch ein so trauriges Ereigniß so plötzlich waren unterbrochen worden. Schon träumte er ein ganzes ländliches Gedicht im Geschmacke

Goldsmith's, und es war ihm nicht unangenehm, der tugendhafte und uneigennützige Held desselben zu sein.

Aber noch fehlte seinem Gedichte eine Heldin, welche ihre Rolle und jene ihres Beschützers verstand. Johanna hielt sich so wenig von den Verführungen des jungen Advokaten bedroht, daß sie in dem jungen Cavalier nur einen achtbaren Herrn erblickte, fremd ihrem Geschicke. Auch beschäftigte in diesem Augenblicke keiner von diesen schönen Herren Johanna's Gedanken. Vor ihren Augen schwebte noch immer ihre sterbende Mutter, und das Gefühl ihrer Verlassenheit quälte sie weniger, als die Besorgniß, nicht genug gethan zu haben, um die letzten Augenblicke eines Wesens zu versüßen, welches bisher der einzige Gegenstand ihrer Liebe gewesen war.

Johanna galt auf dem Lande für ein sehr dummes Ding, weil sie keusch war, und einen fast wilden Widerwillen zeigte, sich sehen zu lassen. Sie liebte den Tanz nicht, und besuchte keine Zusammenkünfte, ländliche Feste, wohin die jungen Bäuerinnen rennen, um ihre Reize zur Schau zu tragen, und Liebhaber zu suchen. Ernst, bei der Arbeit unermüdlich, leidenschaftlich für die Hut ihrer Heerden eingenommen, ging sie fast immer allein, das Spinnzeug zur Seite, in den ödesten Gegenden, lebte den ganzen Tag von einem Stücke schwarzen Brodes, und kehrte Nachts zurück, um unter dem Fittige der Mutter friedlich zu schlummern. —

Mutter Tula und ihre Schwester, die Groß=Gothin, wurden für Zauberinnen gehalten, mit dem Unterschiede, daß Johanna's Mutter, von Jedermann geliebt und geachtet, für eine weise Matrone galt, die Muhme aber im Geruche einer bösen Hexe stand. Man bemerkte, daß Tula's Thiere immer gut aussahen, daß sie immer mit vollem Eiter in den Stall zurückkehrten, daß keine Seuchen sie befielen, und daß diese so arme Frau, welche mit ihrem Manne und ihren Söhnen alle Hülfs=Quellen verloren hatte, in dem armseligen, für Andere unzureichenden Erwerbszweige, eine kleine Heerde auf der Gemeinwiese aufzufüttern, ein Mittel fand, sich vor den Schrecken des Elendes zu bewahren.

Zu gleicher Zeit hieß es, daß die Groß=Gothin, die nie verheirathet gewesen war, und knauserig lebte, ohne irgend einen sichtbaren Handel zu treiben, Säcke voll Thaler in ihrem Strohsacke verborgen habe, und daß ihr diese Reichthümer auf eine geheimnißvolle Weise durch ihren Verkehr mit den bösen Geistern zukämen. Der Bauer sieht immer mit scheelem Auge seinen Nachbar reich werden, und obwohl er keine Idee von Nationalwirthschaft besitzt, hat er doch die richtige Ansicht vom Staatswesen, daß Niemand bei den Wechselfällen des Glückes gewinnt, außer zum Nachtheile derjenigen, die nichts gewinnen.

Aber diese einfältigen und leidenden Geschöpfe, denen nur die Aufregung der Einbildung die Verhältnisse beleuchtet, ziehen es vor, die Erfolge der Ge=

wandten und Betrüger lieber verborgenen Einflüssen, als viel leichter erweisbaren schuldhaften Handlungen beizumessen. Der Bauer geht vom Unbekannten aus, um Bekanntes zu finden. Er beschwört die phantastischen Mächte des Himmels und der Erde bei den augenfälligsten Wirklichkeiten. Er macht mehr heidnische als katholische Gelübde und Wallfahrten für seine Familie, sein Feld, für seinen Ochsen und seinen Esel, und verschmäht es, sich an die Hülfe der Wissenschaft und die Vorsicht der Heilkunst zu wenden, um Leben und Eigenthum zu retten, welche die Rache irgend eines Zauberers, oder der Zorn irgend eines bösen Geistes mit unsichtbarem Geschoße bedroht.

Auch sagte man, daß die Groß-Gothin niemals an einem Stalle vorüberginge, ohne irgend einen Zauber hineinzuwerfen. Ihr Blick brachte das Fieber, und es gab nichts Schlimmeres, als ihr bei Auf- oder Untergang des Mondes in der Gegend der salzigen Steine zu begegnen. Geschah dieß in der Christnacht, in jener unheilvollen Stunde, wo der große Druiden-Pilz zittert und tanzt, auf den drei Steinen schreiend, die ihn im Gleichgewichte erhalten, so durfte man darauf rechnen, nach der Heimkehr sich in's Bett zu legen, um nie wieder davon aufzustehen. Daß die Gothin eine böse Hexe sey, bewies der Umstand, daß den Ziegen der Hirtinnen, mit denen sie sprach, die Milch versiegte; ihre Schafe verloren die Wolle, bevor sie gescheert wurden, und ihre Füllen hinkten, wenn sie im Galopp auf den

Felsen sprangen, oder gingen in den Schilfteichen zu Grunde.

Dennoch gab es für alle diese Wunder eine natürliche Erklärung, welche die starken Geister von Toull und der Umgegend, Vater Leonhard unter andern, einer großen Anzahl Wundersüchtiger vergebens gab. Johanna's Heerde gedieh, weil Johanna, weder gefallsüchtig, noch faul, sie mit äußerster Sorgfalt pflegte. Jene ihrer Gefährtinnen, da sie den bösen Worten der Gothin Gehör gaben, wurden von Tag zu Tag schlechter, weil die Gothin mit einigen reichen und liederlichen Bürgern eng verbunden war, die sie mit ihren geheimen Angelegenheiten beauftragten, und ihrer verbrecherischen Erfahrung Bestechungsmittel, oft, ach! unwiderstehliche, anvertrauten. Dieß war die Quelle der Säcke voll Thaler, welche die Zauberin in ihrem Strohsacke versteckte. Dieß war auch die Ursache der Krankheiten und schlimmen Zufälle des Viehes, welches die sorglosen und mit andern Dingen beschäftigten Hirtinnen vernachläßigten, und oft ohne Aufsicht ließen.

Johanna's Schönheit hatte sich im Stillen entwickelt. Da sie die Vergnügungen floh, und nie eine Stadt betreten hatte, blieb sie unbeachtet, und um sie zu finden, bedurfte es der Streifzüge Marsillat's zur Ferienzeit, seines Luchsauges, und seines Geschmackes an schwierigen Eroberungen. Das einfache Mädchen hatte noch nicht begriffen, warum es seit vierzehn Tagen, mindestens zweimal in der Woche, bei dem Heimtreiben der Heerde,

Leon auf ihrem Wege begegnete. Sie glaubte, er bewerbe sich nur um Claudine, und ihr keuscher Sinn hatte ihr eingegeben, diesem Paare auszuweichen, von dem sie gesucht wurde.

Marsillat fand in seinem schöpferischen Geiste immer einen Vorwand, um seine empfindsamen Spaziergänge mit Claudine dorthin zu lenken, wo Johanna vorübermußte. Die schüchterne und stolze Zurückhaltung, welche scheinbar in ihrem Character lag, entsprang jedoch nicht aus einer mißtrauischen und hochmüthigen Seele; hätte man gesehen, wie sie von Jugend auf ihre Mutter bedient und gepflegt, mit welcher Selbstverläugnung sie ihr Leben ihr geweiht, mit welch' glühendem Eifer sie Tag und Nacht bis zur letzten Stunde ihr beigestanden, so müßte man gestehen, daß sie ein der größten Hingebung fähiges Herz in ihrem Busen trage; wer aber, Tula ausgenommen, sollte Johanna kennen? Wer konnte sie kennen? Und nun, da sie Niemand mehr hatte, dem sie sich weihen mochte, wer konnte wissen, ob sie ein Wesen von einigem Werthe, oder ein dummes Geschöpf sei, zu Landarbeiten verwendet, gleich dem Ochsen am Pfluge? Marsillat sah in ihr nur eine Jungfrau mit blauen Augen, weiß wie eine Lilie, gewachsen wie eine antike Statue, und dumm wie ein Schwan; dieß war sein Ausdruck. Die Groß-Gothin, wüthend, daß sie das Mädchen noch Niemanden hatte vorstellen können, erblickte endlich in ihrer Nichte den gewinnvollen Gegenstand der Bewerbungen des jungen Lüstlings, und

um sie zu bewegen, als Magd in die Dienste von Leons Familie zu treten, nahm sie sich vor, weil Tula nicht mehr sich einmischen konnte, sie zu verfolgen und zu mißhandeln.

Noch erschien Johanna für Wilhelm von Bouffac nur wie ein Bild auf englischem Kupferstiche, mehr oder weniger ein Stoff der Ballade, dieses arme Mädchen, gegen das er Pflichten zu erfüllen hatte. Johanna war also, zu dieser Stunde ihres Lebens, eine in der Unendlichkeit der geistigen Welt verlorene Seele, ein unbeachtetes Wesen, unbemerkt, wie jene herrlichen Oeden der neuen Welt, die, so zu sagen, niemals existirt hätten, wären sie nicht durch einen Künstler oder Dichter geoffenbart worden, wie die Schönheiten unbewohnter Inseln, welche noch kein Schiffer entdeckte, und für uns sohin gar nicht auf der Erde sind.

„Johanna," sagte Wilhelm nach einigem Nachsinnen über die Wahl der Worte, um sich einer Bäuerin verständlich zu machen, „Ihr habt mich immer Euern Pathen genannt, was mich sehr freut; ich nehme so viel Antheil an Eurem Unglücke, daß ich Euch wenigstens beweisen möchte, daß Ihr heute eine Stütze gefunden habt."

Johanna erhob zu Wilhelm ihre schönen, von Thränen gerötheten Augen, und strengte sich an, das Wort Stütze zu verstehen, in dieser Bedeutung neu ihrem Ohre. Die Bauern haben jedoch zu viel Geschick für bildliche Ausdrücke, um nicht sehr schnell verblümte Ausdrücke zu verstehen. Johanna begriff das Wort,

und antwortete mit sanfter Stimme, aber ohne einen Wunsch, oder eine Hoffnung auszudrücken.

„Sie sind sehr gütig, mein Pathe!“

„Nein, Johanna, ich bin eben nicht gütig,“ erwiederte der junge Baron, „da ich meine arme Amme so lange vergessen konnte.“

„Sie hat nie etwas von Ihnen gewollt, mein Pathe; denn das muß ich sagen, sie war gut!“ Und Johanna fing wieder an, schweigend zu weinen.

„Ihr werdet nicht glücklich leben mit Eurer Muhme, nicht wahr, Johanna?“

„Wie's eben dem lieben Gott gefallen wird, mein Pathe!“

„Fühlt Ihr keinen Widerwillen, bei ihr zu wohnen?“

„Nein, mein Pathe, meine Muhme ist mir nicht zuwider; sie ist ein geschicktes Weib.“

„Aber es ist hart mit ihr auszukommen?“

„Oh nein, mein Pathe, sie hat am Essen nichts auszusetzen, und das Uebrige thut sie alles selbst.“

Johanna's Einfachheit brachte Wilhelms Plan ein wenig in Verwirrung. Sie antwortete ihm natürlich, mit der Unterwürfigkeit eines Kindes, das nicht weiß, warum es gefragt wird, aber sich bemüht, den Lehrer zufrieden zu stellen.

„Ich mache ihr Langweile, denn sie versteht mich nicht,“ dachte sich der junge Mann; „es möchte ihr wohl lieber sein, in ihrem Schmerze nicht gestört zu werden. Sollte ich den Weg zu ihrem Herzen nicht durch eine völlig einfache Art zu sprechen finden?“

„Sagt mir, mein Kind," fuhr er fort, „war Eure Mutter nicht unruhig bei dem Gedanken, Euch allein zurückzulassen?"

„O ja, mein Pathe," antwortete Johanna, die weit lieber ihren Gefühlen Worte lieh, da sie von ihrer Mutter sprechen konnte. „Noch heute früh sagte sie: „„Der Wille des lieben Gottes geschehe! Aber was mir das Sterben am härtesten macht, ist der Kummer, wie es meiner Johanna ergehen wird."" Oh, sie hatte wohl Recht! Es ist kein kleines Unglück, die Mutter zu verlieren! Gott erhalte Ihnen die Ihrige, mein Pathe!"

Die Worte Johanna's waren zwar alltäglich, doch der Ton ihrer Stimme ergänzte das Ungenügende derselben, und der wahre Ausdruck ihrer Verzweiflung, verbunden mit der hochherzigen Güte der Gesinnung, welche sie bewog, sich mit der Zukunft ihres jungen Pathen zu beschäftigen, erfüllte diesen mit tiefer Rührung. Thränen traten ihm plötzlich in die Augen, und er sagte mit schwankender Stimme: „Ihr seid gut, Johanna, sehr gut!"

„Nein, mein Pathe," erwiederte sie treuherzig, „Sie sind gut, da Sie dieß sagen! Aber sehen Sie nur, mein Pathe, wie's auf den Tod regnet; Sie haben schier gar nichts an, Sie könnten krank werden."

„Gebt darauf gar nicht Acht, mein liebes Kind!"

„Ach mein Gott, gerade auf solche Art hat die Krankheit meiner Mutter angefangen. Sie wollte mich auf dem Felde abholen, weil ganz schlechtes Wetter

war, wie heute, und sie befürchtete, ich könnte nicht über den Bach, um nach Hause zu kehren. Wenn sie sich um mich sorgte, so dachte sie gar nicht mehr an sich, die gute Seele! Sie traf mich halbwegs; sie war aber von den Füßen bis zu den Knien so durch und durch naß, daß sie am andern Tage das Fieber bekam."

„Und dann sind wohl die Aerzte nicht genug sorgfältig gewesen?"

„Oh, mein Pathe, wir haben keine Aerzte geholt; wir halten nichts darauf. Vielleicht daß wir Unrecht haben, und der Arzt etwas hätte thun können; aber sie wollte nicht einmal davon sprechen hören. Sie sagte uns, wie wir sie pflegen sollten, und wir haben ihren Befehl vollzogen. Aber dieß hat nichts geholfen! — Kommen Sie, mein Pathe; müssen nicht bis auf die Haut naß werden; müssen meine Regenkappe umhängen . . . oh, sie ist nicht schmutzig, mein Pathe; Schmutz gab's bei uns nie. Sehen Sie, wenn Ihre Mutter Sie bei einem solchen Wetter im Freien wüßte, würde ihr die Zeit nicht wenig lang werden."

„Niemals, meine gute Johanna, niemals werde ich zugeben, daß Du statt meiner naß werdest," — und Wilhelm schlang wieder um die Schultern Johanna's den Mantel von grauer Wolle, den sie bereits weggezogen hatte, um ihn damit zu bedecken.

„Nun gut, halt, mein Pathe, weil Sie nicht wollen, so will ich Sie schnell an einen Ort bringen, wo Sie ein Obdach finden, und bis dahin wird's doch nicht

mehr gar so stark regnen." Hierauf schritt Johanna seitwärts des Berges bis zu einem Haufen von Felsen, die eine tiefe Aushöhlung bildeten.

„Nehmen Sie sich in Acht, mein Pathe," sagte Johanna, indem sie seinen Arm mit der keuschesten Vertraulichkeit, und mit der achtungsvollsten Sorgfalt ergriff; „es ist hier ein Brunnen, den Sie nicht sehen können," und sie führte ihn in den Hintergrund der Grotte; denn der vom Winde gepeitschte Regen schlug vorne in das Innere dieses Zufluchtsortes. Wilhelm, von der Anstrengung entkräftet, — er war seit früh morgens nüchtern, — ließ sich auf einer in den Felsen gehauenen Bank nieder, und Johanna, viel zu gesittet, um sich neben ihn zu setzen, nahm Platz auf einem großen Steine, der dem Eingange etwas näher lag, im Lichte, das von außen hereindrang, und ihr ernstes und süßes Bild, gleich einer Madonna beleuchtete, während Wilhelm, im Dunkel gehüllt, sie mit Bewunderung betrachtete.

Diese düstere Grotte; Johanna's ihm bewiesener Diensteifer; dieses völlige Alleinsein mit einem so schönen Mädchen, fern von allen Zeugen, und vielleicht auch jene innere Aufregung, die Folge des großartigen Anblickes, und majestätischen Brausens des Gewitters, so wie endlich befriedigte Eitelkeit bei dem Gedanken, daß der gewandte Marsillat diese Zusammenkunft theuer bezahlt hätte, die ihm, ohne Gewandtheit nöthig zu haben, Johanna's Vertrauen bereitete: alle diese ver-

einigten Gemüthsbewegungen erzeugten in den ersten Augenblicken eine Art von Fieber im Gehirne des jungen Barons. Er achtete zu sehr seine eigene, und die Lage seiner Pathe, um einen Mißbrauch davon zu machen. Aber er genoß ein geheimes Vergnügen bei dem Gedanken, daß manche Andere nicht so zartfühlend gehandelt hätten, und nach der Liebkosung des Bewußtseins seiner eigenen Tugend, fand er diese Tugend verdienstlicher, als sie ihm eine Stunde früher erschienen wäre, da er mit der hübschen Claudine den Berg hinabstieg.

Johanna war so ganz anders, so wahrhaft schön, so offenherzig, und ihm zu einer so zärtlichen Theilnahme geneigt! Die Einbildungskraft des jungen Barons beschäftigte sich mit dieser Lage: „wenn ich ihr ein zärtlicheres Gefühl einflößen wollte, könnte sie sich in einem solchen Augenblicke dagegen sträuben, und wenn ich ihr begreiflich machen würde, daß ich fortan ihr einziger Freund auf Erden wäre, ihre unentbehrliche, von der Vorsehung ihr gesendete Stütze?“ — Allein bei diesem Gedanken von der Vorsehung fürchtete der mit ziemlich schwachen Character Geborne, aber zu dem Verlangen Bekehrte, durch das romantische Christenthum jener Zeit groß zu werden, durch das Anrufen des Himmels zur Rechtfertigung seiner unwillkürlichen Gemüthsbewegungen, eine Gotteslästerung zu begehen, und er schwieg, indem er Johanna fortwährend im Wiederscheine der Blitze betrachtete.

Johanna dagegen dachte nicht daran, sich vor einer Gefahr zu schützen, die sie gar nicht begriff, und wieder in sich selbst versinkend, ließ sie wieder ihre Thränen fließen. Es war ein stummes Weinen voll Hingebung, das sie weder an sich halten, noch zur Schau stellen wollte. An ein einsames Leben gewohnt, pflegte die Schäferin von Toull, sobald sie Andern nicht nöthig zu sein schien, die Anwesenheit derselben zu vergessen, und sich ihren Gedanken zu überlassen. Was für Gedanken konnte aber ein Kind der Natur haben, das nicht lesen gelernt, und dessen Verstand, (wenn sie welchen hatte) selbst der geringsten Ausbildung entbehrte?

Genau diese Frage stellte Wilhelm an sich, als er sie in der nämlichen Stellung verweilen sah, mit den Augen zum donnererschütterten Himmel starrend. Auch wir haben uns oft so gefragt, wenn wir irgend eine Schäferin mit feinen Zügen erblickten, oder irgend eine ernste alte Frau, die an der Ecke einer Wiese stundenlang gemächlich spann. Wer kann uns die Art der Existenz so wenig entwickelter Seelen erklären? Woran denkt der Pflüger, der ruhig seine eintönige Furche zieht? Woran denkt der Ochs, der im Grase kauernd wiederkäuet, und die verwunderte Stute, welche über den Strauch Dich ansieht? Kreiset das nämliche Leben langsam in den Adern des Menschen, und in jenen des zur Feldarbeit gebrauchten Thieres? Schlägt die undankbare Rhea mit gleicher Dummheit ihre Kinder und ihre Knechte?

Wir mußten viel Landluft athmen, und viele Abende am bäuerlichen Herde verleben, um jene Reihe von Träumereien zu verstehen, welche im Gehirne des Bauers die Mühe des Nachdenkens ersetzet, und sein Wachen wie seinen Schlaf zu einer Art ruhigen Entzückens macht, wo die wunderbaren, schrecklichen oder lachenden Bilder, einander mit reissender Eile folgen. Dieß ist dieselbe Thätigkeit, dieselbe Poesie, und dieselbe Unmacht, wie die Anstrengung des Kindes, das Unbekannte seiner Existenz von dem Schleier zu befreien, der sie verhüllt. Dieß ist der Geist der Träume, der in dem großen und schwachen Gehirne des gallischen Herkules sein Wesen treibt.

Johanna dachte in diesem Augenblicke an ihre Mutter, und ihre schmerzliche Träumerei führte sie durch Erinnerungen jener Vergangenheit, von der sie sich nicht losmachen konnte. Ihr Schluchzen erfüllte die Grotte nicht; aber die geheimnißvollen Echo's dieser aufhallenden Stätte, wiedertönten von Minute zu Minute einen leisen Seufzer ihrer bedrängten Brust, dem sodann, noch geheimnißvoller, das Geräusch eines Wassertropfens antwortete, der in regelmäßigen Pausen von dem feuchten Gewölbe sich losmachte, um in die unsichtbare Quelle zu fallen.

Dieses beredte Schweigen rührte Wilhelm immer mehr, und er dachte nicht mehr daran, es zu stören. Aber bald saß er, ohne zu wissen wie, neben Johanna, und ihre Hand lag in der seinigen.

Fünftes Kapitel.

Die Gelehrsamkeit des Landpfarrers.

Erstaunt wendete sich Johanna um, und da er im Lichte neben ihr saß, erblickte sie Thränen in seinen Augen. Anstatt gerührt oder erschrocken zu scheinen, fragte sie ihn treuherzig:

„Fürchten Sie das Gewitter, mein Pathe?“

Wilhelm konnte ein Lächeln nicht unterdrücken, und erwiederte, ihre Hand loslassend:

„Nein, mein liebes Kind, ich denke nicht an das Gewitter, sondern an Dich. Dein Kummer quält mein Herz, und ich möchte mit Dir weinen.“ —

„Oh, Sie müssen nicht weinen, mein Pathe. Das könnte Ihnen schaden. Es ist recht einfältig, daß ich mich dessen nicht enthalten kann; sie war ja meine Mutter! Aber sie war nur Ihre Amme, und Sie würden sie nicht mehr kennen. Sie können sich ihrer nicht mehr erinnern.“

„Ich habe mich heute ihrer erinnert, Johanna, und hätte ich mich ihrer auch nicht erinnert, so möchte ich dennoch Deinetwegen weinen. Verstehst Du dieß nicht?“

Johanna schwieg; sie verstand es nicht.

„Sprich, Johanna, wenn ich meine Mutter verlöre, die Du nicht kennst, und deren Du Dich nicht mehr erinnern kannst, hättest Du nicht Mitleiden mit mir?“

„Oh ja, mein Pathe!“

„Würdest Du nicht suchen, mir etwas Tröstendes zu sagen?“

„Oh gewiß, mein Pathe,“ erwiederte Johanna mit innerster Ueberzeugung.

„Gut denn! Sag mir, was Du mir sagen würdest, damit ich es Dir sage.“

„Ach, mein Pathe! Dieß wird mir schwer fallen; aber ich wüßte nicht, was ich Ihnen sagen sollte.“

„Ihr geht es, wie mir,“ dachte Wilhelm. — „Aber,“ fügte er bei, „tröstet nicht die Freundschaft ein wenig? Würdest Du nicht, in einem solchen Falle, Freundschaft für mich fühlen?“

„Oh, ganz gewiß, mein Pathe!“

„Nun wohl! Begreifest Du nicht, daß ich in diesem Augenblicke Freundschaft für Dich fühle?“

„Sie sind recht gut, mein Pathe, Sie werden dafür belohnt werden!“

„Wirklich, Johanna?“ rief Wilhelm, ihre Hand wieder fassend; „würdest Du mir dankbar dafür seyn? Daß Du bisweilen daran denkest, soll meine Belohnung seyn.“

„Ach, mein Pathe, ich bin zu arm,“ erwiederte Johanna mit Sanftmuth, „um irgend Jemand zu belohnen; aber der liebe Gott mag Ihre Freundschaft für mich belohnen!“

Wilhelm, ein wenig verwirrt, aber durch den Gedanken beruhigt, daß seine eigene Worte keine schuld-

hafte Absicht enthielten, ließ Johanna's Hand in der seinigen. Sie zog sie weg, um ein Zeichen des Kreuzes zu machen.

„Warum machst Du das Zeichen des Kreuzes?" fragte er sie.

„Sie haben also diesen großen Blitz nicht gesehen, mein Pathe?"

„Fürchtest Du den Donner, meine arme Johanna?"

„Oh nein, mein Pathe; ich thu's nur, um Böses von Andern abzuwenden."

„„Du sprichst wenig, Johanna, aber gut."

„Oh nein, mein Pathe, ich weiß nicht gut zu reden."

„Alles was Du sprichst, zeugt doch von einem guten Herzen."

„Ich kann kein böses Herz haben, weil meine arme Mutter ein so gutes hatte! Aber gut reden, das kann ich nicht; ich habe niemals gelernt."

„Bist Du nie in die Schule gegangen?"

„Nein, mein Pathe; ich hatte keine Zeit dazu."

„Aber lesen kannst Du?

„Auch nicht, mein Pathe; das kann ich nicht."

„Und Du bedauerst nicht, es nicht zu können?"

„Dieß würde mir nichts helfen. Ich bin zum Vieh auferzogen. Das ist meine Arbeit. Damit war meine Mutter zufrieden."

„Möchtest Du aber jetzt, wo dieß nicht mehr nöthig ist, nicht ein anderes Leben führen?"

„Nein, mein Pathe!“

„Nicht? Deine Muhme ist doch bei weitem nicht, was Deine Mutter war!“

„Das ist richtig, mein Pathe! Aber sie ist denn doch meine Muhme. Ganz allein, hätte sie Langweile.“

„Da Du jedoch auf den Feldern lebst, so wird sie Dich ohnehin nur selten sehen?“

„Abends sehen wir uns immer ein wenig. Wir essen mit einander zu Nacht.“

„Und alle Abende wird sie Dich behandeln, wie sie so eben gethan hat.“

„Daran bin ich schon gewöhnt, mein Pathe, und werde nicht böse auf sie.“

„Wenn sie aber schlechte Absichten mit Dir hätte, Johanna?“

„Wie verstehen Sie dieß, mein Pathe?“

„Ich sagte Dir, daß Deine Muhme ein schlimmes Weib sey.“

„Oh, Sie irren sich, mein Pathe; sie ist ein wenig hitzig; das ist's Alles.“

„Johanna, Du bleibst also gerne bei ihr?“

„Weil's so seyn muß, mein Pathe!“

„Und wenn sie Dich vom Hause jagte?“

„Das Haus gehört mein; auch wird sie dieß nie thun.“

„Wenn sie aber nicht mehr mit Dir zusammenwohnen wollte?“

„Ich könnte sie nicht zwingen, zu bleiben; aber

warum sollte sie wegziehen? Ich werde ihr nie wiedersprechen."

„Es könnten Veranlassungen eintreten, wo es Deine Pflicht wäre, es zu thun. Wenn sie nun von Dir verlangte, eine schlechte That zu begehen?"

„Sie wird dieß nie verlangen, mein Pathe!"

„Bist Du dessen ganz gewiß?"

„Oh ja, mein Pathe!"

„Gut denn," sagte Wilhelm, nicht ohne Unruhe über die Aufrichtigkeit Johanna's, und im Zweifel, ob er ihre Offenherzigkeit bewundern, oder ihre Tugend beargwohnen sollte, stand er auf, und machte einige Schritte durch die Grotte, von einer Art inneren Aergers erfaßt, worüber er erröthete.

„Du wirst wohl bald zu heirathen gedenken, Johanna?" fragte er."

„Nein, mein Pathe," antwortete sie ohne Verlegenheit und ohne Zaudern.

„Ein wenig früher, ein wenig später; geschehen wird's doch, und dann wirst Du von Deiner Muhme nichts mehr zu fürchten haben."

„Dieß wird nie geschehen, mein Pathe," versetzte Johanna mit dem Ausdrucke einer ruhigen Entschlossenheit.

„Niemals?" fragte Wilhelm erstaunt; „dieß ist die Betheurung eines jungen Mädchens. Aber Du wirst es nicht verschwören?" fügte er lächelnd bei.

„Mein Schwur hiewegen ist gethan," erwiederte Johanna.

„Das ist seltsam; Du scherzest, Johanna?“

„Oh mein Pathe,“ entgegnete sie mit klagendem und aufrichtigen Tone; „dieß ist kein Tag hiezu!“

„Verzeihe mir, Johanna, daß ich an Deinem Worte zweifle. Aber dieß ist so außerordentlich! Und wenn ich Dich fragte: warum? hättest Du nicht so viel Vertrauen auf mich, Deinen Milchbruder und Sohn Deiner Pathe, mir die Ursache eines solchen Entschlusses zu sagen?“

„Ich kann sie Ihnen nicht sagen, mein Pathe; es ist mir verboten.“

„Verboten?“

„Ja, mein Pathe; verzeihen Sie, wenn ich nicht gut antworte.“

Wilhelm wußte nicht, daß „verboten“ nach der Wortbedeutung in Berry „unmöglich“ bezeichne, und diese Verwechslung, welche Johanna nicht aufklären konnte, erneuerte den geschöpften Verdacht in ihm. „Und warum,“ dachte er sich, „sollte sie, bei einem so guten Herzen und so geringer Vorsicht, Marsillat nicht lieben? Er ist von einnehmender Miene, jung, unternehmend; er weiß sich diesen Mädchen hier verständlich zu machen, und hat vielleicht die arme Johanna auch schon verhext, wie Claudinen.“

Dieses Nachdenken erregte in dem jungen Baron sehr peinliche Empfindungen, und sein Plan ging zu seinem Bedauern in Rauch auf.

Um jene Art von Qual zu beschwichtigen, die er litt, weil er seiner Phantasie auf einem so prosaischen

Boden den Zügel so schnell hatte schießen lassen, suchte er zu vergessen, was er an Johanna zu finden geglaubt hatte, und in wenigen Augenblicken vergaß er Johanna selbst so sehr, daß er selbst auf die Thränen nicht mehr achtete, welche sie ohne Aufhören weinte.

„Wie verhält sich's denn mit dieser Grotte?" fragte er ganz laut, zum erstenmale erstaunt bei dem Anblicke dieses unterirdischen Baues.

Johanna, die es sich zu einer kindlichen Pflicht machte, ihm mitten unter ihren Thränen zu antworten, erwiederte:

„Das ist die Feidenhöhle, mein Pathe."

„Feiden? Nicht wahr, Du willst sagen Feen?"

„Ich kenne die Feen nicht, mein Pathe."

„Aber was sind denn die Feiden?"

„Das sind Weiber, die man nicht sieht, die aber Gutes oder Böses thun."

„Glaubst du dieß Johanna?"

„Ei ja wohl, mein Pathe, ich muß es wohl glauben."

„Du hast sie jedoch nicht gesehen, weil man sie nicht sieht?"

„Ich habe den lieben Gott auch nicht gesehen, mein Pathe; und doch glaub' ich an ihn. Uebrigens glaubte meine Mutter daran, und ich glaube, was sie mir sagte."

„Und haben sie Dir Gutes oder Böses zugefügt, diese Feiden?"

„Sie haben mir nie Böses zugefügt, mein Pathe."

„Auch nichts Gutes?"

Johanna antwortete nicht. Wilhelms Neugierde war dadurch erregt; allein es schien ihm grausam, sie an einem solchen Tage zu betrüben, indem er sie zwänge, weiter zu antworten.

„Der Regen läßt nach," sagte er, „ich könnte nun den Weg ganz allein wieder finden; wenn Du länger verweilen willst, so genire Dich meinetwegen nicht, ich bitte Dich."

„Oh, mein Pathe, Sie verirrten sich vielleicht in die Schilfteiche. Ich will Sie begleiten; ich bin nicht müde."

Sie stand auf, und Wilhelm bemerkte, daß sie etwas in eine Felsenspalte legte.

„Was legst Du da hinein, Johanna?" fragte er, aus Neugierde nach den abergläubischen Gebräuchen der Gegend.

„Ein wenig Schäferin-Thymian, den ich pflückte, bevor ich hier eintrat," antwortete sie.

„Wem gehört diese Gabe, Johanna? Den Feiden?"

„Das ist eine Gewohnheit der Mädchen, mein Pathe."

„Und was bringen die Jünglinge?"

„Einen kleinen Stein, mein Pathe. Ich will einen für Sie einlegen."

„Sonst würden wohl die Feiden unzufrieden mit mir sein, und mir irgend einen bösen Streich spielen?"

„Dieß könnte wohl geschehen, mein Pathe. Es macht ja nicht viel Mühe, einen kleinen Stein einzulegen."

„Dir zu Liebe, Johanna, will ich zwei einlegen."

Aber indem Wilhelm aus der Grotte ging, und wieder auf seine üblen Meinungen verfiel, argwohnte er, daß diese Quendelblüthe vielleicht ein Zeichen, das Versprechen eines Stelldichein sein könnte, welches Johanna für den Gegenstand ihrer geheimnißvollen Liebe zurückwies.

Der Rest ihres Weges wurde schweigend zurückgelegt. Der Wind, welcher die ersten Wolken verjagt, und neue herangetrieben hatte, erschwerte ihren Gang, und machte jede Unterredung unmöglich. Als sie die dritte Umschließung der Trümmer erreicht hatten, welche die höchste Terrasse von Toull bildete, fragte Johanna ihren Pathen, ob er ein Nachtquartier habe, und nahm mit folgenden Worten von ihm Abschied: „Nun denn, mein Pathe, herzlichen Dank für Ihre Güte! Bleiben Sie gesund, und verzeihen Sie mir, wenn ich Sie beleidiget habe." (Dieß ist, in der Sprache der Gegend gleichbedeutend mit der Entschuldigung, daß man seinen Gast nicht gut empfangen konnte, oder nicht nach Gebühr zu begrüßen wußte.)

„Warte, meine gute Johanna," sagte der junge Baron.

„Du hast einige Ausgaben zu machen, und möchtest vielleicht in die Verlegenheit kommen, keinen Credit zu finden. Da hast Du etwas zu den Kosten des Mahles, welches Du morgen geben mußt."

„Oh, ich danke, mein Pathe. Behalten Sie's! Sie

haben vielleicht nicht genug zu Ihrer Reise, und ich bedarf's nicht. Jedermann kennt mich hier, und wird mir wohl borgen."

„Johanna, Du bist nicht reich, und ich bin's ein wenig; ich habe wohl das Recht, die Beerdigungskosten meiner armen Amme zu bezahlen."

„Wie Sie wollen, mein Pathe," antwortete Johanna, die durch Weigerung der Annahme unhöflich zu sein fürchtete; „aber es ist denn doch zu viel."

„Behalte den Rest, Johanna."

„Oh nein, mein Pathe. Das ist ja Gold, und das mag ich nicht. Das Gold, so glaubt man bei uns, bringt Unglück."

„Wirklich? Wenn's so ist, da hast Du Silber."

„Ich danke dafür, mein Pathe. Ich weiß nicht, wie viel es macht, was Sie mir da geben. Ich werde aber davon kaufen, was meine Muhme befohlen hat, und Ihnen den Rest zurückgeben. Sie werden die Gegend nicht gleich verlassen?"

„Nicht gleich, und es würde mich sehr freuen, Dich wieder zu sehen; aber ich werde nichts von dem zurücknehmen, was ich Dir gegeben habe. Auf Wiedersehen, Johanna!"

„Auf Wiedersehen, mein lieber Pathe!" Und Johanna ging, immer weinend.

„Seltsames Wesen," dachte Wilhelm, als er sie in eine der Hütten von Toull treten sah; „sie hat ihre ganze Geistesgegenwart; sie scheint in alles ergeben,

und zugleich untröstlich.“ Wilhelm wußte nicht, daß die Bäuerin so beschaffen ist, wenn ihr Empfindsamkeit eigen, was nicht zu den seltenen Fällen gehört. Die Gewohnheit der Arbeit, und die Unmöglichkeit, hinsichtlich ihrer Verrichtungen sich auf andere zu verlassen, hindern sie, sich maßlosem Schmerze hinzugeben; aber dieser geduldige und einfache Schmerz schlägt vielleicht tiefere Wurzeln in ihrem Herzen, als in jedem andern.

Eben suchte Wilhelm die schlechte Hütte der Mutter Grethe auf, als ihm der Ortspfarrer begegnete, der sich entschuldigte, daß er ihn bei seiner Ankunft nicht habe empfangen können, und in das Pfarrhaus führte, wohin er bereits Sport hatte bringen lassen, ohne noch den Namen des Reisenden zu kennen, und ohne zu wissen, wem dieses prächtige Thier gehöre. Wilhelm beeilte sich, seinen Namen und die Veranlassung seines Ausfluges nach Epinelle zu sagen, um nicht durch die Unhöflichkeit des Incognitos die freundliche Gefälligkeit seines Wirthes zu mißbrauchen.

Trifft man in solchen Thebischen Gegenden einen Priester, und ist er jung, so darf man es für gewiß annehmen, daß er ein ketzerischer Geist ist, bei dem Bischofe in Ungnade gefallen; wenn alt, — ein Atheist von anstößigen Sitten mit auferlegter Buße. In letzterem Falle giebt es auch noch eine zweite Voraussetzung, daß seine Unfähigkeit ihn untauglich macht, in der Welt zum Vortheile der Angelegenheiten des Clerus zu intriguiren. Der Mann, welchem Wilhelm ge-

genüberstand, war jedoch nichts von dem allem, ein ausgezeichneter Character und von ziemlich gebildetem Geiste; allein er war kein Ränkeschmied, und blieb in seiner Verbannung vergessen, ohne daß er daran dachte, ein gesünderes Clima, und einen minder wilden Aufenthalt zu verlangen.

Es war bald vier Uhr, und Wilhelm, erschöpft von Müdigkeit und Hunger, fand, daß nie eine Gastfreundschaft gelegener mochte gekommen seyn, als jene, die er nun genoß. Ungeachtet der ihm eigenen Artigkeit, war er für die diensteifrigen Aeußerungen des Pfarrers fast taub, und erst, nachdem er sein bescheidenes Mahl mit dem Appetite von zwanzig Jahren verschlungen hatte, fühlte er sich im Stande, ihn anzuhören, und ihm zu antworten.

„Ihre Gegend ist sehr wundersam, in der That, Herr Pfarrer," sagte er bei dem Nachtische, „und ich bedauere sehr, nicht den geübten Blick eines Alterthums-Kenners zu besitzen, um an jedem Steine, den ich antreffe, eine Spur gallischer oder römischer Wohnstätte, einen Druidenaltar, eine Statue von Huar-Bras, dem gallischen Mars, ein berühmtes Grab, kurz alles das zu entdecken, was die Gelehrten unter zwei- bis dreitausendjährigem Moose, oder auf unförmlichen Steinblöcken, die mir gar nichts zu bedeuten scheinen, gewahren und beurkunden."

„Herr Baron;" erwiederte der Pfarrer nicht ohne Aerger, „Sie sind, wie ich sehe, als ein Jünger des

sehr gelehrten Herrn Barailon hierher gekommen, um alle unsere Wunder zu betrachten, und sind ein wenig unwirsch, daß Sie die celtischen *) Bilderschriften nicht eben so geläufig lesen können, wie er. Sie haben jedoch in der Gegend, wo Ihre arme Amme wohnte, erhöhte Steine angetroffen, die eben so seltsam sind, wie die jo-mathr. Von einem derselben ist das Gleichgewicht weit bewundernswürdiger, als jenes vom großen Pilze des Berges Barot.

„Er ist so künstlich gestützt, daß der leiseste Wind ihn bewegt, und wie schwach auch das Licht seyn mag, giebt er doch zitternd und tönend auf seinem Gestelle, einen besondern Klang von sich, dem es nicht an Lieblichkeit gebricht, und der mir die geheimnißvolle Stimme der Memnonssäule bei dem Aufgange der Sonne, das heißt, bei dem ersten Schimmer der Morgenröthe, erklären möchte. Der Stein von Ep-Nell ist viel wohlklingender; denn sein Tönen dauert fast immer fort, und unsere armen Bauern glauben, daß ein Geist darin eingeschlossen sey, der Vergangenes erzählt und Künftiges weissaget, während er Gegenwärtiges beweint.

„Geben Sie Acht, mein Herr, auf diesen Namen

*) Der Pfarrer von Toull richtete sich, wie es scheint, nach der Gewohnheit, welche sich von den Römern bis auf unsere Zeit vererbte, die Gallier, unsere eigentlichen Vorfahren, mit den erobernden Celten, einem ganz andern Stamme, zu verwechseln. D. V.

Epinelle, wie man aus Sprachverfälschung diese Steine nennt. Er kommt von „Ep=Nell“, einem gallischen Worte, welches „ohne Oberhaupt“ bedeutet. Dagegen will: „jo-mathr“ eigentlich so viel sagen, wie: abschneiden, verstümmeln, das Opfer auf dem Sühnungssteine bluten und leiden lassen. Das ist, als ob man „heiliger Mord“ sagen wollte. Bemerken Sie auch, daß man auf den „jo-mathr“ Menschen=Opfer brachte, was wohl auch die Schwänkkessel bewiesen, um darin das Blut aufzufassen, und die Rinnen zum Abfluße desselben, während die Ep=Nell nur Schwänkkessel, aber keine Rinnen haben, (woraus man schließen dürfte, daß diese Steine nur zu harmlosen Reinigungsopfern der alten Heiden dienten); bemerken Sie endlich, sag' ich, daß jene auf einem hohen Berge gegen Norden schauen, und diese in einem kleinen unbekannten Thale liegen, neben einem Bache, in der Richtung nach Süden —“

„Was wollen Sie daraus abnehmen, Herr Pfarrer?“

„Daß in dieser bedeutenden, unwidersprechlich bedeutenden und volkreichen Stadt Toull, Herr Baron, nicht bloß wegen der ungeheuern Bauwerke, deren Trümmer auf diesem Berge und auf allen umliegenden Thälern und Hügeln zerstreut sind, sondern auch wegen ihrer Lage an der äußersten Grenze vom ehemaligen Berry und von Combraille, der Biturriges und Lemovices, was bewiese, daß Toull, Tullum, Turicum oder Taricum, sicher das Gergovia, Gergobina, Bojorum,

diese furchtbare Stadt, Nebenbuhlerin der Gergovia der Avernes gewesen ist, und wovon man vergebens die Spuren unter diesem allgemeinen Namen gesucht hat — —"

„Da sind wir noch weit von den Druidensteinen, Herr Pfarrer."

„Ich komme darauf, Herr Baron. Eine Stadt, wie Toull, mußte nothwendigerweise einen doppelten Cultus haben, und es hatte ihn. Es gab dort einen offiziellen Cultus und auf dem Berge Barlot herrschend, es befand sich dort auch ein widerstrebender, geduldet oder verfolgt in der Tiefe des kleinen Thales von Ep-Nell. Der freie Cultus, die Ketzerei, wenn man so sagen darf, rühmte sich, ohne Oberhaupt zu seyn, — während die offizielle Kirche (ich habe Unrecht, ein so achtungswürdiges Wort auf so schändliche Abgöttereien anzuwenden), ich wollte sagen: der Tempel, worin die Druiden despotisch herrschten, bei den jomathr-Steinen war. Vielleicht kam auch dieser abscheuliche Cultus außer Uebung, und der Versuch einer reineren Religion zu Ep-Nell an seine Stelle; oder, was vielleicht noch wahrscheinlicher, daß vor dem Einfalle der Kimerischen Celten, unsere Vorfahren, die Gallier, ihre Altäre nicht mit Blut befleckten, und daß dieser friedliche Tempel von Ep-Nell, ein Rest der Verwahrung der verfolgten Religion seyn mochte. — Was halten Sie davon, Herr Baron? Scheint Ihnen dieß alles nicht klar wie der Tag?"

„Ungefähr wie der düstere und verhüllte Tag, den uns eben jetzt das Gewitter bietet, Herr Pfarrer; jedenfalls sind aber Ihre Nachforschungen und Vermuthungen sehr geistreich, und eben so würdig eines Dichters, als eines Alterthumskenners."

„Gut, Herr Baron. Da Sie von Poesie sprechen, so muß ich Ihnen sagen, daß ich hievon noch ächtere Proben habe: das ist die Ueberlieferung in der Gegend. Es giebt hier zwei Arten von Zauberei: eine, welche die böse ist, und die ihren Ursprung und ihre Uebung von den jomathrs-Steinen ableitet. Alle Hühner- und Gemüsediebe, alle bösen Zauberinnen, die den Mädchen schlechten Rath ertheilen, oder aus Rache die Heerden des Nachbars vergiften, zum Beispiel die Groß-Gothin, die Sie heute gesehen haben, machen ihre Beschwörungen auf dem Barlot. Dagegen die wissenden Frauen, wie man sie hier nennt, welche die Kranken heilen, und gegen die Landplagen beten, gegen Hagel, Hundswuth, Brand, Viehseuche ꝛc., diese guten, obgleich von Irrthümern angesteckten Frauen haben gute Absichten, und durchaus unschädliche. Sie sind nur etwas eingenommen für ihre Steine von Ep-Nell und ihre Feidenhöhle, die in der nämlichen Gegend liegen. Eine solche war die arme Tula, die eigentlich Tulla heißt, ein Name rein-gallischen Ursprungs, und vielleicht Ihre verstorbene Muhme von der Göttin, oder vielmehr von der Druidin Tulla oder Turica abstammen ließe, dessen Tempel Sie auf seiner Baustelle und

auf seinen Grundfesten, mit doppelter Umschließung, auf unserm Berge bemerken konnten."

„Ich bewundere Sie, Herr Pfarrer! Sie haben für alle Dinge Herleitungen und Abstammungen. Sie reizen meine Wißbegierde, und ich möchte Sie um die Erläuterung eines Gespräches bitten, das ich diesen Morgen hörte, und welches mich an die Mährchen erinnerte, die mir meine arme Amme in meiner Kindheit erzählte."

Nach Wilhelms Berichte von Dem, was ihn bei der Unterredung zwischen Leonhard und Mutter Grethe auf dem Kirchhofe befremdet hatte, erwiederte der Pfarrer, der vielleicht fürchtete, seine frühern Erklärungen nicht als ein guter Katholik gegeben zu haben, und auf die redlichste Weise von der Welt mit seiner Liebe für Wissenschaft, Poesie und Literatur rang, seufzend:

„Da muß ich betrübende Dinge gestehen, Herr Baron. Aber ich kann Ihnen nicht verhehlen, daß ich seit meinem vierjährigen Aufenthalte in diesem armseligen Flecken nur schwache Angriffe auf die Landplage des Aberglaubens machen konnte. Dieser Ort ist unter allen zur Abgötterei bevorrechtiget, und da ich mich, aus Mangel an Beschäftigung, zu meiner Zerstreuung, ein wenig auf das Studium des Ursprunges aller gallischen Ueberlieferungen verlegt habe, begegnet es mir bisweilen, daß ich mehr Vergnügen darin finde, sie anzuhören und zu belehren, als ich sollte. Ich versichere Ihnen, Herr Baron, daß es hier für einen Gelehrten,

und selbst für einen Dichter, so wundersame Dinge zu beurkunden gäbe, daß, wenn wir nicht einen Walter Scott hätten, sie zu schreiben — Aber Sie werden mir einwenden," fügte er bei, von jenem Mißtrauen plötzlich ergriffen, welches bei einem Priester noch bezeichnender ist, als bei einem Bauer, „daß es einem Pfarrer nicht gezieme, Romane zu lesen, und die Vermehrung der Zahl dieser verderblichen Werke zu wünschen."

„Verderblich, Herr Pfarrer?" fragte Wilhelm; „die von Scott sind es nicht. Es ist ein Unterschied zwischen den Romanen!"

„Mindestens sind sie für einen Priester eine eitle Lektüre," erwiederte der Pfarrer von Toull, indem er das rosige und offene Antlitz seines jungen Tischgenossen erforschte.

„Sie machen sich wegen einer unschuldigen Unterhaltung zu viele Gewissenszweifel," entgegnete Wilhelm, „und an Ihrer Stelle würde ich mich nicht darauf beschränken, Romane zu lesen; ich würde deren schreiben."

„Ein guter Scherz," sagte der Pfarrer; „doch an Stoff würde es nicht fehlen. Es giebt hier im Kopfe der Bauern so viele Erinnerungen, die, Dank der poetischen Auslegung, der geschichtlichen Ueberlieferung angehören! Was Sie auf dem Kirchhofe gehört haben, mag Ihnen wohl eine Vorstellung davon geben."

„Diese Leute glauben also wirklich an den verborgenen Schatz?"

„So fest, mein Herr, daß Sie sich glücklich schätzen

dürfen, durch das Recht der Erbschaft Grundstücke in unserer Gegend zu besitzen, die Sie schwerlich zu kaufen bekämen. Man würde fürchten, Sie fänden den Schatz."

„Ich habe also Grundstücke hier?" dachte sich Wilhelm, der es nicht wußte, oder sich nicht daran erinnerte, so wenig Werth haben diese unbebauten und unfruchtbaren Strecken.

„Hätten Sie selbst, mein Herr," fuhr der Geistliche fort, „auf hochherzige Weise Capitalien hierher gebracht, in der Absicht, sie zur Verbesserung der Grundstücke, und folglich des Zustandes der Landleute, welche sie bebauen, zu verwenden, so hätten Manche Sie vielleicht dennoch mit sehr scheelem Auge angesehen. Man würde geglaubt haben, Sie wühlten den Boden auf, um ihm die Goldstücke zu entreißen, welche die Wurzeln der Pflanzen durchglühen, und ohne Zweifel die Wagen von gediegenem Golde und Silber, die funkelnden Helme, und die Edelsteingürtel Ihrer Vorfahren; der an dieser Stätte von den Römern, und später von den Barbaren geschlagenen und getödteten Gallier.

„Diese Ueberlieferung hat (wie alle Ueberlieferungen) ihren geschichtlichen Grund. Bei dem Tode eines gallischen oder celtischen Heerführers, nach Abschlachtung seiner Sclaven, seiner treuen Diener, und seiner Pferde, gab man ihm, wie Sie wissen, einen Berg als Grab, und scharrte Gold- und Silberstangen, Waffen vom größten Werthe, kurz unermeßliche Schätze, mit diesen

Leichen ein. Man fand in unsern Gegenden goldene Ketten in den Graburnen, oder tumulus. — Allein ich langweile Sie, Herr Baron?"

„Im Gegentheile, Sie unterhalten mich sehr, Herr Pfarrer; aber diese tumulus waren römische Grabmale?" —

„Oder gallo-römische, und hätte man deren aus einer älteren Zeit gefunden, so fände man vielleicht statt der einfachen Zierrathen sodann —"

„Ah, Herr Pfarrer, Sie glauben auch ein wenig an den Schatz, gestehen Sie es nur!"

„Ich könnte daran glauben," lächelte der Pfarrer, „ohne Verlangen, ihn zu behalten, und ich wünsche von ganzem Herzen, daß er auf Ihren Grundstücken gefunden werde, und nicht in meinem Garten, worin ich, ohne jedoch darnach zu suchen, bloß bei dem Pflanzen meines Salats, sehr schöne römische Münzen gefunden habe, die ich Ihnen zum Geschenke machen will."

„Ich will Sie derselben nicht berauben," erwiederte der junge Baron; „aber ich werde sie mit großem Vergnügen besehen."

Der Pfarrer öffnete die Schublade seines alten eichenen Tisches, und inmitten schlechten, alten Eisenwerkes, verrosteter Schlüssel, abgedrehter Nägel und anderer werthloser Abfälle, deren Aufbewahrung die knauserigen Gewohnheiten der Armuth verriethen, nahm er mehrere Münzen von Antonin dem Frommen, von Gallien, von Agrippina und von Philipp dem Ara-

ber, welche man ganz besonders sehr wohl erhalten, und im Ueberfluße in unsern Centralprovinzen findet.

Während unsere beiden Liebhaber sorgfältig diese Münzen untersuchten, hatte sich der Sturm von Neuem entfesselt. Der einzige Baum der Stadt Toull bog sich und ächzte unter der Gewalt des Windes, und der Hagel schlug auf die Dachziegel des Pfarrhauses. Das klägliche Dröhnen der Glocke vermischte sich mit dem Brüllen des Gewitters.

„Es scheint mir," sagte Wilhelm, „daß Sie die Wirkungen des Blitzes fürchten; Sie sollten Meister Leonhard abhalten, auf solche Art sich anzustrengen."

„Unmöglich wär's wohl, ihn davon abzubringen," erwiederte der Pfarrer, „und doch ist Leonhard noch einer der verständigsten. Wenn er aber auch nicht an die Feiden glaubt, so glaubt er doch an seine Glocken. Das ganze Dorf glaubt daran, und wenn ich das Läuten einstellen ließe, käme ich in Gefahr, gesteinigt zu werden."

„Demnach sind Ihre Pfarrkinder wohl Gläubige?"

„In einem gewissen Sinne nur zu sehr Gläubige; denn sie glauben alles, die Wahrheit wie die Lüge, die Abgötterei wie die Religion, und das Druidenthum wie die Vielgötterei. Die guten und bösen Geister umgeben ihr Daseyn mit ihren Verleihungen. Die Feiden spielen hier eine große Rolle, und die Gegend von Toull ist überall von Höhlen und Vertiefungen, von Menschenhänden gemacht, wilde Behausungen unserer Vor-

Aeltern, oder von unterirdischen Grotten, geweiht den Orakeln der gallischen Wahrsagerinnen. Nun denn, alle diese für den Alterthumsforscher sehr interessanten Grotten, werden vom Bauer hoch verehrt, wegen des Aufenthaltes unsichtbarer Wesen, die er sich günstig zu stimmen sucht, indem er ihnen irgend eine Spende in ihr Heiligthum bringt, ein Blatt, ein Stückchen Moos, gleichviel was, wenn es nur ein Zeichen der Erinnerung und Ehrfurcht ist."

„Ich sah meine Milchschwester Johanna diese Förmlichkeit erfüllen," rief Wilhelm, der schon lange an dieses junge Mädchen dachte, ohne bei der Gelehrsamkeit des Geistlichen selbst einmal eine Frage anbringen zu können. „Sagen Sie, Herr Pfarrer, ist Johanna, als Schwester und Nichte von Zauberinnen, nicht auch ein wenig eine Zauberin? — Doch, wird Ihnen unwohl?" fügte Wilhelm bei, als er den jungen Pfarrer plötzlich roth werden und erbleichen sah.

„Der Donner treibt mir das Blut ein wenig untereinander. Macht Ihnen dieß nichts, Herr Baron? — Johanna ist ein ehrbares und gutes Geschöpf, das kann ich Ihnen betheuern. Sie ist der größten Theilnahme würdig."

„So scheint's mir," antwortete Wilhelm, „und es freut mich sehr, daß Sie offenherzig davon sprechen, Herr Pfarrer; denn ich habe nur zu lange schon vergessene Pflichten gegen sie zu erfüllen, und ich wünschte von Ihnen zu erfahren — hier, unter uns, und im

Vertrauen, ob Sie nicht glauben, daß meine erste Pflicht wäre, sie durch Aufnahme in das Haus meiner Mutter gewissen Gefahren zu entziehen —"

Der Pfarrer wurde verwirrt, stockte auch, und sagte mit bewegter Stimme: „Ich begreife nicht, mein Herr, welche Gefahren —"

„Könnten nicht die jungen Herren aus der Stadt, von einer so ausgezeichneten Schönheit angelockt, denken, daß jetzt, wo sie einem bösen Weibe überlassen ist —"

„Sie beruhigen mein Herz, Herr Baron," erwiederte der Pfarrer, wie neubeseelt von dieser Mittheilung; „ich fürchtete, vermessene Urtheile zu hegen; da Sie jedoch in dieser Beziehung die nämlichen Ansichten äußern, so muß ich Ihnen sagen, daß seit einiger Zeit, — ich will jedoch Niemand nennen —"

„Ich will ihn nennen," unterbrach ihn Wilhelm; aber er hatte nicht Zeit dazu, und ließ diesen Namen auf seinen Lippen verstummen, als er den Träger desselben, Leon Marsillat, hastig die Thüre aufreissen, und sich ohne Umstände dem Feuer nähern sah, das auf dem Herde brannte, um seine vom Regen ganz durchnäßten Kleider zu trocknen.

Sechstes Kapitel.

Der Blitzstrahl.

„Gruß der Perle der Pfarrer!“ sagte Marsillat, vertraulich dem Geistlichen die Hand schüttelnd. „Ich bin's wieder, mein lieber Wilhelm. Pfarrer! Sie werden mir aus Gastfreundschaft einen Reisbündel und ein Glas Wein nicht versagen; denn ich bin von Kälte erstarrt. Dieser teufelmäßige Orkan hat plötzlich die ganze Luft verändert!“

„Ich glaubte, Sie wären schon weit auf dem Wege nach Boussac,“ äußerte der junge Baron.

„Es that mir Leid, die Dulcinea, die ich hinter mir auf dem Pferde hatte, im Kothe waten zu lassen, und als ächter Don-Quixotte hab' ich sie in der Mitte von Toboso abgesetzt. Mein Pferd, das mit zwei Personen auf seinem Rücken, diesen holperigen Weg erklimmen mußte konnte nicht schnell vorankommen. Bei Gott, wie schlecht verstanden sich die Gallier auf das Pflastern der Wege! Da es aber dem Donner und Hagel beliebt, ihr Getöse wieder anzufangen, so fühle ich keine Lust, mich ihnen ohne Nothwendigkeit auszusetzen. Ich werde das schöne Wetter in einer zu guten Gesellschaft erwarten, um ungeduldig zu werden.“

„Herr Leon,“ sagte der Pfarrer, der seiner Magd rief, damit sie das Feuer schürte und den Weinkrug

füllte, „Sie haben immer eine Reisegefährtin im Triumphe über die Wege zu führen. Wissen Sie, daß dieß unsere jungen Mädchen in üble Nachrede bringt?“

„Und Sie schenken so schlechten Reden Gehör? Ein Kleinod, ein Muster von einem Pfarrer, wie Sie? Sie geben mir Aergerniß, indem Sie mir's zum Vorwurfe machen, menschenfreundlich und barmherzig zu seyn. Das ist abscheulich von Ihnen, Abbé!“

„Ja, das sind immer seine Antworten!“ versetzte der Pfarrer, der im Grunde ein ungemein wohlwollendes Herz hatte, und da er froh war, bisweilen einen verständigen Mann bei sich zu sehen, um ihm seine wissenschaftlichen Forschungen mitzutheilen, liebte er Leon Marsillat, ohne ihn viel zu achten. „Ich will ihn auszanken, und nun hält er mir eine Predigt!“

„Ist das Predigen nicht der Beruf von uns Beiden? Ein Prediger auf seiner Kanzel, und ein Advocat auf seiner Bank, das ist ganz eins.“

„Nein, nein,“ erwiederte der Pfarrer, „das macht zwei.“

„Sehr wohl! Zwei Schwätzer, zwei Zänker! Ah, mein lieber Pfarrer, wie kratzt doch Ihr Wein den Hals so lieblich! Mir ist's, als verschlinge ich eine Bürste; woher beziehen Sie diesen Göttertrank?“

„Von Saint-Marcel. Wollen Sie welchen von Argenton?“

„Sie werden mir wiederholen, daß es zwei seien,

nicht wahr? Aber ich beklage mich über diesen Klaret nicht; er ist vortrefflich. Nun denn, Wilhelm, was haben Sie denn? Sie leisten mir nicht Gesellschaft? Und Sie, Pfarrer? Kommen Sie, helfen Sie mir, oder ich stürze mein Glas um . . . . hab' Ihnen doch eine schöne Entdeckung zu erzählen!"

„Eine archäologische Entdeckung?"

„Nein, eine geologische! Wissen Sie, was mir Claudine unterwegs erzählt hat? Sie werden sehen, daß es zu etwas nützt, die Mädchen auf die Croupe zu nehmen: man bildet dadurch Geist und Herz. Wollten Sie mir glauben, so würden Sie niemals die Graue reiten, ohne irgend eine kleine Braune als Mantelsack aufzupacken, damit sie Ihnen Sagen erzähle."

„Immer Ihre schlechten Späße!"

„Sind Ihnen die Blonden lieber? Nehmen Sie Blonde!"

Der Pfarrer wurde wieder verwirrt, doch Wilhelm, der gegen den Kamin saß, bemerkte es nicht, und Marillat schien nicht darauf Acht zu geben.

„Nun denn, geben Sie uns Ihre Geschichte zum Besten," entgegnete der Pfarrer, um sich Fassung zu geben: „irgend eine Albernheit!"

„Hören Sie! Sie kennen den Felsen von Baume, auf welchem man einen eingedrückten Menschenfuß sieht?"

„Dieß ist der Fuß des heiligen Martial, der persönlich gekommen ist, um den Cultus der Götzenbilder zu zerstören, und zu Toull-Sainte-Croix das Christenthum zu predigen, im Jahre unsers Herrn —"

„Es ist vom heiligen Martial und unserm Herrn die Rede! Scheinen Sie daran zu glauben! Ich sage Ihnen, daß es die Groß-Feide ist, die Königin der Feen, welche, unzufrieden mit der unserm Heiligen erwiesenen Ehre, zornig mit dem Fuße gestampft hat, und die heiße Quelle versiegen ließ, welche hier floß, um sie zu Evaux aufsprudeln zu machen."

„Nun wohl! Ich kenne dieses Mährchen da; ist dieß Ihre ganze Entdeckung?"

„O Pfarrer ohne Tiefe! — Und Sie machen keine Folgerung?"

„Ich folgere daraus, daß Claudine die Albernheit ihrer Großmutter wiederholt."

„Nun denn, ich habe gefolgert, daß wenn Ihr System wahr ist, wenn die mündliche Ueberlieferung die in den Büchern fehlende, in den Sinnbildern des Volkes aufbewahrte Geschichte ist, so gab es zu Bord-Saint-Georges und zu Toull warme Quellen."

„Und was wäre aus ihnen geworden?"

„Eine schöne Frage! Pfarrer, Sie gehen zurück, wahrhaftig! Bei der Zerstörung Ihrer gallischen Stadt, einem gewaltsamen und plötzlichen Ereignisse, wurden die, sicher zur Zeit der römischen Herrschaft, am Abhange des Berges angelegten warmen Bäder vernichtet, verschüttet, und die Quelle verschwand unter der Masse von Trümmern und Erdanschüttungen."

„Warum sagen Sie: am Abhange des Berges?" fragte der Pfarrer, der ihn mit Aufmerksamkeit anzuhören begann.

„Und was halten Sie von den Schilfteichen? Was sind die Schilfteiche? Sie haben nie daran gedacht! Diese Schilfteiche, wie Kessel mit siedendem Wasser mitten im Winter? Diese Schilfteiche, in welchen man keinen Grund findet? Diese Schilfteiche, die keine von Regenwasser genährten Sümpfe sind, weil sie an einem unfruchtbaren Abhange liegen, und ganz zum Abflusse geeignet scheinen? Diese Schilfteiche endlich, die vielleicht noch wärmere, wirksamere und mächtigere Mineralquellen enthalten, als jene zu Evaux, drei Meilen von hier? Und Sie suchen den Schatz unter den Steinen? Im Wasser muß man ihn suchen. Hier läge der wahre Schatz, der schnelle Reichthum der Gegend.

Ich wette darauf, daß Sie nie daran gedacht haben, drei Hackenschläge in diese Schilfteiche zu thun!“

„Niemals, und doch hören die Bauern nicht auf, zu wiederholen, daß etwas da unten seyn müsse!“

„Und niemals haben Sie daran gedacht, mit einem Thermometer zu untersuchen, ob dieser auf der Oberfläche lauwarme Schlamm, nicht sechs Fuß tiefer kochend sey?

„Oh, ich möchte schon einen Thermometer,“ rief der Pfarrer aufstehend; „ich muß mir einen anschaffen! Ist ein Thermometer theuer, Herr Leon?“

„Ich habe einen vortrefflichen zu Hause, den ich Ihnen morgen bringen werde.“

„Morgen, ist's wahr?“

„Und wir werden den Versuch miteinander machen.“

„Morgen! Morgen! Ist's Ihr Ernst?"

„Topp!" rief Leon, und reichte dem Pfarrer seine Hand.

Der Pfarrer schlug tüchtig in seine Hand ein, mit der Freude und dem Vertrauen eines Kindes.

„O meine arme Johanna!" dachte sich Wilhelm bei diesem Gespräche, „Du bist ein sehr übel gehütetes Mädchen, und der Feind Deiner Tugend wird die Klugheit Deiner natürlichen Beschützer einzuschläfern wissen. Der gute Pfarrer hat eine Monomanie, aus welcher Marsillat mit geringen Kosten Vortheil ziehen wird. So hast Du denn nur mich noch, arme Waise! Wohlan, ich werde Dich nicht verlassen, und ist es zu spät, wenigstens die traurigen Folgen Deines Fehltrittes verhüten."

„Seht, da ist die arme Johanna," sagte Marsillat, indem er auf den Geistlichen schielte, der sich noch einmal entfärbte, als er die Schlinge bemerkte, in die er gerathen war.

Wilhelm bebte auf seinem Stuhle, und wendete sich rasch, um Johanna's Blicke zu beobachten, Marsillat gegenüber; aber, Dank seiner Unverschämtheit, und ihrer Unschuld, in den Zügen Beider bemerkte man keine Spur von Einverständniß.

„Guten Abend, Herr Pfarrer," sagte Johanna. „Guten Abend, Herr Leon! Ich suche meinen Pathen. Ah, guten Abend, mein Pathe. Hier, mein Pathe; dieß ist der Rest des Geldes, den ich Ihnen bringe. Ich danke Ihnen, mein Pathe!"

„Ich habe Dir schon gesagt, daß ich nichts zurücknehmen werde, meine gute Johanna!"

„Was soll ich denn damit thun, mein Pathe? Ich brauche so viel Geld nicht. Ich habe hier wenigstens — vierzig Franken!"

„Kauft Euch davon Eure Trauerkleider, Johanna," sagte der Pfarrer in einem besonders sanften und väterlichen Tone, „und den Rest hebet für Eure Bedürfnisse auf, oder für jene Eurer Verwandten, Eurer Freunde!"

Eben so aufmerksam, wie Wilhelm, die Mienen Marsillat's und Johanna's beobachtet hatte, forschte nun Marsillat in jenen Johanna's und des Pfarrers. Die unwillkürliche und geheime Rührung des tugendhaften Geistlichen, entging ihm nicht. Aber die himmlische Ruhe der friedseligen Johanna verläugnete sich nicht, und für Marsillat, der sich besser darauf verstand, als Wilhelm, war das Herz der Schäferin von Ep=Nell frei von jeder Liebe, wie von allem Mißtrauen.

„Nun wünsche ich Ihnen zum Abschiede einen guten Abend, mein Pathe, auf baldiges Wiedersehen," sagte Johanna, und indem sie den Arm so ganz mit ländlicher Hingebung und Vertraulichkeit um Wilhelms Hals schlang, küßte sie seine beiden Wangen, ohne im mindesten ihrer ruhigen und ernsten Unschuld etwas zu vergeben.

Diese keusche Umarmung, welche Spuren von Johanna's Thränen auf den Wangen Wilhelms ließ, be=

fremdete Marsillat nicht, und gab dem Pfarrer kein Aergerniß. Sie kannten die Sitten und Gebräuche des Landes. Wer aber glauben wollte, daß der Pfarrer dieses Küssen mit gleichgültigem Auge ansah, würde sich sehr irren: Pfarrer umarmt man nie. Leon bebte vor Wuth bei diesem Anblicke: man umarmt nur seinen Pathen.

Wilhelm war anfangs über dieses Zeichen der Achtung bestürzt, welches er für ein Zeichen des höchsten Zutrauens hielt, faßte sich aber bald wieder bei der Erinnerung, daß ihn vor acht Tagen, als er in Boussac ankam, eine dicke Magd, die keineswegs der Gefallsucht verdächtig war, eben so vertraulich umhalsete, und ihren kleinen Herrn nannte. „Mein liebes Kind," sagte er zu Johanna, indem er, wegen Marsillat, einen sehr ernsthaften Ton anzunehmen sich bemühte: „ich sage Dir kein Lebewohl; ich werde Dich morgen bei der Beerdigung wieder sehen, der ich beizuwohnen gedenke."

„Wird viel Ehre für uns sein, mein Pathe'" sagte Johanna.

„Das gefällt mir von Ihnen, Herr Baron," rief der Pfarrer; „das ist sehr schön. Ich getraue mir zu behaupten, daß wenige junge Herren aus den hohen Ständen einer so demüthigen Gesinnung, und einer so religiösen Handlung fähig wären. Meine liebe Johanna, Ihr habt da einen guten Pathen, einen wahren Freund. Faßt also Muth, meine Tochter, und traget

mit Hingebung das Unglück, welches Euch heute getroffen hat, vergeßt auch nicht, der Vorsehung zu danken, die Euch gerade im rechten Augenblicke einen edelmüthigen Beschützer sendet, gleichsam um Euch vor dem Schrecken der Verlassenheit zu bewahren. Ich wünsche recht sehr, daß die achtungswürdige Mutter des Herrn Barons Euch in ihre Dienste nehme, damit Ihr an ihr wieder eine zweite Mutter fändet, wie Ihr bereits einen wahren Bruder in Jesu Christo habt, in der Person ihres Sohnes."

„Mein lieber Pathe, Sie erweisen mir mehr Gutes als ich verdiene; ich will zum guten Gotte für Sie beten, und auch für Sie, Herr Pfarrer." Und von Rührung über die ihr erwiesene Theilnahme überwältiget, entfernte sich die gute Johanna schluchzend.

Der Pfarrer ging hinaus, um ihr den Quersack auf die Schulter nehmen zu helfen, den sie vor der Thüre gelassen hatte, und welcher die Speisevorräthe zum Leichenmahle enthielt. Leonhards Sohn, ein kräftiger, überaus häßlicher, aber lustiger Junge von sechzehn Jahren, erwartete Johanna in der Küche, um sie heimzubegleiten, und ihr den Rest tragen zu helfen. Der Regen hatte aufgehört; aber der Wind stürmte noch, und eiliger als sonst, wegen der dichten, die Sonne verhüllenden Wolken, breitete die Nacht ihre Schwingen über die Gegend hin.

„Ja, Herr Baron," sagte der Geistliche gerührt, in das große Zimmer zurückkehrend, worin er seine beiden

Gäste gelassen hatte, „Johanna wäre ein wahrer Gewinn für Ihr Haus. Sie ist mein bestes Pfarrkind, und ich kann sie Ihnen nicht genug empfehlen.“

„Also da hinaus will er?“ dachte Marsillat. „Gut denn, ich werde nun die geeigneten Maßregeln darnach ergreifen. Und dieser gute Pfarrer, der aus Tugend so eifrig sich bemüht, den seiner Ruhe so gefährlichen Gegenstand seinen Augen zu entrücken, und in Wilhelms Arme zu werfen! O Priester, so seid Ihr! Mögen Andere verdammt werden, Ihr waschet Eure Hände, wenn Ihr nur Eure eigene Seele rettet.“ — „Lieber Pfarrer,“ sagte er, „ich billige den meinem Freunde Wilhelm ertheilten Rath. Gewiß, Johanna wird unter dem Fittige eines solchen Mentors nicht mehr den Verführungen der jungen Leute Ihres Dorfes ausgesetzt sein. Aber befürchten Sie bei dieser ganzen christlichen und väterlichen Anordnung nichts für Herrn von Bouffac?“

„Erklären Sie sich,“ sagte Wilhelm kalt; „ich habe nicht Scharfsinn genug, um Ihre Witzspiele bei dem ersten Worte zu errathen.“

„Ich kann mich hierüber nur mit dem Herrn Pfarrer verständigen, mein Beichtvater, mein lieber reicher Freund, wie Panurge sagt. Haben Sie Rabelais gelesen, Herr Pfarrer?“

„Nein, mein Herr!“

„„Desto schlimmer für Sie; Sie hätten daraus gelernt, daß man den Wolf nicht in den Schafstall sperren müsse.“

„Ich verstehe Sie nicht.“

„So! Wissen Sie nicht, daß Johanna eine Zauberin ist, und daß sie, ist ihr daran gelegen meinen Freund Wilhelm zu behexen, nur drei Worte ihrer guten Freundin, der Groß-Feide, zu sagen braucht, der Königin der Feen, deren Liebling sie ist, wie Jedermann weiß?“

„Ich begreife nicht, wie Sie es wagen können, sich auf Kosten eines so ehrbaren und interessanten Mädchens lustig zu machen, welches eben erst seine Mutter verloren, und durch sein Betragen keine Veranlassung gegeben hat, daß ein Lüstling, wie Sie, ihm die Ehre erweise, sich mit ihm zu beschäftigen.“

„Ah, Pfarrer, wenn Sie mit Grobheiten um sich werfen, muß ich Sie an den Geist der christlichen Liebe erinnern. Beschäftige ich mich mit Ihren weiblichen Pfarrkindern? Man müßte sehr schlau sein, um sie von dem guten Pfade abzubringen, auf dem Sie dieselben führen, und ließ ich es übrigens deßwegen an Mitleiden und Theilnahme für Johanna fehlen, weil ich sagte, ihre Mutter habe ihr Geheimnisse hinterlassen?“

Durchdringendes Schreien und lautes Klappern von Holzschuhen in der Küche, erregten die Aufmerksamkeit des Pfarrers. „Was ist das?“ sagte er, die Hand auf Marsillat's Arm legend, „ich glaube, man schreit Feuer!“

„Feuer! Feuer!“ schrie man deutlich von unten; der Pfarrer und seine Freunde rannten die Treppe hinab.

„Der Blitz schlug in der Gegend von Epinelle ein; wenigstens zwanzig Häuser brennen," rief Claudine, ohne zu bedenken, daß in Epinelle nur eine einzige Hütte stand, jene der Johanna. „Auf, meine Freunde, auf!" mahnte der Pfarrer, indem er auf den Platz von Toull eilte, und sich an seine bestürzten Pfarrkinder wendete, welche alle auf die Platte steigen wollten, um den Brand zu betrachten, ohne an Hülfeleistung zu denken. „Jeder von Euch hole einen Eimer zu Hause," sagte Marsillat; „ist der Brand in Epinelle, so giebt's dort Wasser."

„Ist er in Epinelle, so brennt vielleicht Johanna's Haus," rief Wilhelm, indem er eilig zwei Eimer im Pfarrhofe ergriff.

„So wird's wohl sein," sagte Leonhard. „Die arme Johanna! Das ist zu viel Unglück für sie, an einem Tage!"

„Aber lauft doch auch, Sacristan," mahnte Marsillat, indem er alle Jammerer und Besserwisser ungestüm vor sich her trieb.

„Wie kann ich mitlaufen, da ich hinke?" erwiederte Leonhard; „ich müßte mit Gewalt der Letzte sein, der dort ankommt, ich will aber gleich die Sturmglocke ziehen."

„Ja, ja, läutet Sturm," sagte Marsillat, „damit Helfer herbeirennen! Alle auf! Kommt, anstatt zu schreien und zu gaffen! Die Weiber, die Kinder, der Zimmermann des Dorfes, der beim Feuer zugreifen soll,

wo ist er? He! führt mich in sein Cafarnion *), damit ich sein Beil nehme!"

„Ich will's Ihnen holen, Herr Leon," sagte ein Weib; „aber, wohlgemerkt! müssen's Beil meinem Manne nicht verlieren!"

„Herr Pfarrer, müßt eine Kanne Weihwasser machen," rieth die Eine; das ist das beste Mittel gegen Feuer, das vom Himmel kommt."

„Dieß alles ist nicht nöthig," meinte eine Andere; „müßt Mutter Grethe holen lassen. Sie weiß Worte gegen das Feuer."

„Wie soll sie denn kommen, da sie nicht gehen kann?" — „Man hebt sie auf's Pferd. Es ist eben ein großes Pferd in ihrem Stalle."

Ah, zum Henker! Johanna weiß ja auch Worte; sie weiß noch weit mehr, als Mutter Grethe, geht! Oh, ganz gewiß ist ihre Mutter nicht gestorben, ohne sie dieses Ding zu lehren."

Wilhelm und Marsillat liefen bereits mit zwei oder drei der Beherztesten den Berg hinab. Ein Haufe Neugieriger und Weinerinnen folgte ihnen nach. Der Pfarrer verweilte bis zuletzt, um die Zögernden und Selbstsüchtigen anzutreiben, und die Eimer zusammenzubringen, die bei dergleichen Gelegenheiten so nothwendig, und auf dem Lande so schwer zu finden sind.

---

*) Capharnaum, ein Platz, worin die Bauern ihre Arbeitswerkzeuge aufheben und verschließen. D. V.

Die Nacht brach immer mehr an, und je näher die Vorausgeeilten der traurigen Stätte kamen, desto mehr rechtfertigte die ungeheuere, aus dem brennenden Dachstrohe aufwirbelnde, wüthend im Winde wogende Feuergarbe das Geschrei: „Es ist zu spät! Es ist zu spät!“ welches Wilhelm und Marsillat bei jedem Schritte um sich her vernahmen. Endlich kamen sie athemlos und schweißbedeckt an, erstaunt, daß Johanna ihnen so weit vorausgeeilt war; sie hofften sie unterwegs einzuholen, und trafen sie nicht.

Die guten Weiber aus den in der Umgegend zerstreuten Hütten hatten sich schon um den Brand geschaart, und gleich den gegen einen höheren Dämon unmächtigen Feiden, erschöpften sie sich in durchdringenden Wehklagen und nichtigen Beschwörungen. Die wenigen anwesenden Männer halfen der Groß-Gothin aus dem Stalle mit Gewalt die Ziegen und Schaafe schleppen, welche, von der Verblüffung des Schreckens erfaßt, deren Opfer diese Thiere in solchen Fällen zu werden pflegen, durchaus nicht vom Platze wollten.

Dieser Theil der Hütte war noch unversehrt; aber das Dach des Hauptgebäudes stob in Flocken brennenden Strohes auf die Helfer herab, und in der Vorsicht des Einsturzes dieser Masse, scheute Jedermann die Gefahr, auf das anstossende Dach zu steigen, um die Abtrennung zu bewirken. Nur Marsillat wagte es, mit dem Beile in der Hand, zu Claudinens großem Schrecken, die ein fürchterliches Geschrei ausstieß. Wil-

helm wollte ihm folgen; aber ein anderer Gedanke hielt ihn zurück. Wo war Johanna? Vergebens suchte er sie in dem kleinen Haufen, der lärmend und unthätig den Brand umgab. Johanna erschien nicht. War sie von Toull zurückgekommen? Hatte sie Jemand gesehen? Niemand hörte Wilhelms Fragen. Er eilte in den Schaafstall, worin er vor dichtem Rauche schon nichts mehr unterscheiden konnte. Er rief: „Johanna!“ Keine Antwort! Die Groß-Gothin schrie hinter dem Wagenschoppen jämmerlich: „Und meine Hühner, meine Hühner! Meine lieben Nachbaren, meine guten Nachbaren, rettet meine Hühner!“

Siebentes Kapitel.

Der Stein von Ep-Uell.

Der Schrecken und die Bestürzung unserer Bauern bei dem Anblicke eines das Eigenthum so zerstörenden Unglückes, übertrafen jede Schilderung. Das Gesetz der Ungleichheit, indem es diesen Leuten ihren armseligen, so mühsam zu erwerbenden, so beschwerlich zu bewahrenden Theil zuwies, hat in ihren unglücklichen und gequälten Seelen eine übermäßige Liebe, eine Art abgöttischer Verehrung für den Gegenstand so vieler

Sorgen und den Zweck so großer Mühen entwickelt. Das Haus der Tula war nicht 500 Franken werth, und Wilhelm erschöpfte sich in den Trostworten: „Schreiet und weinet nicht, rettet, was zu retten ist, und was zu Grunde geht, werde ich ersetzen! Suchet Johanna, helfet mir Johanna suchen, damit sie den Kopf nicht verliere, damit sie sich tröste! Auf, eilet, um Johanna zu finden!“

„Johanna, mein Herr,“ erwiederte man ihm, „wird sich wohl ertränkt haben. Was soll sie denn anderes thun? Sie hat ja an einem Tage Alles verloren: ihre Mutter und ihre Habe. Nach einem solchen Unglücke kann man nicht mehr leben.“

Wilhelm konnte ihnen nicht begreiflich machen, daß er wenigstens einen Theil dieses Verlustes zu ersetzen vermöge. Einige sagten kopfschüttelnd: „Das ist leicht gesagt; aber ist das Mitleiden vorüber, dann bleibt das Geld aus.“ Die Mehrzahl, welche Wilhelm von Boussac nicht kannte, hielt ihn für einen Regierungs-Beamten. Zuletzt ging es auf die Ansicht hinaus: „Auf Kosten von wem immer wieder aufgebaut, ist's doch immer ein brennendes Haus. Hab und Gut geht zu Grunde. Nein, die armen Leute sind doch gar zu unglücklich. Ach, mein Gott! Ach, Jesus!“ Es war ein Chor von Jammerseufzern, wie jene der Gefangenen im Trauerspiele der Alten, ohne daß es Wilhelm, der diesen Schreiern gegenüber die Geduld verlor, und sich erfolglos über die aus Schrecken und Ueberraschung

entnervten Bauern ärgerte, eine Kette zu bilden gelang, um die mitgebrachten Eimer und das neben dem Hause fließende Wasser zu benützen.

Er wollte auf das Dach zu Marsillat, der wie ein Herkules arbeitete, unterstützt von vier oder fünf kräftigen Gefährten, von jenem Schlage gutherziger Menschen, die mit einer gewissen Eitelkeit Gutes thun, und von der geringsten Ermuthigung zur Nacheiferung entflammt werden, ächte Muster der Freiwilligen der Republik, und des Fußvolkes aus der Zeit des Kaiserreiches, als Johanna endlich erschien, und Wilhelm nur mehr an sie dachte.

Sie hatte einen Umweg gemacht, um die letzte Einladung bei einem Verwandten zu machen, welcher auf dem jenseitigen Abhange des Berges wohnte, und den Brand erst bei dem Heraustreten aus dem Kreuzwege, der zu ihrer Wohnung führte, gesehen. Den Quersack wegwerfend, lief sie mit Cadet, dem Sohne Leonhards, herbei, welcher gleichfalls den aufgeladenen Brod-Vorrath zwischen die Steinblöcke der gallischen Stadt ausgestreut hatte. Cadet erhob ein lautes Wehklagen; aber Johanna, bleich und athemlos, sprach kein Wort. Sie suchte unter der Menge, und rief endlich, als sie sprechen konnte:

„Meine Mutter! Wo ist meine arme, liebe Mutter?“

„Sie hat den Verstand verloren, sie ist nicht mehr bei Sinnen,“ hieß es um sie herum; „sie erinnert sich nicht mehr, daß ihre Mutter gestorben ist.“

„Wo habt Ihr denn meine Mutter hingethan?“ rief Johanna wieder mit lauter Stimme. „Wie? Ihr habt den armen, christlichen Leib meiner Mutter von da d'rin nicht herausgetragen? Das ist unmöglich! — Meine Muhme! Wo ist meine Muhme? Sie wird daran gedacht haben, sie — Antwortet mir doch, zeigt mir doch meine Mutter!“

Als Johanna sah, daß Niemand daran gedacht, und man nur für ihre Thiere gesorgt hatte, die sie zwar sehr liebte, aber ihrer Sorge nicht einen Augenblick würdigte, stürzte sie gegen die Hausthüre.

„Halt, Johanna,“ rief ihr Wilhelm zu, mit seinen Armen sie umfassend; „das Dach wird sogleich einstürzen, und das Zimmer ist so voll Rauch, daß Du in einem Augenblicke ersticken würdest — — Nein, nein, ich lasse Dich nicht hinein!“

„Lassen Sie mich, lassen Sie mich, mein Pathe!“ sagte Johanna, indem sie mit außerordentlicher Kraft sich loswand; „ich will nicht, daß der arme Leib meiner Mutter wie ein Geräth des Hauses verbrenne; ich will, daß er in geweihte Erde komme, und die Ehren eines Christen erhalte!“

Und Johanna stürzte in das Zimmer der Todten, ohne daß es Wilhelm möglich wurde, sie daran zu hindern.

Eben wollte er ihr folgen, als Johanna, vor dem erstickenden Rauche zurückweichend, auf ihr Vorhaben zu verzichten schien. Sie näherte sich aber Leonhard's

Sohne, und flüsterte ihm zu: „Cadet, ich will da hinein, und versichere Dir bei meiner heiligen Taufe, daß ich meine Mutter herausbringen werde; Niemand darf es jedoch wissen; dieß würde alles vereiteln!“

Seh's, daß Johanna den in Bezug auf sie verbreiteten Aberglauben benützte, um ihre Freunde abzuhalten, die Gefahr mit ihr zu theilen, seh's, daß sie wirklich auf den an ihrer Wiege von ihrer Mutter angerufenen Schutz der Feiden vertraute. Cadet, und zwei oder drei andere Bauern neben ihr, verstanden sie gleich bei dem ersten Worte; sie überzeugte sie völlig von der Gabe des Wissens, die man ihr beimaß. Alsogleich, die Wachsamkeit ihres Pathen täuschend, rannte sie durch die Rauchwirbel, und verschwand unter der Flammengarbe, welche die Seiten und den First des Hauses umhüllte. Noch einmal wollte ihr Wilhelm nacheilen, um sie mit Gewalt einem gewissen Tode zu entreissen.

Aber zwei oder drei Paar riesige Arme umschlangen ihn, und Cadet sagte zu ihm mit einem Lächeln, welches sein feistes Gesicht nie verließ, selbst wenn Thränen diese in seinen Zügen versteinerte Lustigkeit Lügen straften: „Haben Sie keine Furcht, mein lieber kleiner Herr; der Johanna wird nichts Böses zustossen. Sie hat, was nöthig ist, und weiß die dazu gehörigen Worte. Lassen Sie sie; Sie sehen wohl, daß es ihren künftigen Tagen Unglück brächte, die Gebeine ihrer Mutter verbrennen zu lassen. Sie wird so wohlbehal-

ten herauskommen, wie sie hineinging, glauben Sie mir auf's Wort! Sie werden's sehen! Kümmern Sie sich nicht! Müssen sich nicht ärgern! Man thut alles zu Ihrem Besten; man will Sie nicht beleidigen. Sie käme im Feuer um, wenn Sie sich d'reinmischen! Müssen dem Werke der Feiden nicht hinderlich seyn!"

Wilhelm schäumte vor Unwillen während dieser saubern Rede in reiner Berry-Mundart, und führte gegen seine abergläubischen Abwehrer einen Kampf, den er eben als Sieger beendigt hätte, als Johanna auf der Schwelle des von unheilvollen Krachen erschütterten Hauses erschien. Das muthige und kräftige Mädchen trug in seinen Armen diese starre Leiche, die von erschreckender Größe zu seyn schien. Das Leichentuch bedeckte den Kopf der Todten, und flatterte, einen Theil ihres, nach der bestehenden Sitte, mit ihren besten Kleidern aufgeputzten Leibes unverhüllt lassend, in Falten, vom Wiederscheine des Brandes röthlich schimmernd, bis zu Johanna's Füßen.

Tula's Hand fiel auf das Antlitz ihrer Tochter zurück, als ob sie zur letzten Liebkosung sie segnen wollte, und späterhin bekräftigte die ganze Bevölkerung von Toull und der Umgegend eidlich, es gesehen zu haben, daß die Leiche sich neigte, um auf der Schwelle der Hütte einen Kuß auf Johanna's Stirne zu drücken. Das Wunder wurde durch den Umstand noch auffallender, daß, als die fromme Tochter kaum zwei oder drei Schritte im Freien war, die durch ein lange verborge-

nes Feuer in ihren Balken unterwühlte Dachung krachend auf das Zimmer stürzte, aus welchem Johanna so eben gekommen, und Aschenwirbel, Lawinen rauchenden Strohes, und die Trümmer entzündeten Sparrwerkes weithin geschleudert wurden.

„Laßt sie stürzen! Laßt sie stürzen!“ schrie Johanna, „es giebt nichts mehr darin zu retten!“

Bei diesem letzten Ereignisse stießen die Weiber und Kinder ein durchdringendes Geschrei aus, und zerstreuten sich mit Schrecken. Johanna verdoppelte die Schritte ohne ihre Geistesgegenwart zu verlieren, und keines von den Trümmern erreichte sie.

Das Entsetzliche dieses Anblickes machte auf Wilhelm einen so lebhaften Eindruck, daß er noch nach mehr als zehn Jahren, oft in seinen Träumen davon geängstiget wurde. Johanna schien ihm schön und schrecklich wie eine Druidin, in dieser Handlung einer wilden und erhabenen kindlichen Liebe. Sie hatte ihre Linnenmütze verloren, und ihr langes blondes Haar umquoll sie; ihre vom Rauche gerötheten Augen leuchteten in trunkener Verwirrung; ihre Stimme klang stark, und ihre sonst langsame und sanfte Sprache kurz und betont. Sie drängte sich durch die Menge, immer noch die Leiche tragend, welche Niemand zu berühren wagte, um sie auf den Dolmen von Ep-Nell zu legen, jenen langen platten, auf zwei andere gestützten Stein, den man für eine alte Brücke halten möchte, von welcher das nahe Wasser sich abgewendet, und die Stützen

sich gesenkt hätten. „Möge das Haus nun brennen!" wiederholte Johanna mit lauter Stimme: „laßt es, laßt es stürzen, meine Freunde!" — Dann verlangte sie ein Glas Wasser, Wasser um Gotteswillen, und bevor man es ihr bringen konnte, fiel sie in Schwachheit, wie die Bauern sagen.

Wilhelm und der Pfarrer bemühten sich, sie wieder zu sich zu bringen, indem sie das Mädchen, zwei Schritte von da an den Rand des fließenden Baches trugen, wo sie ihre Hände, und ihr von der Flammengluth heißes Gesicht benetzten. In der Verwirrung war es unmöglich, ein Gefäß zu finden, um ihr einen Trunk zu reichen, obgleich die Muhme gleich anfangs ihr Geschirr und alles nach ihrer Meinung Werthvolle gerettet hatte. Johanna trank aus der Vertiefung der weißen Hände des jungen Barons, und so wie sie Athem und Kraft wieder gefunden hatte, kehrte sie zurück, um bei dem Druidenaltare niederzuknien, dem Leichenbette ihrer Mutter. Hier, mit dem Rücken gegen den Brand gewendet, der ihr schönes Haupt mit seinem funkelnden Widerscheine verklärte, blieb sie, in sich verloren, um nichts bekümmert. „Johanna," tröstete sie der dicke Cadet, „man hat alle Eure Thiere gerettet. Auch nicht ein einziges davon ist verbrannt." „Ich danke, Cadet," erwiederte Johanna; „es freut mich, weil es Thiere sind, die meine Mutter groß gezogen, und mir zur sorgfältigsten Pflege empfohlen hatte." „Johanna," fügte Wilhelm bei, „Du hast durch diesen Unglücksfall

nichts verloren; ich übernehme es, alles zu ersetzen."

„Wie Sie wollen, mein Pathe, aber es lohnt sich nicht der Mühe, gehen Sie! Mich in der Welt fortzubringen ist keine so schwere Sache, und weil meine Mutter nicht mehr in diesem Hause bei mir sein wird, ist's mir um so lieber gar damit."

Johanna verrieth nicht die leiseste Spur eigennütziger Gesinnung. Das ganze Landvolk seufzte über sie, und weinte auf den Trümmern ihres Hauses; sie nicht. „Es tröstet mich noch in meinem Unglücke," sagte sie, „so viele brave Leute zu sehen, die für mich die größten Anstrengungen machten, und zu wissen, daß meine Mutter in den geweihten Kirchhof zu meinem armen Vater, und zu meinen armen Brüdern und Schwestern kommen wird, die schon dort sind."

Inzwischen war es Marsillat und seinen guten Mitarbeitern gelungen, das Feuer zu löschen. Aber ein Zufall, den sie nicht voraussehen konnten, machte ihren Eifer unnütz. Der mittlere, vom Feuer glühende und verkaltete Giebel zwischen dem Zimmer der Todten und den Ställen, schwebte so drohend über ihnen, daß sie ihr Unternehmen aufgeben mußten, und gleich darauf stürzte diese große nackte, ihrer jahrelangen Stützen, der Querbalken, beraubte Mauer, auf die Schafställe, schlug durch das Dach derselben, und brach neuen Flammenströmen Bahn, welche bald den Rest dieser armseligen Behausung verzehrten.

So lange die Groß-Gothin das ihr eigenthümlich gehörende Getreid und Viehfutter in dieser Abtheilung des Hauses zu retten hoffte, hatte sie viel Kühnheit und Geistesgegenwart gezeigt; als sie aber ihre Ernte in Flammen aufgehen sah, verlor sie die Fassung, brach in Verwünschungen gegen den Himmel und die Menschen aus, und wollte sich in das Feuer stürzen, um mit ihren Vorräthen zu Grunde zu gehen. Es bedurfte der Stärke und des Zornes Marsillat's, um sie daran zu hindern. Die Anwesenden hielten es für's Beste, sie gewähren zu lassen, in der Meinung, daß sie unverbrennlich sei, und der Teufel eine so böse Hexe jedenfalls retten würde, um die guten Christen rasend zu machen. „Die Gerechtigkeit des guten Gottes," sagten sie, „ließ das Feuer des Himmels auf das Haus einer solchen Frau fallen. So lange ihre Schwester darin wohnte, zögerte die Strafe. Aber sehen Sie, wie's nun vorbei ist! Tula stirbt, Johanna geht fort, und sogleich brennt das Haus; Johanna's Thiere wurden gerettet, und zudem hat sie Leute vom Schlosse (die Familie von Boussac) gefunden, welche ihr den Schaden vergüten. Bah! ich wette, daß sie ihr ein schöneres Haus, als dieses da, wieder aufbauen lassen. Und somit wird die alte Hexe ihr Brod suchen (betteln), der gute Gott gerächt, und die Leute aus der Pfarre einer großen Feindin ledig sein."

Inzwischen hörte Johanna von weitem das Geschrei ihrer Muhme; sie bat Cadet, die Leiche ihrer Mutter

zu bewachen, und lief herbei, um jene zu trösten. „Laßt's gut sein," sagte sie zu ihr; „das Uebel ist nicht so groß; mein Pathe will mein Wohlthäter sein, und ich werde Euch alles ersetzen, was Ihr verloren habt."

„Schweig! Verbirg Dich, Blödsinnige!" schrie die erbitterte Furie. „Niemand wird Dir jemals Gutes thun, Dir; Du hättest schon Glück in das Haus Deiner Mutter bringen können, und hast es nicht gethan. Nein, nein! Ich kenne Dich, geh! Dein Pathe wird Dich nicht besser belohnen, als ein Anderer, weil Du ihn nicht besser zufriedenstellen wirst, als die Andern. Du bist ein Mädchen ohne Herz und ohne Sorgen!"

„Ich sage Euch, meine Muhme," versetzte Johanna, welche die schändlichen Zumuthungen derselben nicht verstand, „daß mein Pathe mir schon Gutes gethan hat. Ach, mein Gott, hätt' ich nur, was er mir in Toull gab, so könnte ich Euch schnell trösten." — Und Johanna schickte sich an, in ihren Taschen das von Wilhelm erhaltene Geld zu suchen, woran sie bis jetzt nicht mehr gedacht hatte.

„Er hat Dir etwas gegeben?" rief die Muhme; „was hat er Dir gegeben? Wo hast Du es hingethan? Du hast es verloren! Du hast es in die Feidenhöhle geworfen!" —

„Hier, hier, meine Muhme," sagte Johanna, das Geld findend, welches sie in ein Papier gewickelt und mit ihrem Rosenkranze umschlungen hatte, „nehmt es, nehmt es geschwind; das wird Euch Euern Verlust ein

wenig vergüten!“ und als sie ihre Muhme wieder etwas ruhiger werden sah, kehrte sie zu ihrer Mutter zurück.

„Johanna muß doch blitzdumm sein!“ sagten die Anwesenden, so viel einem Weibe zu geben, welches das Feuer vom Himmel auf ihr Haus fallen machte. Ich hätte ihr wahrhaftig nicht einmal die Kleider am Leibe gelassen, die sie, wie ich weiß, gestohlen hat.“

„Und warum hat sie denn, da sie so viele Geheimnisse weiß, das Feuer nicht gestillt?“

„Die Gothin? Können Weiber von solchem Gelichter Gutes thun? Sie verstehen sich nur auf das Böse.“

„Gleich viel; Johanna hat es auch nicht gestillt.“

„Sie hat nicht gewollt; Ihr habt es wohl gesehen, daß sie nicht gewollt hat! Sie erkannte die Hand des gerechten Gottes; sie hat die Leiche ihrer Mutter fortgetragen; das ist's, was sie wollte; was sie gewollt, hat sie vollbracht, wie! Ihr habt es wohl gesehen!“

Als das Haus nur noch ein Haufe rauchender Trümmer schien, war es gleich Mitternacht. Man hatte eine Stunde gebraucht, um die Kette zu bilden, und das Feuer zu löschen, als es nichts mehr zu retten gab. An der Arbeit der Kette fanden die jungen Mädchen und Kinder, die dieses Hülfsmittel nicht kannten, ein ganz neues Vergnügen, und man hörte Späße und Gelächter ein Werk beendigen, das mit Geschrei und Geheul begonnen hatte. Zuletzt gedachten alle der Ar-

beiten, die ihrer mit Tagesanbruch harrten und keine langen Abendwachen zuließen, und zerstreuten sich.

Die Groß=Gothin, von Johanna's Edelmuthe zu der Meinung verleitet, daß sie Thiere erben würde, raffte sie schnell zusammen, und verschwand, ohne daß Jemand wußte, welchen Weg sie genommen. Im ganzen verbrannten Hause war kein Winkel, wohin man die Leiche in Sicherheit bringen konnte. Auch wollte sie Johanna durchaus auf dem Druidensteine lassen, wo sie gut aufgehoben sei, wie sie sagte, und sie wollte sich nicht davon entfernen, wie sehr man ihr auch zuredete, sich Ruhe zu gönnen. Da der Pfarrer, Wilhelm, Marsillat und Cadet sie von ihrem Entschlusse nicht abbringen konnten, kamen sie überein, bei ihr zu wachen, und sie nicht eher zu verlassen, bis sie wieder geneigt wäre, an ihr eigenes Leben zu denken, und ihren Beistand und guten Rath anzunehmen.

Das Wetter war ruhig und heiter geworden; der Mond leuchtete am Himmel, und sein blauer Wiederschein, die zerstörten Mauerwände der Hütte beleuchtend, milderte den Anblick des zeitweisen Aufsprühens gluthrother Flämmchen aus der noch glimmenden Brandstätte. Die Nacht war kalt. Marsillat, durch die Anstrengung des Wasserpumpens in Schweiß gebadet, bebte vor Kälte bei den durchnäßten Strohhaufen, und wühlte sie mit seinem Beile auseinander, um noch ein wenig von jenem Feuer zu finden, dessen er zu viel gehabt, und jetzt, wie er sagte, nicht genug habe. Cadet,

müde, und der rechtmäßigen Gewohnheit des Schlafes pflichtschuldigst unterworfen, lehnte sich philosophisch mit dem Rücken an den Rest einer noch warmen Mauer, und fiel in einen tiefen Schlaf.

Der Pfarrer begann an Johanna's Seite zu beten, nur von dem Steine, auf welchem die Leiche lag, von ihr getrennt. Die Schäferin von Ep=Nell versank in die beschauliche Unbeweglichkeit, worin Wilhelm sie am Morgen getroffen hatte, als er sie zum ersten Male sah. Als um ein Uhr Morgens das Gestirn des Bärenhüters über dem Kirchthurme von Toull funkelte, schlummerte der Pfarrer im Gebete ein, und Marsillat schlief fast eben so gut, wie Cadet. Nur Wilhelm, dessen jüngere Einbildungskraft von den unvorhergesehenen Aufregungen während des Tages lebhafter ergriffen war, als die aller Andern, blieb allein völlig wach, und schritt langsam, wie eine Schildwache, in einiger Entfernung von der Jungfrau von Ep=Nell, auf und ab. Von Zeit zu Zeit blieb er stehen, und betrachtete sie mit Rührung. Vielleicht war auch sie in der Haltung einer Betenden eingeschlummert. In ihrem grauen Mantel, mit dessen, zum Zeichen der Trauer über ihr Gesicht gezogenen Capuze, war sie, im Mondlichte, wie ein Schatten anzuschauen. Der ganz schwarz gekleidete Pfarrer, und die in ihr Leichentuch gehüllte Todte, bildeten mit ihr ein düsteres Gemälde.

Von Pause zu Pause machte das unter den Trüm=

merhaufen noch fortglimmende Feuer, im Kleinen die Wirkung eines vulkanischen Ausbruches. Es entlud sich mit einer leichten Verpuffung, schleuderte weit hin das geschwärzte, es bedeckende Stroh, und stieg in Flammenwürfen empor, um gleich darauf zu verlöschen. In solcher flüchtiger Blendung schienen dann alle Gegenstände umher zu schwanken. Es war, als ob die Todte auf dem Steine sich rühre, und Johanna ihren Bewegungen folge, gleichsam um sie in ihren letzten Schlaf zu wiegen. In der Ferne hörte man das Wiehern einiger Pferde auf der Weide, und das Gebell der Hunde in den Meiereien. Der grüne Sumpffrosch quackte eintönig, und was unter diesen, um menschliche Schmerzen und Aufregungen unbekümmerten Stimmen am meisten befremdete, war das Zirpen der Ofengrillen, dieser unverbrennlichen Gäste des häuslichen Herdes, die, erfreut über die Hitze der Steine, auf den Ruinen ihrer Zufluchtsstätte liefen, und in der schweigenden und hellklingenden Nacht sich laut riefen und antworteten.

Plötzlich stand Johanna leise auf, um Wilhelm entgegen zu gehen, der sich ihr näherte. „Mein Pathe," sagte sie; „schicken Sie doch den Herrn Pfarrer zu Bette. Gewiß friert ihn, und er empfindet die Feuchtigkeit, ich hab' ihm schon öfter gesagt, er solle doch nach Hause gehen. Würde er krank, so wäre dieß ein großes Unglück für seine Pfarrkinder. Er ist ein sehr braver Mann. Und auch Sie, mein Pathe, wer-

den von all dem Treiben da eine Krankheit davon tragen. Müssen mit dem Herrn Pfarrer fortgehen!"

„Johanna," fragte Wilhelm, „Du willst also unter dem Schutze des Herrn Marsillat zurückbleiben?"

„Herr Marsillat ist also da? Ich wußte es nicht, mein Pathe!"

„Und wünschest Du jetzt, wo Du es weißt, daß ich fortgehe?"

„Müssen ihn auch mitnehmen, mein Pathe. Wenn nur Cadet bei mir bleibt, um die bösen Thiere von diesem armen Leibe abzuwehren; das ist alles, was ich brauche."

„Aber Dein armer Cadet schläft, wie in seinem Bette, meine gute Johanna; man hört ihn bis hierher schnarchen."

„Wenn's nöthig wäre, würde ich ihn schon wecken, mein Pathe."

„Du willst also, daß ich fortgehe?"

„Oh nein, mein Pathe. Ich wünschte nur, daß Sie schlafen gingen, und ein Obdach suchten."

„Und wenn ich lieber bleibe, Johanna? Wenn ich mich bei Dir besser befinde, und bei diesem armen Leibe, dessen Bewachung auch meine Pflicht ist?"

„Gut, mein Pathe, bleiben Sie!" erwiederte Johanna.

„Ich weiß nicht, was ich Ihnen sagen soll, um Ihnen dieß alles zu vergelten."

Der Pfarrer schlummerte wirklich. Im Anfange

seines Wachens war er durch die Anwesenheit Johanna's, deren jungfräuliche Züge oft in seine Träume und Gedanken leuchteten, ein wenig aufgeregt gewesen. Aber Herr Alain, ein stiller, frommer Mann, hatte keine von jenen reizbaren Naturen, in denen das Gelübde der Natur und die Hoffnung auf Gegenliebe, die Leidenschaft, die Thorheit, und den Gedanken an ein Verbrechen entzünden. Er besaß die Natur eines Weisen, obgleich er nicht sehr weise war; ihm hatte der Mittelweg gefehlt, und die Verrichtungen eines liebreichen und gewissenhaften Pfarrers ließen ihm weder die Zeit noch das nöthige Geld, um sich gründlich zu unterrichten. Dagegen waren ihm Gutmüthigkeit, Seelenruhe, kindliche und unschuldige Freuden, leichtes Selbstvergessen, und Sittenreinheit eigen, welche das Gepräge des Mannes bilden, der treu und unbefangen die Wissenschaft liebt.

Johanna war ihm wahrhaft theuer, und hierin folgte er nur dem natürlichen Hange seiner gesunden Beurtheilungskraft, und seinem guten Antriebe; denn dieses Mädchen ohne Erkenntniß und Mißtrauen war in Wirklichkeit das, was er nach seiner mystischen Bezeichnung einen Spiegel der Reinheit, und eine Rose ohne Mackel nannte. Da nun Johanna auch eine vollendete Schönheit war, und der gute Alain erst dreißig Jahre zählte, Augen, Geschmack und Gefühl besaß, mußte ihn wohl ihre Nähe aufregen. Seitdem überdieß Marsillat die Schäferin umstrich, zeigte der Pfar-

rer eine Art von Besorgniß und Unwillen, welche wie Eifersucht aussah. Daher kam es, daß er aufrichtig die Gefahr von ihr abzuwenden wünschte, als er ihre Aufnahme im Schlosse Boussac begünstigte, weil er sie zu sehr liebte, um nicht das Wohl dieses jungen Mädchens seinem eigenen Glücke vorzuziehen, und nicht so selbstsüchtig war, das Vergnügen, sie zu sehen, mit dem Schmerze über ihre Entehrung zu erkaufen.

Plötzlich aus dem Schlafe geweckt von Johanna's Hand, die sie vertraulich auf seine Schulter legte, fuhr er auf, beruhigte sich aber sogleich, und, gedrängt von ihren inständigen Bitten, betrübt, sie zu verlassen, aber unfähig ihr zu widerstehen, willigte er mit edlem Vertrauen ein, sie unter Wilhelms Schutze zu lassen, den er wie einen jungen Heiligen betrachtete. Wilhelm brachte ihm sein Pferd, das in der Nähe weidete, und als der gute Pfarrer den Fuß in den Steigbügel setzte, sagte er wiederholt leise zu ihm: „Herr Baron, machen Sie es ja nicht, wie ich; schlafen Sie nicht ein!“ Dann ritt er im kurzen Trabe fort, und das regelmäßige Klirren der Hufeisen der Grauen auf dem gallischen Pflaster, verlor sich in der Ferne, ohne Cadet aus seinem trägen Schlafe aufzuscheuchen. Marsillat schlief seit einigen Augenblicken nicht mehr, und da er in seiner Stellung alles sehen konnte, was im Bezirke der Ruinen des Hauses vorging, beschloß er, die Aufführung und das Betragen seines Nebenbuhlers unter diesen Umständen zu erforschen.

Achtes Kapitel.

Die Waschfrau.

Sogleich näherte sich Johanna dem Dolmen, und als Wilhelm sie wieder auf den Stein hinknien sah, holte er ihr ein Strohkissen, das er unter den aufgehäuften und zerbrochenen Geräthen fand, welche die Groß-Gothin zu retten begonnen hatte. —

„Mein Pathe, Sie sind sehr liebreich," sagte Johanna, erstaunt über so große Aufmerksamkeiten. „Meine liebe Mutter, die arme Seele, hätte mehr nicht für mich thun können, als Sie für mich thun, wahrhaftig!"

„Gutes und liebes Kind," sagte der junge Mann gerührt, „ich möchte ernsthaft mit Dir sprechen, und lieber früher, als später. Hast Du den Muth, mich anzuhören?"

„Mein Pathe, es hängt nur von Ihrem Willen ab. Wenn es Ihnen aber lieber wäre, daß dieß morgen geschähe, so wäre es mir auch lieber. Da liegt meine arme liebe Verstorbene, für die ich beten soll, und mich dünkt, es sey nicht hübsch, an ihrer Seite zu plaudern. Morgen nach der Beerdigung, mein Pathe, wenn Sie wünschen, daß ich mit Ihnen plaudere, wird mich nichts daran hindern."

„Nein Johanna, gerade hier möchte ich mit Dir

sprechen, neben Deiner verstorbenen Mutter, und gleichsam in ihrer Gegenwart. Ich will sie zum Zeugen meiner guten Absichten, und der Reinheit meiner Gefühle für Dich nehmen. Ich will ihr schwören, Dein Freund und Vertheidiger zu seyn, meine liebe Johanna, und ich bin überzeugt, daß unsere Unterredung, weit entfernt ruchlos zu seyn, ihre Seele im Himmel erfreuen wird."

„Sie sprechen zu sehr, wie sich's gebührt, als daß ich Sie nicht anhören soll, mein Pathe. Sie verstehen dieß besser als ich, und ich glaube Ihnen."

„Nun denn, Johanna, so sag mir, daß Du Vertrauen in mich setzen, und mir allein die Sorge für Dein Schicksal überlassen willst. — Ich sage: mir allein — mit meiner Mutter jedoch, hauptsächlich mit meiner Mutter."

„Ich kann nichts Besseres thun, als Sie hierüber anzuhören, mein Pathe. Hat mir doch meine Mutter selbst immer gesagt, daß Ihre Mutter eine recht gute Frau war, und Ihr verstorbener Vater ein sehr rechtschaffener Mann."

„Du versprichst mir also, von Niemanden Rath anzunehmen, als von mir?"

„Ja, mein Pathe, mit Genehmigung des Herrn Pfarrers, der auch ein sehr rechtschaffener Mann ist, und dem zu glauben meine Mutter mir nachdrücklich aufgetragen hat."

„Mit Genehmigung des Herrn Pfarrers, gut! aber sonst keiner Person, selbst nicht der Muhme!"

Johanna war einen Augenblick unschlüssig, dann sagte sie:

„Auch nicht meiner Muhme, mein Pathe.“ Sie hatte, in dieser Nacht erst, sich überzeugt, daß ihre Muhme keine andere Liebe kenne, als zur Habsucht, und fühlte sich in ihrer frommen Seele empört, daß die Schwester ihrer Mutter diesen verehrten Leib der Willkühr der Flammen überlassen konnte, ohne nachher nur daran zu denken, die Todtenwache bei ihm zu halten.

„Dank, Johanna, Dank!“ erwiederte Wilhelm, ihre Hand ergreifend.

„Wofür danken Sie mir denn, mein Pathe?“

„Daß Du mich zu Deinem Führer und Freunde nimmst. Deine Mutter hat Dein Versprechen gehört, Johanna!“

„Wolle Gott, daß es ihr angenehm sey!“ sagte Johanna, den Saum des Leichentuches küßend. „Nun, mein Pathe, was wollen Sie mir rathen?“

„Nach Boussac zu kommen, und im Hause meiner Mutter zu wohnen, wenn, woran ich nicht im geringsten zweifle, meine Mutter Dich dort aufnimmt.“

„Um sie zu bedienen also, mein Pathe? Glauben Sie, daß Ihre Mutter meiner bedarf?“

„Nein, Johanna, ich glaube nicht, daß sie Deiner bedarf, aber —“

„In diesem Falle, mein Pathe, verzeihen Sie; ich möchte nicht in der Stadt wohnen.“

„Du liebst sohin nur das Landleben?“

„Ich bin nie in der Stadt gewesen, mein Pathe, das heißt: ich bin dort geboren; aber seitdem ich sie in einem Alter von fünf Jahren verlassen habe, nur ein einziges Mal noch hingekommen, und auch meine Mutter nicht öfter.“

„Und warum dieß?“

„Ich weiß es nicht, mein Pathe. Meine Mutter scheint dort Verdruß gehabt zu haben, und sie sagte mir immer: „Johanna, es ist nicht gut, seine Familie und sein Haus zu verlassen; glaube mir, wenn Du einst Deine eigene Gebieterin bist.“

„Aber jetzt, meine arme Johanna, hast Du weder Familie noch Haus mehr!“

„Das ist wahr,“ erwiederte Johanna mit einem Blicke auf den Leib ihrer Mutter. Dann wendete sie sich gegen ihr im Schutte liegendes Haus, und fühlte zum ersten Male, wie schrecklich es sey, das Dach einstürzen zu sehen, unter dem man sein ganzes Leben zugebracht. „Das ist wahr,“ wiederholte sie mit bebender Stimme; „ich dachte nicht an dieses arme Haus, an das ich so sehr gewöhnt war, worin ich meine Mutter alle Abende und alle Morgen sah, an ihrer Seite schlief, und meine Ziegen trippeln und blöcken hörte, während ich einschlummerte. Ja, es ist wahr, dieß alles ist vorbei. Im ersten Augenblicke machte ich mir nichts daraus; denn es schien mir, als könnte ich nicht mehr da d'rin schlafen, wo meine Mutter nicht

mehr seyn würde. Nun aber, dünkt es mich, wäre ich zufrieden gewesen, ihr Bett wieder zu sehen, ihren Schrank, ihren großen hölzernen Stuhl, ihren Spinnrocken, und ihr Geschirr, das sie immer so gut reinigte und ordnete.

„Man hat einen Theil der Geräthschaften in Sicherheit gebracht, es ist wahr; aber die gewohnte Stelle, an der sich dieß alles befand, ist nicht mehr da, und die Hand, die sich dessen bediente — und die Stimme welche mit der ersten Morgenröthe in dieser Kammer sprach: „„Johanna, hurtig meine Johanna, hurtig mein Schoßkindchen, hörst Du, die Lerchen jubiliren schon, das ist die Zeit für die jungen Mädchen!““ „Und Abends, wenn ich von den Feldern nach Hause kam: „„Ist sie nun einmal da, diese Johanna? Die Wölfe haben sie mir also nicht gefressen!““ „Und dann setzten wir uns alle drei zum Nachttische, mein Pathe, und meine Muhme wurde immer böse, und meine Mutter ärgerte sich nicht. Sie lachte, sie erzählte Geschichten, sie sang Lieder; und dann machte sie meine Muhme lachen, und mich auch; ei ja, man mußte ohne Gnade lachen! Nicht, mein Pathe, als ob ich alles genau verstanden hätte. Sie sagte mir gar oft, daß ich niemals so viel Verstand bekommen würde, wie sie. „„Aber dieß macht nichts,““ fügte sie bei; „„ich liebe Dich, wie Du nun eben bist, meine Johanna; der liebe Gott hat Dich mir so gegeben. Was der liebe Gott thut, ist mir recht.““ „Oh, wie rechtschaffen ist sie, diese Frau

da, mein Pathe! Es gibt keine zweite mehr, wie sie! Man dürfte ihr von mir sagen, was man nur wollte, sie würde es nicht glauben. Sie würde ihnen antworten —"

Johanna wendete sich rasch gegen ihre Mutter; sie hatte wie im Traume gesprochen, und plötzlich, im Augenblicke völligen Vergessens, daß sie von Vergangenem spreche, erblickte sie die Leiche, und, indem das Wort ihr auf den Lippen erstarb, warf sie sich auf den Leib ihrer Mutter, und vergoß einen Strom von Thränen. Dieß war das einzige Mal, daß sie die Erschütterung eines aufgeregten Gemüthes verrieth.

Ihr unbefangenes Sprechen, die alltäglichen Bilder, deren sie sich bediente, vermochten den Zauber der Bewunderung nicht zu verwischen, womit sie ihn an diesem unglücklichen Abende erfüllt hatte. Johanna's Worte kamen aus einem glühenden und wahren Herzen; ihre Stimme war sanft, wie der Bach, der wenige Schritte von ihnen unter dem Heidekraute murmelte; ihre ländliche Mundart zeigte nichts Rohes oder Gemeines. Man fühlte den natürlichen Vorzug ihres Wesens unter diesen ursprünglichen Formen. Wilhelm erkannte, daß er in der Kirche wie im Theater immer nur Wortgepränge vernommen habe, und Johanna's Aeußerungen rührten ihn so lebhaft, daß er Thränen vergoß.

„Ah, mein Pathe!" sagte Johanna, sich erhebend und schnell ihre Augen trocknend, als wollte sie ihre

Zähren zurückdrängen, „ich bereite Ihnen Kummer, verzeihen Sie mir!"

„Was mögen sie sich so lange zu sagen haben?" dachte Marsillat, nahe genug, sie zu hören, aber nicht um sie zu verstehen, um so weniger, als sie Beide aus Achtung, welche die Gegenwart eines geliebten Todten unwillkührlich einflößt, nur leise gesprochen hatten. Als eine leichte Wolke vor dem Monde hinschwebte, verblaßte diese Gruppe des Todes und des jungen Paares unter Leon's durchbohrendem Blicke, und verschwamm ein wenig mit den sie umgebenden Druidensteinen.

„In der That," sagte er, „sollte dieser, nach dem was er scheinen will zu urtheilen, so religiöse Junge den Muth haben, mit ihr von Liebe zu sprechen, neben der Leiche ihrer Mutter? Ich würde es nicht wagen. Nicht ein einziges Wort wagte ich heute Abend diesem armen Mädchen zu sagen! Mich dünkt jedoch, daß Herr Wilhelm nicht einmal zuwarte, bis die Todte in der Erde liegt, um dem Kinde davon zu erzählen, und sich anzutragen. Geh, mein Junge, geh! dieß alles wird mit schönen Worten abgethan seyn, wie ich hoffe; um so gewisser, als ich Dich nicht aus den Augen verlieren werde, und schöne Worte eine Münze sind, die bei unsern Mädchen keinen Cours haben. Wird er etwa das oremus mit ihr anstimmen? Pardieu, er ist dazu fähig. — Aber diese jungen Christen sind Erzheuchler, und ich werde mich von diesem da nicht ausstechen lassen. Wenn dieser Schurke nicht schnarchte, daß der

Rest dieser Mauern auf uns herabstürzen könnte, so würde ich vielleicht etwas hören."

„Junger Herr Leonhard," sagte er, indem er Cadet schüttelte, um ihn zu erwecken, „Ihr schlaft zu stark; Ihr weckt das ganze Quartier auf." Und er versetzte ihm vier oder fünf Fauststöße, um ihn zu wecken.

„Wart, wart!" erwiederte Cadet, indem er sich streckte, und um zu gähnen einen ungeheuern Mund aufsperrte, „ich will Euch auf meinem Rücken Getreid dreschen! Wer macht sich diesen Spaß mit mir? Ah, Sie sind's, Herr Leon! Ah, Sie Spaßvogel, gehen Sie! Sie haben mich tüchtig aufgeweckt!"

„Auf, erhebe Dich doch, Schafskopf! Du fällst aus dem Bette."

„Hi! Aus dem Bette fallen! Das ist lustig, aus dem Bette fallen! Ah, wie Sie mich zum Lachen bringen! Sie sind der liebenswürdigste Mensch, den ich jemals gekannt habe!"

„Nun, steh auf, mein holder Cadet; Du siehst, daß Johanna da unten, bei dem Bewachen dieser Todten, den Schnupfen bekommt."

„Ist sie denn noch immer da, die Johanna? Oh, was nicht diese gute christliche Tochter alles thut! Das ist das beste Mädchen, welches ich jemals gekannt habe."

„Auf, auf, gekannt oder nicht; komm mit mir, um ihr zu sagen, daß sie sich ein wenig wärmen soll."

„Will's wohl, will's wohl; das ist vernünftig, Herr Leon!"

Das Herannahen Marfillat's kam Wilhelm sehr ungelegen; aber Johanna schien dabei gleichgültig, ja sie dankte ihm vielmehr so artig als sie konnte, daß er sich so viel Mühe gegeben, ihr Haus zu retten, und wegen ihr einer so schlimmen Nacht sich ausgesetzt habe.

„Mach keine Erwähnung davon, Johanna," erwiederte Leon, welcher Herrn von Bouffac in seine Pläne nicht so gut eingeweiht hielt, und vor ihm sich stellte, als erblicke er in seinem Schützlinge nur ein armes, in ihrer zufälligen Lage hülfebedürftiges Mädchen. „Wir werden alle drei unsere Pflicht thun, Dich nicht zu verlassen; aber Deinen Pathen und Dich muß es frieren; wir wollen Euch ein wenig ablösen. Geht an's Feuer, welches da unten noch genug flammt, und laßt uns hier an unserm Platze!"

Indem er so sprach, hoffte Marfillat, Cadet nach kurzer Frist ganz allein bei der Todten zu lassen, und dann an das Feuer zurückzukommen, um die nach seiner Meinung zu lange hinausgesponnene Unterredung des Pathen und des Mädchens zu stören. Aber er täuschte sich: Cadet fühlte keine Luft, bei einem Todten allein zu bleiben.

Obwohl er in der Eigenschaft eines Sacristan-Todtengräber-Lehrjungen, schon vielen Leichenbegängnissen beigewohnt hatte, so war er bei seinen Verrichtungen nie allein gewesen, und weit entfernt, die Zweifelsucht seines Vaters zu theilen; auch zeigte er wenig Neigung zu dem Dienste, den er erben sollte. Uebri-

gens dachte Johanna nicht daran, Marsillat, den sie für ungläubig und spöttisch hielt, die Sorge anzuvertrauen, der Seele ihrer Mutter mit Gebeten beizustehen, wie sie zu sagen pflegte. Nur wegen ihres Pathen willigte sie ein, daß Cadet fortging, um einige große Stücke brennenden Holzes zu holen, und neben dem Dolmen ein Feuer zu machen.

Seine dicken Backen gewaltig aufblähend, die Flamme anzufachen, hielt Cadet plötzlich an, um zu horchen; als er nichts Besonderes hörte, fuhr er in seiner Verrichtung fort, mit den Worten: „Glaubst Du, Johanna, es sei gut, eine solche Helle an dem Orte zu machen, wo wir sind?“

„Was willst Du damit sagen?“ fragte Marsillat.

„Ei,“ erwiederte Cadet, „sie sagen, daß dieß ein sehr schlimmer Ort für die Feiden sei!“

„Schweig, Cadet! sprich nicht davon,“ sagte Johanna, die sich dem Feuer genähert hatte, um ihre Holzschuhe zu wärmen *). Du weißt wohl, daß es thörigt ist, die Feiden zu fürchten; sie sind übrigens an diesem Orte hier nicht schlimm.“

„Das ist nicht thörigt, Johanna,“ rief Cadet erblassend. „Sei still! Hörst Du nichts?“

*) Man füllt mit warmer Asche und ein wenig Kohlengluth das Innere des Holzschuhes, und entleert ihn wieder nach einigen Augenblicken. Das Holz bleibt lange Zeit warm. D. V.

„Ich höre etwas wie Wäsche schlagen," antwortete Johanna.

„Ei, wie ich es sagte, so ist's! Das ist die Waschfrau! Das kommt von der Helle, die wir gemacht haben!" Und Cadet zog sich, zähneklappernd vor Furcht, neben Marsillat zurück, der gleichfalls mit Erstaunen horchte.

„Worüber staunt Ihr denn so?" fragte Wilhelm, sich nähernd.

„Ueber nichts Wichtiges, mein Pathe," versetzte Johanna, ein wenig erblassend; „das ist ein böser Geist, der uns entfernen möchte. Aber das Gebet ist ein gutes Gebet, und wer ohne Furcht betet, hat nichts zu fürchten." Johanna zog hastig wieder ihre Holzschuhe an, und warf sich an der Seite der Todten auf die Knie.

„Ah, träum' ich nicht auch?" sagte Leon, immer noch lauschend.

„Wilhelm, Sie hören doch das Getöse des Wäscheschlagens auf dem Bache?"

„Gewiß! Aber was finden Sie daran Außerordentliches?"

„Sie kennen also die Sage von den nächtlichen Waschfrauen nicht? Von diesen phantastischen Wesen, welche sich bei Mondschein der an abgelegenen Orten von Wäscherinnen vergessenen Breter und Waschkeulen bemächtigen, um dort einen Wassersabbat von besonderer Art zu feiern?"

„Ja, dieß ist ein Aberglaube aller Länder, aber sehr erklärbar durch die Laune oder Nothwendigkeit irgend einer wirklichen Wäscherin."

„Die Erklärung ist nicht so leicht, als Sie glauben. In dieser Gegend hier wüßte ich keine Frau, die kühn genug wäre, diese Arbeit noch nach Sonnenuntergang zu verrichten, ohne zu fürchten, sich das düstere Gefolge der Waschfrauen auf den Nacken zu locken. Nicht wahr, Cadet?"

„Oh, das ist die wahre Wahrheit, Herr Leon! Das kommt von unserm Fehler! Das ist die böseste Nacht, die ich jemals wachend verlebt habe!" Und der arme Cadet, dessen Zähne vor Angst klapperten, versteckte sich vier Schritte hinter Johanna, und schlug eilig mehrere Kreuze.

„Wenn etwas Außerordentliches daran ist," sagte Wilhelm, „so muß man es untersuchen."

„Warten Sie," sagte Marsillat, das Beil des Zimmermannes holend; „es ist vielleicht ein verschmitzter Kerl mit schlechten Absichten."

Während Leon gegen die Stelle lief, wo er seine Waffe gelassen hatte, hörte Wilhelm, das Jagdmesser ziehend, welches er zu diesem Ausfluge bei sich trug, das deutliche und laute Getöse dieser Waschkeule, welches bisweilen verstummte, und, nach einer Minute wieder beginnend, näher zu kommen schien, wie wenn die Wäscherin einen oder zwei Schritte, dem Laufe des Baches folgend, gemacht hätte, der vom Hügel in der Richtung der Steine von Ep-Nell floß.

„Du fürchteſt Dich nicht bei mir, Johanna?“ fragte Wilhelm ſeine Pathe, welche ſich erhoben und ſeinen Arm genommen hatte.

„Gehen Sie nicht hin, mein Pathe,“ ſagte Johanna, die um ſo mehr Muth bewies, da ſie an das phantaſtiſche Daſeyn der Wäſcherin glaubte; „ſolche Dinge bringt man nur mit Gebeten weg.“

„Bete für uns, gute Johanna,“ ſagte Wilhelm lächelnd. „Es kann nichts als ein ſchlechter Spaß ſeyn, irgend Einer, der ohne Zweifel den Jammer nicht kennt, der Dich zu Boden drückt. Aber unſer ſind drei; beunruhige Dich nicht! Cadet, Du wirſt mit uns gehen!“

„Ich nicht, mein Herr, nein!“ ſagte Cadet, der Miene machte, ſich zu flüchten. „Ich werde nicht mitgehen.“

„Fürchteſt Du Dich, einfältiger Menſch?“

„Ich fürchte mich nicht, mein Herr; aber wenn Sie mich in Stücke ſchnitten, ich würde doch nicht mitgehen. Ich habe keine Luſt, um Mitternacht gewaſchen, geſchlagen und ausgewunden zu werden, wie Leinwand, um am Morgen ertränkt zu werden.“

„Es iſt wohl ein unnützer Verſuch, den Beiſtand des Herrn Cadet zu erhalten,“ ſagte Marſillat, der eben mit geſchwungenem Beile hinzutrat. „Wir zwei ſind genug, Wilhelm.“ Und raſch ſchritten ſie in der Richtung des Getöſes dahin.

„Selbſt dieß iſt zu viel,“ erwiederte Wilhelm, indem er ſich anſtrengte, ihm vorzukommen. „Iſt's ein

Weib, was ich ſicher glaube, ſo erſcheint unſer Feldzug in Waffen überaus lächerlich.“

Dieſe Worte ſprechend, ſah Wilhelm bei der Wendung um den Felſen, der bisher den Lauf des Baches dem Blicke verborgen hatte, eine Art Bucht von Trauerweiden und Birken umſchattet, welche den Weibern der Umgegend zum Waſchplatze diente, und unter dieſen Bäumen eine unbeſtimmte Geſtalt, dem Anſcheine nach eine wie die Alten gekleidete Bäuerin, die mit haſtigen Schlägen ihre Waſchkeule handhabte, allein ſprechend, halblaut, ſehr ſchnell, auf unverſtändliche Weiſe, und wie einer Art von Raſerei verfallen.

„Ihr waſcht ſehr ſpät, Mutter,“ fuhr ſie Marſillat ungeſtüm an, der ſich ihr ſehr genähert hatte, aber ungeachtet aller Mühe ihre Züge nicht unterſcheiden konnte. Die Waſchfrau ließ ein Grunzen vernehmen, gleich einem wilden Thiere, und ihre Waſchkeule in's Waſſer werfend, erhob ſie ſich, raffte ſchnell Steine auf, und ſchleuderte ſie, entfliehend, in Menge auf die Neugierigen, welche gekommen waren, ſie zu ſtören. Marſillat ſtürzte ihr nach; aber da er gewahrte, daß ſie mit einer phantaſtiſch ſcheinenden, reiſſenden Schnelligkeit ihm voraus eilte, und gegen einen Schilfteich rannte, den er mit Recht fürchtete, kehrte er zurück, um zu ſehen, ob Wilhelm ihm folgte; doch dieſer lag auf die Erde hingeſtreckt, und völlig regungslos.

Ein Stein hatte ihn ſehr heftig an die Stirne getroffen, und der Schirm ſeiner Reiſemütze den unbluti-

gen Schlag entkräftet. Die Verletzung war jedoch so heftig, daß der junge Mann das Bewußtseyn verloren hatte. Mit Leons Hülfe richtete er sich bald wieder auf; er fand den Gebrauch seiner Glieder, aber nicht seiner Fähigkeiten wieder, und erwachte in dem Bette des Pfarrers von Toull gegen zwei Uhr Nachmittags, ohne sich gerade krank zu fühlen, aber ohne Erinnerung dessen, was ihm seit seinem verdrießlichen Zusammentreffen mit der nächtlichen Wäscherin begegnet war. Nur Cadet war bei ihm, und der kranke junge Mann glaubte noch zu träumen, als er von außen einen klägslichen Gesang, wie bei einem Leichenbegängnisse, vernahm.

Neuntes Kapitel.

Der Abschied vom Dorfe.

Leonhard's Sohn war es, welcher Wilhelm zurückgeführt hatte, sein Erwachen belauschte, und ihm auch erklärte, wie er ihn von Ep-Nell weggebracht, und in die Pfarrwohnung eingewiesen. Wilhelm konnte die Art von Blutandrang nach dem Gehirne, wodurch die Fähigkeit des Denkens auf einige Zeit eingestellt wurde, kaum recht begreifen. Er fühlte nur noch ein wenig Schwäche und Schwindel. In der Hoffnung, mit einer

kleinen Beule am Kopfe davon zu kommen, und daß seine Haare diesen Unfall seiner Mutter verbergen würden, stand er auf. Cadet, ein Junge vom besten Herzen von der Welt, dem der junge Baron zur sorgfältigsten Pflege übergeben war, holte diesem ein Glas Wein, während er sich ankleidete, und eben auf den Kirchhof gehen wollte, um der Beerdigung seiner Amme beizuwohnen, als er den Pfarrer mit seinem Sacristan zurückkommen sah, gefolgt von der Familie der Verstorbenen, und von Personen, die an dem Leichenzuge Theil genommen hatten.

Johanna kam zuletzt, gramgebeugt, mühsam schreitend, das Gesicht unter ihrer Capuze verhüllt, und auf Claudine gestützt, die als ein sehr gutes Mädchen herzlich weinte. Johanna ging auf den jungen Baron zu, und erkundigte sich nach seinem Befinden mit einer Sorgfalt, die ihn in einem solchen Augenblicke lebhaft rührte. Er reichte ihr den Arm, und führte sie in die Küche des Pfarrers, wo sie bleich und schwer athmend auf einen Stuhl sank. Es war ihr, als habe sie ihre Mutter zum zweiten Male verloren.

Aber die Groß-Gothin, welche mit ihrem mannartigen Gehen und Sprechen unvermuthet erschien, gönnte ihr keine Muße, sich ihrem Schmerze zu überlassen. „Johanna," sagte sie, „Du mußt Dich nun bei Deinen Verwandten und Freunden bedanken, welche der Beerdigung mit so großer Gefälligkeit beiwohnten, obgleich sie wohl wissen, daß unser Haus abgebrannt, sohin die

Gelegenheit uns entzogen ist, sie, wie gebräuchlich, nach der Rückkehr vom Kirchhofe zu bewirthen. Entschuldige Dich und mach' Dein Compliment! Nun, dieß geht Dich an, und ist Deine Pflicht, nicht die meinige."

Johanna stand auf, und dankte den Umstehenden, die in die Küche des Pfarrhauses getreten waren. Alle gaben ihr große Beweise von Gewogenheit, und Wilhelm bemerkte bei den Meisten unter ihnen eine hochherzige Sprache, voll edler Einfachheit. „Meine Johanna," sagten einige von den Aeltesten, „Du kannst zu uns kommen, wann Du willst. Du brauchst nur zu wählen, und wir werden Dich mit Vergnügen aufnehmen und ernähren, so gut wir es vermögen."

„Ich danke Euch, meine wackern Leute, für all Eure Güte," erwiederte Johanna; „aber ich weiß, daß Ihr selbst hart genug daran seyd, und zu viele Kinder habt, als daß ich Euch auch noch zur Last fallen möchte; ich bin noch jung, scheue die Arbeit noch nicht, und habe beschlossen, mich in irgend eine Meierei zu verdingen."

„Aber Johanni ist vorbei, und Martini noch nicht gekommen, Johanna! Inzwischen mußt Du doch irgendwo Dich aufhalten."

„Meine Freunde," sagte Wilhelm, „beruhiget Euch; der Herr Pfarrer und meine Mutter, Frau von Bouffac, werden dafür sorgen, Johanna anständig unterzubringen."

„Ja wenn's so ist," entgegnete der Großonkel Germain, der im Namen der Andern sprach, „wenn die Herrin von Bouffac dafür sorgt, sind wir zufrieden.

Alle entfernten sich, nachdem sie Johanna umarmt hatten, nur der Pfarrer kehrte mit Marsillat zurück. Die Groß-Gothin war mit einem Menschen von sehr verdächtigem Aussehen zurückgeblieben, der wilde Blicke um sich warf, und Wilhelm wegen seiner rohen Anmassung, den Hut auf dem Kopfe zu behalten, da doch alle Andern unbedeckt vor dem Pfarrer standen, sehr zuwider war.

„Nun, Johanna," sagte die Muhme, „mußt Du Dich dem Herrn Pfarrer und Deinem Pathen empfehlen, und dann gehst Du mit mir, mein Schätzchen, weil ich Deiner bedarf."

„Nein, meine Muhme," erwiederte Johanna mit einer Festigkeit, welche Wilhelm von einem so demüthigen und vertrauenden Charakter nicht erwartet hätte, „ich werde nicht mit Euch gehen. Ich weiß, was Ihr von mir wollet, und ich kann Euch nicht gehorchen."

„Wie, Unglückliche," rief die Gothin mit lauter Stimme, „Du willst Deiner Muhme nicht gehorchen, die Dich erzogen, die Deine nächste Verwandte ist, die in dieser Nacht all ihr Hab und Gut in Deinem Hause verloren hat, und gezwungen seyn wird, mit einem Quersacke auf dem Rücken ihr Brod zu betteln, und nicht einmal einen Stall besitzt, um darin Unterkunft zu finden?"

„Höret, meine Muhme," erwiederte Johanna, „Ihr habt schon einen Ort zu Eurer Unterkunft gewählt.

Ich gab Euch heute Nacht das mir von meinem Pathen geschenkte Geld. Ich sagte Euch diesen Morgen, daß ich Euch alles überlasse, was an Habseligkeiten gerettet wurde, und alle Thiere — Ich behalte nichts für mich, als die Kleider, an meinem Leibe."

„He! Wer soll denn die Thiere auf die Felder führen, und zur Weide, bis man sie auf den Markt bringen kann?"

„Das könnt Ihr thun, meine Muhme; Ihr seyd noch jung und stark genug, um auf die Felder zu gehen, und Ihr führtet ja auch Eure Ziege immer dahin, weil Ihr sie mir nicht anvertrauen wolltet."

„Johanna hat recht," sagte der Pfarrer; „Ihr bedürft ihrer Dienste nicht, Gothin, und sie hat für Euch schon mehr gethan, als sie konnte, mehr vielleicht, als sie sollte. Sie ist mündig; Ihr habt kein Recht über sie; laßt sie also thun, was ihr beliebt!"

„Sie verläßt mich also," rief die Muhme, schwörend, kreischend, heftig losziehend, und sich stellend, als wollte sie verzweifeln. „Ein Kind, das ich erzogen, gehätschelt, und auf die Felder getragen habe, da es so groß war, wie mein Holzschuh? Ein Mädchen, für das ich mich aufgeopfert hätte, und dessentwegen ich nicht geheirathet habe, um ihm einst alle meine Sachen zurückzulassen!"

„Heirathet, heirathet, wenn es das Herz Euch eingibt, meine Muhme!" sagte Johanna mit Sanftmuth. „Ich habe nie gehört, daß Ihr meinetwegen darauf verzichtet hättet."

„Nun wohl! Ja, ich werde heirathen! Ich besitze noch etwas Weniges; geh' Du wirst nichts davon erben; denn ich werde zu Gunsten meines Mannes mein Testament machen."

„So heirathet denn, und vermacht Eure Habe, wem Ihr wollet," sagte der Pfarrer, die Achseln zuckend.

„Es ist doch recht grausam," heulte die Furie, „so verlassen zu werden! Ach, wenn dieß meine Schwester vorhergesehen hätte, Johanna, sie würde Dir auf dem Todbette den Segen verweigert haben!"

Diese unmenschlichen Worte machten auf Johanna einen tiefen Eindruck. Sie schauderte, schwankte unschlüssig, und machte eine Bewegung, an die Brust ihrer Muhme zu stürzen, um sie zu begütigen; aber, als sie dem unheimlichen Blicke des Menschen begegnete, der hinter ihr im Dunkel des Kamins stand, hielt sie an. „Höret, Muhme," sagte sie; „wäre mein Haus nicht verbrannt, so hätte ich mich nie von Euch getrennt. Besässe ich die Mittel, ein anderes bauen zu lassen, so würde ich Euch einladen, bei mir zu wohnen; aber dieß kann nicht seyn. Mein Pathe da will mir meinen Verlust ersetzen; aber ich habe Gründe, sehr gute Gründe, die Wohlthat abzulehnen, welche mein Pathe mir erweisen will."

„Welche, Johanna?" fragte Wilhelm lebhaft.

„Ich werde Ihnen dieß später sagen, mein Pathe. Jetzt sage ich meiner Muhme, daß ich mich verdingen will; dieß ist meine Pflicht; und wenn sie mit dem,

was sie hat, nicht glücklich ist, will ich ihr das Geld geben, das ich mir verdienen werde. Aber zu ihr ziehen, werde ich niemals, dieß schwöre ich bei meiner heiligen Taufe!"

„Ihr seht wohl, Mutter Gothin, daß sie meinetwegen so schwört," sagte mit einer hohlen und kläglichen Stimme, und mit einem grimmigen Blicke der Mensch, welcher bisher in der Ecke des Kamins sich stumm und regungslos verhalten hatte.

„Ich habe nichts gegen Euch gesagt, Vater Raguet," erwiederte Johanna, „Ihr aber möget gegen mich sagen, was Ihr wollet, ich werde doch nicht bei Euch wohnen."

„Ich würde mich mit aller meiner Macht dagegen setzen!" rief der Pfarrer, der eine Geberde der Verachtung nicht verhehlen konnte, als er das finstere Gesicht Raguet's gewahrte.

„Sehr wohl, Herr Abbé," entgegnete Raguet. „Es giebt Leute, die immer aller Uebel beschuldigt werden, welche ohne ihr Zuthun geschehen; es giebt auch deren, die wie gute Heilige sprechen, und für sehr religiös gehalten werden, und dennoch schlimmere Gedanken haben, als ich."

„Ja, ja!" stimmte die Furie ein, „es giebt sehr viele Duckmäuser, Vater Raguet, die sich immer auf Kosten Anderer schön machen."

Der gute Pfarrer erbleichte aus Furcht und Entrüstung. Wilhelm näherte sich Raguet, und schaute ihm mit drohender und verachtender Miene gerade in's

Gesicht, aber ohne es dahin zu bringen, daß er die Augen niederschlug. Dieses blasse und finstere Gesicht schien keines andern Ausdruckes fähig, als jenes des stillgährenden Hasses. — „Wen wollt Ihr hier beleidigen?“ fragte ihn Wilhelm, mit Stolz ihn messend.

„Mit Ihnen spreche ich nicht, mein kleiner Herr,“ erwiederte der Bauer, „und größere, als Sie, haben mich nicht erschreckt.“

„Ihr aber packt Euch fort!“ rief Wilhelm, die Feuerschürgabel ergreifend; denn es schien ihm, als ob Raguet sich anschicke, eine Waffe aus seinem schmutzigen, die Brust entblößenden Kamisol zu ziehen.

„Fortpacken!“ sagte Raguet mit dem kalten Blute der Klugheit, und ohne die mindeste Furcht zu zeigen; „ich verlange nichts Besseres; man ist eben nicht in gar so guter Gesellschaft hier. Was ich sage, ist nicht auf Herrn Marsillat gezielt.“

„Sehr viel Ehre für mich,“ sagte Marsillat mit spöttischem Tone. „Hört, Raguet, schweiget still und geht! Ihr wißt, daß ich Euch in meiner Gewalt habe! Seyd klug — und artig,“ fügte er mit spaßhafter Miene bei, welchem Raguet das Lächeln des Einverständnisses entgegnete.

„Ja, ja, gehen wir, Mutter Gothin,“ sagte er, indem er sich langsam gegen die Thüre zog. „Schon gut, meine wackern Leute! Ohne Abschied!“ Er ging fort, ohne seinen Hut zu rücken, gefolgt von der Muhme,

welche die Faust ballte, und Verwünschungen zwischen den Zähnen murmelte.

„Elende!“ murrte der Pfarrer, als sie fort waren.

„Feige Canaillen!“ rief Wilhelm. „Dieser Mensch hat das Aussehen eines Verbrechers.“

„In dieser Beziehung ist er nicht sehr furchtbar,“ äußerte Marsillat mit leichtem Tone.

„Ah, meine arme Johanna!“ rief Cadet, „Du bist doch gar zu unglücklich. Oh, ja, es war ein Unglück für Dich, Deine Mutter zu verlieren. Diese Leute da werden Dir Böses anthun.“

„Fürchte dieß nicht, mein Cadet,“ erwiederte Johanna, indem sie ihre Thränen trocknete, und das Zeichen des Kreuzes machte; „giebt es böse Geister gegen mich, so giebt es auch gute Geister für mich.“

„Ja, Johanna, ja,“ riefen Wilhelm und Herr Alain zugleich, „Du hast Freunde, die Dich nicht verlassen werden.“

„Oh! ich weiß es wohl! Sie sind Beide brave Herren,“ sagte Johanna, jedem eine Hand reichend; dann gab sie auch Marsillat die Hand, und fügte mit der Offenherzigkeit eines Engels hinzu: „Und auch Sie, Herr Marsillat, sind nicht böse. Sie haben mir viele Gefälligkeiten erwiesen. Sie sind mitten durch das Feuer auf mein Haus gestiegen, und haben die ganze Nacht nicht geschlafen, um mir zu helfen, die Leiche meiner armen Mutter zu bewachen. Auch Cadet ist ein guter Junge; alle Leute haben sich mir gut gezeigt.

Dieß tröstet mich wieder ein wenig hinsichtlich der Bösen und Unvernünftigen."

Cadet fing zu weinen an, ohne daß jedoch sein Mund zu lächeln aufhörte, wie es seine unüberwindliche Gewohnheit war. Marsillat fühlte sich von Johanna's Dankbarkeit gerührt, und eine Art Wohlwollens, dessen er keineswegs unfähig war, begann seine Begierde zu veredeln, ohne deren innere Wirksamkeit zu vermindern. Er hatte ein gutes Herz und ein weites Gewissen. Einen Augenblick sann er darüber nach, seine Leidenschaft mit seiner Biederkeit wieder auszusöhnen, und das Uebereinkommen wurde gewandt unterzeichnet. Er war ein so geschickter Geschäftsmann!

„Kannst Du mir jetzt sagen, mein liebes Kind," fragte Wilhelm sich Johanna nähernd, „warum Du mir das Recht wieder entziehen willst, für Deine Zukunft zu sorgen?"

„Ich entziehe es Ihnen nicht, mein Pathe. Sie riethen mir, wohin ich mich begeben soll, und erlaubten mir, wenn ich Credit brauchte, um mein Trauerkleid zu kaufen, mich auf Sie zu berufen. Das ist genug; mehr verlange ich nicht."

„Das wird sich zeigen, Johanna. Wie kommst Du zu diesem Stolze? Das ist Mißtrauen gegen mich."

„Oh! glauben Sie dieß nicht, mein lieber Pathe; ich bin dessen nicht fähig! Doch ich will Ihnen gestehen, daß ich Gründe habe, Ihr Geld abzulehnen, Ihretwegen, und auch meinetwegen. Die Gründe, welche

Sie betreffen sind: daß Sie noch nicht wissen, ob Ihre Mutter in alles dieß einwilliget, und daß ein junger Mann, wie Sie, gewöhnlich nicht mehr Geld hat, als er braucht."

„Wer hat Dir denn diese Aufschlüsse gegeben, Johanna?"

„Herr Marsillat, der sich gut darauf versteht; ist's nicht wahr, Herr Marsillat, daß Sie mir heute früh, vor der Rückkehr nach Toull, sagten, mein Pathe habe noch nicht den Genuß des väterlichen Vermögens, was ihm die Bezahlung meines Hauses sehr erschweren würde?"

„Ah," rief Wilhelm, Leon starr anblickend, „Sie haben die Güte gehabt, sich mit meinen Angelegenheiten bis zu diesem Punkte zu beschäftigen?"

„Hab' ich mit Dir davon gesprochen, Johanna? Ich erinnere mich nicht," sagte Marsillat mit dem Tone völliger Gleichgültigkeit.

„Oh, Sie müssen sich dessen erinnern, Herr Leon, insbesondere schon deßwegen, weil Sie mir das gütige Anerbieten machten, mir mein Haus wieder bauen zu lassen, was Ihnen, wie Sie sagten, durchaus nicht schwer fiele."

„Ah!" rief Claudine, deren Augen rund wurden, wie Katzenaugen, „Herr Leon hat Dir diesen Vorschlag gemacht?"

„Ich verstehe," sagte Wilhelm mit Bitterkeit. „Herr Leon zieht es vor, Dein Wohlthäter zu werden, und

Du ziehst seine Wohlthaten den meinigen vor, Johanna?"

„O nein, mein Pathe; ich weiß wohl, was sich schickt, und was sich nicht schickt. Herr Marsillat ist nicht mein Pathe, und er sprach dieß nur aus Freundschaft für mich, und aus großem Mitleiden mit mir. Aber ich sagte es ihm gleich, wie ich es ihm jetzt vor Ihnen wiederhole, daß, wenn ich dieß annähme, ich mir böse Nachrede zuziehen, und er mir einen schlechten Dienst erweisen würde."

„Ihr sprecht mit Güte und Klugheit, Johanna," sagte der Pfarrer.

„Oh nein, Herr Pfarrer," erwiederte Johanna, „ich spreche mit der Wahrheit meines Herzens. Ich bin Herrn Marsillat sehr dankbar, werde aber sein Anerbieten niemals annehmen."

„Die Pest hole die Unschuldige!" dachte Marsillat, voll Aerger, seine Verführungsversuche so treuherzig ausplaudern zu hören.

„Was das Haus betrifft, mein Pathe," fuhr Johanna fort, „so müßen Sie nicht daran denken; es wäre mir an einem neuen nicht gelegen. Das nämliche Haus würde es doch nie seyn, worin meine Mutter mich erzogen, worin sie gelebt hat, worin sie gestorben ist. Die Geräthschaften hab' ich meiner Muhme gegeben; dieß mußte ich thun, um ihren Verdruß ein wenig zu mindern. Neue Geräthschaften brauche ich nicht. Was hab' ich denn nö-

thig für mich ganz allein? Was von meiner Mutter gewesen wäre, hätte mir Freude gemacht; das ist alles."

„Du hättest aber," sagte Marsillat, um den Verdacht Wilhelms und des Herrn Alain von sich abzuwälzen, „mit Deinem Hause leicht einen Mann finden können, meine arme Johanna, statt daß jetzt —"

„Jetzt?" unterbrach ihn Cadet treuherzig; „sie wird dennoch einen finden, wenn sie will. Sie braucht kein Haus, verstanden!"

„Sollte dieser Johanna's auserseheuer Liebhaber seyn?" dachten zu gleicher Zeit Wilhelm und Leon, das dicke Scheibengesicht des plumpen Cadet betrachtend.

Aber Johanna erwiederte:

„Mein lieber Cadet, ich schätze es mir für eine Ehre, daß Du so sprichst; aber Du weißt wohl, daß ich nicht heirathen will."

„Possen!" sagte Leon, der sich immer stellte, als ob er die Sache für geringfügig halte.

„Nein, keine Possen, Herr Leon," sagte Johanna ruhig; „der Herr Pfarrer weiß wohl, daß ich nicht daran denken kann, zu heirathen."

„Ah, Sie wissen dieß, Sie, Pfarrer?" sagte Leon mit spöttischem Tone. „Da sieht man, was es heißen will, junge Mädchen beichten zu hören!"

„Johanna will nicht heirathen — Johanna wird nicht heirathen," erwiederte der Pfarrer ernst.

„Also ein Beichtgeheimniß!" lachte Marsillat.

„Da giebt's nichts zu lachen, Herr Leon," erwiederte Johanna mit einer Würde, die immer von der höchsten Sanftmuth ihres Charakters und Tones gemildert wurde.

Wilhelm betrachtete Johanna mit dem Intereſſe einer lebhaften Neugierde. „Iſt's wirklich ein Geheimniß?" fragte er das junge Mädchen.

„Es iſt vergeblich, davon zu ſprechen," antwortete Johanna; „ich habe nur davon geredet, um zu zeigen, daß ich kein Haus brauche, und daß ich keines will, mein Pathe. Aber ich bin Ihnen dafür ſo dankbar, als hätten Sie mir ein Schloß bauen laſſen."

„Johanna hat ſehr recht," bemerkte der Pfarrer. „Seien Sie verſichert, Herr Baron, daß die Klugheit aus dem Munde dieſes Kindes ſpricht. Hätte ſie ein Haus, ſo würde ſie vielleicht dem Zuge ihres guten Herzens, und vielleicht der Stimme ihres Gewiſſens folgen, und darin mit ihrer Muhme wohnen, und ihre Muhme ſie drücken — wo nicht noch Schlimmeres thun," fügte er leiſe hinzu. „Verzichten Sie auf dieſes edelmüthige Vorhaben, Herr Baron; Sie werden wohl Mittel und Gelegenheit finden, Johanna's Zukunft auf andere Weiſe ſicher zu ſtellen."

„Es ſei! Sie haben recht, Herr Pfarrer," entgegnete Wilhelm, mit demſelben Tone, „und bei der ungemeinen Zartheit ihres Charakters dürfte es wohl am Beſten ſein, ſich ohne ihren Beirath damit zu beſchäftigen."

„Ohne Zweifel Zeit und Gelegenheit werden Ihnen an die Hand gehen. Was gleich jetzt zu geschehen hat, ist die Bestimmung des Ortes, wo sie sich vorläufig aufhalten soll. Nun, Johanna," fragte er sie laut, „wo wünschest Du gleich jetzt zu bleiben? Heute, zum Beispiele!"

„Willst Du zu uns kommen, Johanna?" rief Claudine mit liebreicher Bereitwilligkeit.

„Dank, meine Liebe! Deiner Mutter fiele ich beschwerlich, und zu ihrer Arbeit hat sie an Dir genug. Ich mag Niemanden zur Last fallen."

„Johanna," sagte der Pfarrer, „Ihr könnt hier nicht darauf rechnen, auch nur von heut' auf morgen Arbeit zu finden. Ihr müßt Euch für die erste Zeit in ein anständiges Haus begeben, wo Euer Pathe die Kosten Eures Unterhaltes übernehmen wird."

„Gewiß," sagte Wilhelm, „wenn Johanna nicht zu stolz ist, auch nur den geringsten Dienst von mir anzunehmen!"

„Oh, mein Pathe, diesen Vorwurf verdiene ich nicht. Ich werde dieß gerne annehmen, da es von Ihnen kömmt."

„Ei, warum zerbrechen Sie sich so lange den Kopf, Pfarrer?" sagte Marsillat nachläßig; „Ihre Magd ist alt und gebrechlich. Nehmen Sie Johanna in Ihre Dienste!"

„Nein, mein Herr, dieß würde sich nicht schicken," antwortete Herr Alain mit Festigkeit. „Der Glaube

ist in unsern Zeiten nicht stark genug, als daß ein Geistlicher mehr als ein anderer Mensch, von bösen Zungen verschont bliebe."

„Gut denn, es giebt noch ein völlig entsprechendes Auskunftsmittel," erwiederte Marsillat. „Wilhelm führe noch heute seine Pathe nach Boussac, und stelle sie seiner Mutter vor."

Wilhelm faßte Leon scharf in's Auge, um zu erforschen, ob dieser Rath nicht irgend eine Falle verdecke. Marsillat verrieth sich jedoch durch keinen Zug.

„Die Wahrheit zu gestehen," sagte der Pfarrer, „das ist kein übler Gedanke. Johanna hat ihre Muhme und den bösen Raguet erzürnt, der alles zu thun fähig ist. Ich würde hinsichtlich seiner nicht ruhig sein, so lange der Gothin nicht ein Schlachtopfer entrissen ist, das sie quälen würde — und übrigens — ja, Johanna, glaube mir — geh' zu deiner Pathe, der Frau Baronin von Boussac. In solcher Ferne, und unter dem Schutze einer so achtungswürdigen Dame, wirst Du nichts zu befürchten haben."

„Nach Boussac gehen, ich?" sagte Johanna erschrocken. „Sie rathen mir dieß, Herr Pfarrer?"

„Und ich bitte Dich darum, Johanna," entgegnete Wilhelm mit dem Bewußtsein, eine Pflicht zu erfüllen. „Du kennst vielleicht die Gefahren nicht, welche Dich bedrohen, von Feinden, wie jene, von denen ich Dich heute umgeben sah. Wenn Du Vertrauen auf mich

haſt, ſo wirſt Du es mir dadurch beweiſen, daß Du von heute an zu meiner Mutter zieheſt."

„Mein Pathe," erwiederte Johanna, welche dieſe Bitte als einen Befehl betrachtete, dem ſie ſogleich gehorchte, ohne die Beweggründe deſſelben zu durchſchauen, „Ihr Wille iſt der meinige. Aber Sie wollen, daß ich in Boussac wohne, in der Stadt, ich, die ich mich nicht entſinnen kann, die Gegend von Toull-Sainte-Croix jemals verlaſſen zu haben!"

„Wenn Dir der Aufenthalt in der Stadt unangenehm wird, ſo ſoll es Dir frei ſtehen, hierher zurückzukehren, ſo bald Du willſt, mein Kind. Nur ſieh zuvor meine Mutter, ſprich mit ihr, öffne ihr Dein Herz, ſchildere ihr Deinen Kummer; ſie iſt gut, mitfühlend, und wird Worte finden, Dich zu tröſten. Dann wirſt Du Dich, über die Zukunft mit ihr verſtändigen, und Deine Unabhängigkeit wird geachtet und beſchützt werden."

Johanna willigte ein, von dem Gedanken etwas verwirrt und erſchreckt, vor die Herrin von Boussac in einem Augenblicke zu treten, da ihr, wie ſie ſagte, der Kummer gleichſam den Verſtand geraubt habe.

„Dieß wird Euch in den Augen Eurer Pathe nur um ſo intereſſanter machen," ſagte der Pfarrer, und drang ſo beharrlich in Johanna, daß ſie nachgab.

Marſillat war ſo klug, ihr nicht anzutragen, ſie auf die Croupe zu nehmen, ja ſogar ſein eigenes Pferd Wilhelm anzubieten, da es weit kräftiger wäre, als Sport, zwei Perſonen zu tragen. Wilhelm fühlte ſich

von dem Gedanken beunruhiget, mit einer Bäuerin auf der Croupe vor dem Thore seines Schlosses anzukommen. Aber der Pfarrer, welcher es für unschicklich hielt, Johanna mit zwei jungen Männern allein ziehen zu lassen, ordnete alles, indem er ihnen einen dritten beigab. Cadet wurde beauftragt, die Stute des Pfarrers zu nehmen, und Johanna's Begleiter zu machen. Der Pfarrer hatte im Grunde recht. Eine Bäuerin auf dem Pferde hinter einem Bauer, machte niemals Aufsehen. Hinter einem Bürgerlichen, würde sich die Ansicht bedeutend ändern.

Während die Pferde in Bereitschaft gestellt wurden, bewirthete der Pfarrer alle seine Gäste mit einem Mittagsmahle, und empfahl Wilhelm, der ihm sehr blaß schien, und heftige Kopfschmerzen fühlte, am folgenden Tage einen kleinen Aderlaß machen zu lassen.

Claudine theilte nicht sehr die Zuversicht des Herrn Alain, welcher Johanna den Nachstellungen Marsillat's zu entrücken wähnte, indem er sie nach Boussac schickte. Mit eifersüchtigen Augen folgte sie allen seinen Bewegungen, und die große Tugend Johanna's war das Einzige, was sie ein wenig beruhigte.

„Höre, meine Johanna," sagte sie, „wenn Du Dich in Boussac verdingest, so sieh zu, daß ich im nämlichen Hause, wo Du bist, einen Dienst bekomme. In der Stadt zu wohnen, das wäre meine Sache!"

„Und ich möchte auch gerne dort wohnen," sagte der dicke Cadet; „sie ist verteufelt hübsch, die Stadt

Bouffac! Sie ist die braveste Stadt, die ich jemals gekannt habe."

„Glaub's gerne, Schafskopf!" sagte Claudine, „Du hast nie eine andere gesehen!"

Vor dem Ende des Mittagsmahles ging Marsillat weg, um seiner Stute Fanchon Haber zu geben, die er, wegen des engen Stalles im Pfarrhofe, in einer vom Dorfe etwas entfernt liegenden Scheune eingestellt hatte. Der Tag begann sich zu neigen, und in dem Augenblicke, da er durch das Thor der Scheune trat, sah er inmitten von Futtergebünden und Feldwerkzeugen eine bleiche Gestalt sich langsam aufrichten, die näher kam, hin zu betrachten.

Bald erkannte er in ihm den Eingeweihten und Spießgesellen der Groß-Gothin, Meister Raguet, genannt Kuhschlinge. *) Dieser Landstreicher lebte mitten auf Heiden, in einer schlechten Hütte von Zweigen und Erde, die er ganz allein gebaut hatte, und worin Niemand bei ihm wohnen mochte, als die Gothin, die Hexe. Niemand wollte zur Nachtzeit, auch nur auf dreißig Schritte an dieser finstern Behausung vorübergehen, in der sich der größte Taugenichts im Lande aufhielt. Unter diesem anscheinenden Elende barg Raguet runde Summen. Er trieb das gefährliche und einträgliche Handwerk eines Pferddiebes. In Bour-

*) Bridevache. Altfranzösisch: Räuber, Viehdieb.

bonnais und Berry, während der Sommernächte, wenn die Pferde auf der Weide sind, betreiben Kesselflicker aus Auvergne, und Vagabunden aus der Marche ihr Gewerbe. Sie zerbrechen mit Gewandtheit die am besten befestigten Koppel, schwingen sich auf das nackte Thier, legen ihm einen Zaum an, womit sie versehen sind, und sprengen im Galoppe nach ihren Bergen. Raguet verschmähte auch nicht andere kleine Fänge auf dem Lande: Hühner, Gänse, Holz und Feldfrüchte. Er schien sanft und honigsüß auf den ersten Blick, sprach wenig, verkehrte mit keinem Menschen, duldete nicht, daß irgend Jemand über seine Schwelle trat, und ließ es, den Mord ausgenommen, an keinem schlechten Gedanken und an keiner schlechten That fehlen.

„Sie sind's, Herr Marsillat?" sagte er mit gedehntem Tone, obgleich er Leon sehr wohl erkannte.

„Was macht Ihr da, Meister Gaudieb?" erwiederte der junge Advokat; „wittert Ihr meine Stute? Habt Ihr jemals das Unglück, ihr auch nur ein Haar zu stehlen, so werdet Ihr von mir hören."

„Oh, ich werde Ihnen nie ein Leid zufügen, Herr Marsillat, und auch Sie werden mir nichts Böses thun."

„Ich kann Euch dessen genug auf den Hals laden, erinnert Euch daran."

„Nein, mein Herr, Sie sind mein Advokat."

„Wie ich jener des Teufels seyn würde, wollte er mir seine Angelegenheit übertragen; aber ich bin nicht

schuldig, es immer zu bleiben, und da ich weiß, wessen Ihr fähig seyd —"

„Nein, mein Herr, Sie wissen nichts; — ich hab' Ihnen nie etwas eingestanden."

„Eben deßwegen halt' ich Euch für einen Spitzbuben."

„Sie überlegen nicht, was Sie da sagen, Herr Leon; doch davon ist nicht die Rede. Ich kam hierher, um Ihren Rath in Geschäften zu erbitten."

„Ich habe keine Zeit; Ihr könnt am Sonnabend in meine Kanzlei kommen."

„Oh nein, mein Herr, dahin will ich nicht gehen, und Sie können mir wohl gleich jetzt sagen, was ich Sie wegen Johanna fragen will."

„Ich weiß nichts von einem Verhältnisse, in welchem Ihr zu Johanna steht; ich hab' Euch nichts zu sagen."

„Doch, mein Herr, doch! Warten Sie, daß ich Ihnen Ihr Pferd satteln helfe."

„Durchaus nicht, rührt es nicht an!"

„Sie glauben also, Herr Leon," fuhr Raguet fort, ohne sich aus der Fassung bringen zu lassen, „daß die Gothin nicht das Recht hätte, Johanna zu zwingen, bei ihr zu wohnen?"

„Und was für ein Interesse hätte die Gothin daran?"

„Sie wissen es wohl!"

„Nein!"

„Es ist mehr in Ihrem Interesse, als in dem meinigen."

„Ich verstehe Euch nicht," sagte Marsillat, welcher sehen wollte, wie weit Raguet seine Unverschämtheit treiben würde.

„Sie sehen wohl, Herr Advokat, daß, wenn Sie der Gothin, ihrer Nichte einen Proceß anzuhängen helfen, und durchsetzen wollten, daß das Mädchen wohnen müßte, wo ihre Muhme wohnen will — auf einige Zeit — Sie verstehen mich —"

„Nein; dann —?"

„Ei, unser Haus das ist sehr bequem gelegen, sehr entfernt. Ein galanter Herr, der gerne ein hübsches Mädchen sähe — 'ist nur eine Vermuthung! —"

„Ihr seyd ein verwegener Kerl, eine Canaille; seht, so würde ich Eure Sache vertreten!"

„Oh, müssen nicht böse werden; ich will nichts davon sagen, daß Sie der Gothin hübsche Geschenke gemacht haben, um die Gunst ihrer Nichte zu gewinnen; Sie sind ja selbst eben kein Verhehler dieser Angelegenheit!"

„Möglich; ich kann wünschen, von einem Mädchen geliebt zu werden, und ungestüme Bettler mit einem Almosen abfertigen; aber Gewalt zu brauchen, und mich der Vermittelung des schlechtesten Lumpes zu bedienen, der mir beistehen sollte, — eine Vermuthung! — ein Verbrechen zu begehen — so etwas wird nie geschehen. Guten Abend, Freund!"

„Sie werden daran denken, und darauf zurückkommen," sagte Raguet gelassen.

Marsillat war entrüstet, und hatte große Luft, dem Elenden Peitschenhiebe zu versetzen. Aber da er diesen Wicht wohl kannte, wollte er ihn vielmehr durch einige Hoffnung binden. Raguet folgte ihm Schritt für Schritt in das Dunkel des Stalles, und Leon fürchtete, er möchte, aus Verdruß, Fanchon's Kniekehlen durchschneiden. „Laßt's gut seyn, es ist genug! Ihr wißt nicht, was Ihr sagt," fuhr er in milderem Tone fort. — „Nehmt dieß, um Euch Brod zu kaufen in dieser Woche. Ich weiß, daß es Euch schlecht geht, und glaube gerne, daß Ihr sonst keine so bösen Gedanken hättet."

Raguet betastete im Finstern das Trinkgeld Marsillat's, und als er sich überzeugt hatte, daß es ein Fünffrankenstück sey, dankte er, und ging durch eine Hinterthüre zur Scheune hinaus, ohne seine Anschläge auf Johanna aufzugeben.

„Höret!" rief Leon, und Raguet kam sogleich zurück.

„Wenn Ihr jemals das Unglück habt," sagte der junge Mann, „der geringsten von den Personen, für die ich mich interessire, das mindeste Leid anzuthun, dann werde ich anfhören, mit Eurem Elende Mitleiden zu fühlen, und Euch als Banditen bezeichnen."

„Oh nein! Sie werden dieß nicht thun!" erwiederte Raguet; „Sie sind mein Advokat gewesen, es würde Ihnen Schaden bringen, einen Banditen so gut vertheidiget zu haben."

„Ihr täuscht Euch," sagte Marsillat; „ein Advokat kann von seinem Clienten zum Besten gehalten worden

seyn, und nicht sein Mitschuldiger seyn wollen. Laßt Euch dieß gesagt seyn, und ehret den Herrn Pfarrer von Toull, und alle Personen, welchen Ihr heute vor meinen Augen gedroht habt, — oder ich will Euch's weisen!"

Raguet ließ den Muth sinken, ging fort, und grübelte darüber nach, warum Marsillat, den er für eben so schlecht hielt, wie sich, so sehr seiner Nebenbuhler sich annehme.

Eine Viertelstunde darnach trabte Marsillat auf seiner Fanchon an Wilhelms Seite, dem die Bewegung des Pferdes immer mehr Schmerzen verursachte. Cadet und Johanna ritten auf der Grauen voraus. Raguet, hinter den Steinblöcken versteckt, sah sie dahin ziehen, und begann einzusehen, daß Marsillat seiner nicht bedürfe. Der gute Pfarrer rief Marsillat von der Höhe der Thurmplatte zu: „Vorzüglich vergessen Sie meinen Thermometer nicht!" — Dann ging er nach Hause, traurig, aber einer großen Unruhe überhoben, je weiter Johanna von Toull-Sainte-Croix sich entfernte.

Zehntes Kapitel.

Die Heirathsprojekte.

Die Stadt Bouſſac, welche mit dem gleichnamigen Flecken eine Bevölkerung von 18 bis 1900 Seelen zählt, kann für eine der ſchlechteſten und häßlichſten Unterpräfekturen von Mittelfrankreich gelten. Dieß iſt jedoch die Meinung des Erzählers dieſer Geſchichte. Auf den ſteilen Anhöhen, Petite-Creuſe entlang, am Zuſammenfluße mit einem andern reißenden Bache, erſcheint Bouſſac als ein Gemenge von Häuſern, Felſen, Wildbächen, ſchlecht unterhaltenen Straſſen und abſchüſſigen Wegen, die ihm ein ſehr maleriſches Ausſehen geben. Ein Dichter, ein Künſtler, könnte dort ſehr wohl leben, ohne ſich herabzuwürdigen, und dieſen Aufenthalt der ſtolzen Stadt Châteauroux unendlich weit vorziehen, die einen Präfekturpalaſt, königliche Straſſen, ein Theater, Spaziergänge, Equipagen, ein flaches Land und eine ähnliche Phyſiognomie hat.

Bourges, in einem noch traurigeren Lande, beſitzt ſeine herrlichen Monumente, ſein ernſtes, hiſtoriſches Ausſehen, ſeine öden Gärten, ſein ſchönes Mondlicht auf den Spitzgiebeln ſeiner mittelalterlichen Häuſer, ſeine großen Straſſen, auf denen Gras das Pflaſter überwuchert, und ſeine langen ſchweigenden Nächte, die beinahe mit dem Scheiden der Sonne beginnen. Es iſt

wohl die alte Hauptstadt der Aquitanier, eine Stadt der Mönche und Magistrate, die vergessenste, stillste, am meisten aristokratische der eines schönen Todes verblichenen Städte. Gueret steht zu weit von den Bergen ab, die es umgeben, und bietet keinen Ersatz für die Entbehrung jenes natürlichen Schmuckes. Das Wasser ist dort schön und klar; das ist alles.

La Châtre hat nur sein kleines fruchtbares Thal hinter der Vorstadt; Neuvy seine byzantinische, zu viel weiß getünchte Kirche, und seine alte Brücke, welche man ohne Ehrfurcht für eine Reliquie aus der alten Zeit, zerstöret. Boussac hat den guten Geschmack, sich seinen Boden so wohl anzuschmiegen, daß man dort bei jedem Schritte, auf offener Straße, schöne Landschaftsstudien machen kann. Es wird aber noch eine geraume Zeit vergehen, bis die Bewohner unserer Provinzen einsehen, daß der Pflanzenwuchs, die Fernschau, die Abwechslung des Bodens, das Brausen der Gewässer und die Granitmassen, einen wesentlichen Theil der Schönheit der Städte bilden, die nicht mit ihren Monumenten prunken können.

Dennoch giebt es ein Monument in Boussac, das Schloß römischen Ursprunges, welches Johann von Brosse, der berühmte Marschall von Boussac, im Jahre 1400 im Geschmacke seiner Zeit wieder aufbauen ließ. Es ist unregelmäßig, von anmuthiger und gefälliger Einfachheit. Die Mauern jedoch haben sechs Fuß Breite, und so wie man die Schwelle überschreitet, zeigt

das Innere jenes schlechte Aussehen aller jener großen Raubnester des Mittelalters, welche noch in unsern Provinzen mit ihren Scheiteln alle Höhen trotzig überragen.

Dieses Schloß ist halb der Stadt, und halb dem Lande zugewendet. Der Hof und die wappengeschmückte Vorderseite, schauen nach der Stadt; aber die andere Seite taucht mit dem senkrechten Felsen, der sie trägt bis zum Bette der Petite-Creuse hinab, und beherrscht eine bewunderungswürdige Landschaft, die Schlangenwindung des zwischen die Felsen eingeklemmten Stromes; unermeßliche mit Kastanienbäumen übersäete Auen; einen weiten Schaukreis, eine Schwindel erregende Tiefe. Das Schloß mit seinen Bollwerken schließt die Stadt von dieser Seite. Die Bollwerke sind noch vorhanden; die Stadt hat sie nicht überschritten, und die letzte Herrin von Boussac, die Mutter unsers Helden, des jungen Barons von Boussac, ging von ihrem Garten auf das Land, oder von ihrem Hofe in die Stadt, nach Belieben.

Etwa achtzehn Monate nach den Ereignissen, welche die erste Abtheilung dieser Erzählung ausfüllen, bewunderten Frau von Boussac und ihre Freundin, Frau von Charmont, in dem tiefen Erker eines Fensters, mit einer mehr gelangweilten als entzückten Miene, die vor ihren Augen entfaltete herrliche Gegend. Die ersten Tage des Frühlings lächelten. Das keimende Pflanzenleben schmückte die Bäume mit einer leichten grünen, mit Braun vermengten Färbung; die Mandel- und Aprikosenbäume

des Gartens, so wie die Schlehendornstauden waren in reicher Blüthe; ein prachtvoller Tag erlosch im Rosenlichte der untergehenden Sonne. Gleichwohl loderte eine tüchtige Flamme im weiträumigen Kamine des großen Salons, und die Kühle des Abends war fühlbar genug hinter den dicken Mauern der alten Behausung.

Die schönste Zierde dieses Salons waren unstreitig jene wundersamen, räthselhaften Tapeten, die man noch heut zu Tage im Schlosse Boussac sieht, der Vermuthung nach von Zizimus aus dem Oriente mitgebracht, und zur Ausschmückung des Thurmes von Bourganeuf während seiner langen Gefangenschaft verwendet. Ich glaube, daß sie von Aubusson sind, und besitze darüber eine ganze Geschichte, die ihre Stelle an einem andern Orte finden wird. Es ist beinahe gewiß, daß sie die Langweile des berühmten Gefangenen in seinem Gefängnisse erheitert haben, und wieder an denjenigen zurückgekommen sind, der sie zu diesem Zwecke anfertigen ließ, an Peter von Aubousson, Herrn von Boussac, Großmeister von Rhodus. Diese gewirkten Gemälde sind Meisterstücke, und, wenn ich nicht irre, ein seltsames Blatt in der Geschichte.

Die übrige Geräthschaft dieses großen Salons von Boussac, entsprach, zur Zeit unserer Erzählung, durch ihre Pracht bei weitem nicht jenen Vorbildern alten Glanzes. Das weitgezogene Getäfel entlang, krochen, so zu sagen, häßlich kleine Lehnstühle nach der Mode

des Kaiserreiches, eine knauserige Nachpfuschung der curulischen Stühle des alten Rom. Einige Rahmenspiegel im Style Ludwigs XV. ersetzten schlecht die großen Pfeilerspiegel der Kamine. Zwischen diesem Geräthe und dem furchtbaren Raume, worin sie unbemerkt verschwammen, drängte sich der unvermeidliche Abstand auf, welcher den Adel unserer Tage so schwach und arm zeigt neben der Stellung seiner Vorfahren.

Dieses peinliche Gefühl schien unwillkürlich den Geist der beiden Damen zu erfüllen, die sich in der Vertiefung des Fensters unterhielten; denn sie waren ziemlich schwermüthig, da sie mit leiser Stimme zwischen Licht und Dämmerung vertraulich mit einander plauderten.

Das Alter dieser vornehmen Personen mochte, in fast gleicher Vertheilung an Beide, wohl ein Jahrhundert betragen. Sie waren schön gewesen; wenigstens die Züge und Haltung der Frau von Boussac bezeugten es noch; aber die Wohlbeleibtheit hatte die Reize der Frau von Charmois verwischt, was sie jedoch nicht hinderte, lebhaft, beweglich und entschieden zu seyn.

Tags vorher mit ihrem, erst kürzlich zur Würde eines Bezirks-Unterpräfekten beförderten Manne in Boussac angekommen, erneuerte Frau von Charmois die Bekanntschaft mit einer alten Freundin, die sie seit zwei oder drei Jahren nicht gesehen, und welche, ungeachtet der bedeutenden Verschiedenheit ihrer persönlichen Gesinnungen, eine große Freude fühlte, endlich eine Nachbarschaft und eine Gesellschaft ihres Ranges zu besitzen.

„Meine Allerschönste," sagte die neue Unterpräfektin, „in der That, ich bewundere Sie, daß Sie zwei Jahre nacheinander in Ihrem Schlosse verleben konnten."

„Es ist wirklich etwas traurig, meine Liebe," erwiederte Frau von Bouffac; dagegen ist es besser gebaut, geräumiger, und weniger kostspielig zu heitzen, als meine niedliche Wohnung in Paris war.

„Ich bin weit entfernt, mich darüber zu beklagen, insbesondere da Sie mich so wohlwollend gastfreundlich darin aufnehmen, bis ich in Ihrer seltsamen Stadt mich einzurichten Gelegenheit gefunden habe. Ich werde sie köstlich finden, darin in Ihrer Nähe lebend; außerdem aber, liebe Freundin, gestehen Sie es nur, wäre es wirklich ein Verdienst, sich in dieselbe zu vergraben."

„Sie kannten aber doch unsere Stadt gut, als Sie daselbst Ihren Aufenthalt nahmen?"

„Seit den fünfzehn Jahren etwa, daß ich Sie dort nicht mehr besucht habe . . . zwei Mal, drei Mal?"

„Zwei Mal; ich habe nichts vergessen."

„Ich habe auch nichts vergessen. Da ich jedoch immer mit Ihnen beschäftigt war, hab' ich vergessen, die Stadt zu besehen, und stellte sie mir in meiner Erinnerung weniger arm und weniger häßlich vor."

„Aber, unglücklicherweise für uns, verweilten Sie nicht lange dort. Dieß ist der Uebergang zu einer Unterpräfektur erster Classe."

„Wenn ich nicht dächte, daß wir in achtzehn Mo-

naten den Posten eines Präfekten bekämen, so würde ich, ich versichere Ihnen, Herrn von Charmois nie erlaubt haben, in den Administrativdienst zu treten. Aber Sie, meine liebe Schöne, die Sie keinen Ehrgeiz haben, selbst nicht für Ihren Sohn, wie es scheint, wie haben Sie den großen Entschluß fassen können, auf die Winter von Paris zu verzichten?"

„Muß ich nicht an die Verheirathung meiner Tochter denken? Ich habe zwei Kinder, und Sie nur eines. Ich bin also übler daran unter uns Beiden. Ohne eben eine Verbesserung meiner Glücksumstände zu verlangen, da Wilhelm einen Widerwillen gegen jeden Wirkungskreis hat, der seine Unabhänigkeit beschränken würde, muß ich es wenigstens dahin bringen, einige Grundstücke von gewissen Hypotheken zu befreien, womit mein Mann sie zu belasten sich gezwungen sah. Auch meine Tochter ist so eben erst aus dem Kloster gekommen, im Alter, um zu heirathen . . ."

„Es bleiben Ihnen doch wohl noch dreimalhunderttausend Franken zur Vertheilung an Beide?"

„Beiläufig."

„Das ist nicht schlecht! Wenn wir so viel hätten, wären wir nicht Unterpräfekt in Bouffac. Aber haben wir nur einmal eine gute Präfektur, dann werden wir unsere Tochter vortheilhaft verheirathen. Wann erwarten Sie bestimmt Wilhelm?"

„In acht Tagen; mir ist's als lebte ich gar nicht bis dahin. Nach einer Abwesenheit von mehr als ei-

nem Jahre, können Sie sich meine Sehnsucht vorstellen, ihn wieder zu sehen."

„Ich kann's auch kaum erwarten, das liebe Kind zu umarmen! Ich möchte wohl wissen, ob er Elviren noch erkennen wird." Sie ist so gewachsen! Finden Sie sie schön, meine Tochter?"

„Gewiß, sie ist sehr hübsch, allerliebst!"

„Sie sieht ihrem Vater gar nicht gleich, nicht wahr? Unglücklicherweise ist sie unendlich weniger schön, als Ihre Tochter und nicht so gut erzogen, ich wette."

„Marie ist leidlich, das ist alles. Aber sie ist eine ausgezeichnete Person."

„Ein wenig romanhaft, nicht wahr, wie ihr Bruder?"

„O, weit weniger romanhaft, Gott sey Dank! Horchen Sie! Hören Sie sie lachen, da unten, in ihrem Zimmer? Sie sehen wohl, daß Marie nicht mehr Schwermuth brütet, als Elvire?"

„Wie! Ist's Elvire, die so schrei't? Ganz gewiß ist's Marie nicht! Ich habe Lust, durch's Fenster rufend ihnen die Mäulchen zu stopfen Wenn Ihre Bürger in der Provinz dieß hören, werden sie unsere Töchter für dumme Gänse halten, wie die ihrigen."

„Ei, lassen Sie sie lachen! Das gehört zu ihrem Alter! Unsere Töchter werden glücklicher seyn, als wir meine Liebe. Sie werden sich erträglich verheirathen, Dank ihrer Geburt, und können bei dem Wechsel ihrer

Lage nur gewinnen. Wir, die wir unsere Jugend inmitten der Feste und des Luxus des Kaiserreiches verlebt haben, wir finden die gegenwärtige Zeit sehr traurig, und das Leben sehr kahl."

Sprechen Sie nicht so, meine Schöne. Man könnte glauben, Sie vermißten das Kaiserreich!"

„Nein. Ich kenne die Pflicht meines Standes zu genau, und was ich hierin meinen Ansichten schuldig bin. Aber ich habe an Vermögen und Stellung durch den Sturz von Buonaparte viel verloren."

„Nein, meine Liebe, Sie haben durch den Tod Ihres Mannes verloren; denn wäre er 1815 noch am Leben gewesen, so würde er es gemacht haben, wie der meinige, und wie so viele andere Beamte und Offiziere des Kaiserreiches. Er hätte sich einer der ersten den legitimen Prinzen angeschlossen, und wieder Dienst gemacht, oder würde irgend einen guten Posten in der Provinz sich haben geben lassen."

„Das ist nicht gewiß, meine Liebe. Er war dem Kaiser sehr innig zugethan."

„Er hätte die Innigkeit schon abgethan, zu seinem Kaiser!"

„Vielleicht! Ich hätte mein Möglichstes dazu beigetragen, nicht aus Ehrgeiz, sondern aus Ueberzeugung. Vielleicht wäre es mir nicht gelungen! Man muß doch gestehen, daß der Kaiser . . . daß Buonaparte auf unsere Männer ein großes Blendwerk ausgeübt hat."

„Ja, im Anfange; er war dazu wie geschaffen.

Ich habe Herrn von Charmois gesehen, da er Kammerherr war, ganz eingenommen für ihn . . . Da er ihn aber so viele Thorheiten begehen sah, hat er über seine wahren Interessen wie über seine wahren Pflichten die Augen geöffnet."

„Ich glaube nicht, daß Herr von Boussac sich so leicht gebessert hätte. Er war vielmehr geneigt, Napoleon in dem Maaße noch ergebener zu werden, als dessen Unglück stieg."

Er war ein romanhafter Kopf; dieser auch; sonst ein würdiger Mann, ich gestehe es, der Sie sehr glücklich würde gemacht haben, hätte der Krieg Sie Beide nicht so oft getrennt, und wären Sie nicht so eifersüchtig gewesen."

„Sie sind übel berathen, wenn Sie mir diesen Vorwurf machen . . . auf Sie war ich nie eifersüchtig."

„Das beliebt Ihnen zu sagen. Sie waren es wohl ein wenig!"

„Durchaus nicht. Herr von Boussac fürchtete die Gefallsüchtigen . . . und Sie waren es übermäßig."

„Sie Schlimme! . . . Waren wir es zu jener Zeit nicht Alle?"

„Mehr oder weniger!"

„Sie waren ein Toiletten-Närrchen . . gehen Sie doch! und machten dafür Ausgaben, welche mir Herr von Charmois niemals erlaubt hätte."

„Es war von meiner Seite mehr Eitelkeit als Gefallsucht... Denken Sie, daß dieß völlig ein und dasselbe sei?"

„Sie sind sehr schlimm diesen Abend. . . . Aber wenn ich gefallsüchtig gewesen bin, wenn ich es noch ein wenig bin, so bin ich zu entschuldigen; mein Mann war nicht so liebenswürdig, wie der Ihrige . . . Aber welchen Lärm diese Fräulein machen! Das ist unerträglich, meine Liebe . . . Ich bin sicher, daß die ganze Stadt sie hört. Ah! die Fräulein verderben sich in der Provinz . . . diese Art zu lachen und zu schreien, zeigt wahrlich von schlechtem Ton! . . .

„Nicht sie sind's, die so schreien . . . das sind die Mägde; das ist Claudine . . . ich erkenne ihre Stimme."

„Welche von Ihren Zofen ist Claudine? . . Ist's die schöne Blonde?"

„Nein, die kleine Braune ist's . . . Die andere heißt Johanna; sie ist mein Pathe."

„Ei, glauben Sie denn, daß es passend ist, unsere Töchter in der Gesellschaft dieser Mägde sich unterhalten zu lassen?

„Es ist wohl nöthig, daß unsere armen Kinder sich ein wenig unterhalten . . . das ist sehr unschuldig. Vermuthlich haben Sie diese Kleinen in ihr Zimmer hinaufgenommen, um mit ihnen zu versuchen, die in der Gegend übliche Bourrée *) zu tanzen. Diese Uebung ist der Gesundheit zuträglich. Claudine erklärt diesen Tanz ganz gründlich. Sie ist leicht, ein schlan-

*) Ein französischer Tanz. D. Ueb.

Kes, wohlgewachsenes junges Mädchen, und nicht ohne Anmuth."

„Und die andere, die schöne? Tanzt sie auch?"

„Nein; sie ist ein ernstes und schwärmerisches Mädchen. Dennoch singt sie gewöhnlich die Tanzweise der Bourrée. Sie hat eine hübsche Stimme."

„Werden Sie von diesen Bäuerinnen gut bedient?"

„Besser, als jemals von Kammerzofen von Paris, denen ich zehnmal mehr bezahlte, und welche in der Provinz sich langweilten; dieß ist eine häusliche Reform, zu der ich mir nur Glück wünschen kann, und die ich Ihnen anrathe."

„Aber sie verstehen nichts. Wer kleidet sie an? Wer frisirt Marie?"

„Claudine. Sie ist geschickt, thätig und verständig; es ist merkwürdig, wie bildungsfähig dieses Mädchen ist."

„Und die andere? Was thut sie? Ich sehe sie seltener im Hause."

„Sie hütet meine Kühe, bereitet die Butter und Sahnekäse auf's Vollkommenste. Sie hat die Wäsche zu überwachen, besorgt das Leinenzeug, und bewahrt das Obst auf. Ihr sind alle meine Schlüssel anvertraut. Sie ist bei weitem nicht so anstellig, weniger geschickt mit ihren Händen, und weniger hurtig als Claudine; aber eine ausgezeichnete Person: klug, ordentlich, arbeitsam, sanft und treu; sie ist mir sehr nothwendig geworden; sie ist ein wahrhaftiger Fund, den mein Sohn für mein Haus gemacht hat."

„Ah, Wilhelm hat sie Ihnen verschafft? Er hat sie auf ihr hübsches Gesicht genommen, und dieß zeigt, daß er sich darauf versteht."

„Meine Liebe, Wilhelm ist zu gut erzogen, und achtet sich zu sehr, um für diese armen Geschöpfe Augen zu haben."

„So viel Vertrauen hatten Sie auf Seinen Herrn Vater nicht; denn ich erinnere mich noch wohl, daß ich Sie eines Tages, hier, ehemals, ganz in Thränen aufgelöset traf, als sie eben die Bonne . . . die Amme ihres Sohnes, wie ich glaube, aus dem Dienste gethan hatten, weil Sie meinten, Herr von Boussac finde sie zu schön."

„Sie rufen mir eine meiner alten Sünden in's Gedächtniß zurück, und dieß ist grausam von Ihnen. Die arme Amme war, wie ich glaube, sehr unschuldig. Sie war ein wenig langsam, etwas stolz und eigensinnig; oft ging mir die Geduld aus. Damals rollte mein Blut in den Adern noch feuriger als jetzt. Herr von Boussac, nachsichtiger und besser als ich, gab mir immer unrecht, wenn ich sie auszankte. Eines Tages ärgerte ich mich darüber. Ich machte ihr ungerechte Vorwürfe. Zur Herstellung des Friedens beschloß er die Entfernung der armen Tula, für mich eine große Strafe; denn nie wieder bekam ich eine meinem Sohne und mir so ergebene Dienerin. Allein sie besaß einen unsinnigen Hochmuthsdünkel. Ich weiß nicht, durch welches Lackeiengeschwätz ihr hinterbracht wurde, daß ich auf sie eifer-

süchtig wäre, und nie wollte sie wieder in meine Dienste treten, welche Anerbietungen ich ihr auch machen ließ. Ein solcher Stolz beleidigte mich ein wenig; dann starb mein armer Mann; meine Vermögensanstände und mein Aufenthalt in Paris zur Erziehung Wilhelms, machten mich diese Frau vergessen, als vor achtzehn Monaten nach meiner neuen und dauernden Heimkehr in dieser Gegend, Wilhelm mir die Nachricht ihres Todes, und zugleich aus einem Dorfe, wohin er zufällig auf einem Ausfluge gerieth, diese Waise brachte, diese Johanna, Tula's Tochter, folglich Wilhelms Milchschwester."

„Ah! die Tochter von . . . der Amme? ist sie die Tochter der Amme, diese Blonde? Ich habe sie ganz klein bei Ihnen gesehen."

„Sie hat viele Manieren und selbst Manieren von ihrer Mutter; sie ist aber unendlich geduldiger und sanfter. Im ersten Momente machte der Anblick dieses Mädchens einen peinlichen Eindruck auf mich. Es erinnerte mich an einen häuslichen Kummer, und vielleicht an begangenes Unrecht. Ich hätte gewünscht, ihr Gutes zu thun, und sie wieder in ihr Dorf zu schicken. Allein gerade nach der Rückkehr von diesem Ausfluge, fiel Wilhelm in eine tödtliche Krankheit; sechs Wochen lang schwebte er zwischen Leben und Tod, und Johanna pflegte ihn mit solcher Hingebung, daß ich sie darnach aus Dankbarkeit behielt."

„Man hat gesagt, daß er von einem Bauer einen Steinwurf an den Kopf bekommen habe. Geschah dieß wegen ihr?"

„Das ist nicht wahr; denn er hat es immer verneint, und Johanna nichts dergleichen gesehen. Sie wissen doch, daß Wilhelm in Folge eines Brandes, wobei er mit Anstrengung mitwirkte, um eine vom Blitze getroffene armselige Hütte zu retten, jene schreckliche Gehirnentzündung bekam?“

„Wie sollte ich dieß vergessen haben? Sie haben mir es damals geschrieben. Uebrigens gereicht dieß Wilhelm zu sehr zur Ehre, um es zu vergessen.“

„Hab' ich Ihnen die Einzelnheiten dieses Abenteuers geschrieben? Daß diese Hütte gerade der armen Tula gehörte, die eben gestorben war? Und daß Wilhelm, in einer Art edler Aufwallung von Barmherzigkeit, Johanna angenommen, die am nämlichen Tage ihre Mutter und ihr ganzes ärmliches Habe verloren hatte? So geschah's, daß er sie kennen lernte und mir brachte.“

„Aber dieß ist ja ein ganzer Roman, meine Freundin?“

„Ein sehr einfacher Roman, der hiermit endet. Die Heldin besorgt meine Hühner und die Milchkammer.“

„Und Wilhelm?“

„Nun, was soll's mit Wilhelm?“

„Hat er keinen Roman darüber geschrieben?“

„Er hat eine hübsche Romanze gedichtet; aber Johanna verstand nicht das Geringste davon, und konnte sie auch nicht singen. . . Uebrigens ist sie, für eine Bäuerin, sehr gefühlvoll, und kann den Namen ihrer Mutter nicht nennen hören, ohne zu weinen.“

„Ah! Sie hat ein gefühlvolles Herz? . . . Ist Wilhelm . . ."

„Was fragen Sie?"

„Nichts. Aber sagen Sie mir doch, warum ließen Sie denn Wilhelm, nach allem dem, so lange Zeit reisen?" —

„Ah! Sie wissen ja, wie langsam es mit seiner Genesung ging. Eine tiefe Schwermuth bemächtigte sich seiner, und erfüllte mich mit peinlichen Befürchtungen für die Zukunft."

„Haben Sie die Ursache dieser Schwermuth nie erfahren können?"

„Es war keine andere Ursache, glauben Sie meinem Worte, als ein krankhafter Zustand, eine Art Nachwehen des Gehirnes. Ich besitze das ganze Vertrauen meines Sohnes; er hat mir nie etwas bemäntelt oder verhehlt. Fortwährend behauptete er, wie ich Ihnen geschrieben, daß er keine moralische Ursache seines Trübsinnes kenne. Die Aerzte haben Zerstreuung, Reisen, angerathen. Er fühlte selbst das Bedürfniß davon, und brachte kaum zwei Monate mit unserm guten Freunde Sir Arthur Harley in Italien zu, als ihm auch schon Kraft, Appetit, Frohsinn und die ganze Frische seiner Jugend zurückkehrten. Sir Arthur schrieb mir, wie auch mein Sohn, alle Wochen, und bemerkt, vom letzten Orte aus, daß ich mich selbst davon überzeugen werde."

„Wilhelm war ein allerliebster junger Mann," erwiederte Frau von Charmois, die plötzlich nachdenkend

geworden war; „ich kann es kaum erwarten, ihn wieder zu sehen."

„Aber sagen Sie mir doch, meine Liebe, ist dieser gute Herr Harley, Ihr Engländer, wirklich so reich, als man sagt?"

„Nicht sehr reich für einen Engländer, der reiset; allein er hat doch ein Vermögen von einer Million." —

„Ei, das ist sehr hübsch! . . . Meinen Sie nicht, daß dieß eine artige Parthie für Marie wäre?"

„Ihr Köpfchen wimmelt von Heirathsprojekten und Glücksplänen! Nun denn, ich versichere Ihnen, daß ich niemals daran gedacht habe."

„Und in welcher Beziehung sollte dieß unmöglich seyn? Finden Sie meinen Einfall, den ich Ihnen mittheile, nicht gut?"

„Wenigstens sehr unwahrscheinlich. Ist insbesondere das Recht der Erstgeburt wieder hergestellt, so wird Marie kaum zwei- bis dreitausend Livres Renten bekommen. Dazu paßt kein Millionär, wie Sie sehen, und mein Bestreben für sie ist viel bescheidener."

„Bah! sie ist hübsch, und Ihr Engländer, so viel ich mich erinnere, ein Philosoph, ein Original. Ein wenig Gewandtheit, ein wenig Gefallsucht, und Marie könnte ihm leicht den Kopf verdrehen."

„Marie wird diese Gefallsucht nicht haben, und ich ihr sie auch nicht anrathen. Wir sind nicht gewandt, meine Schönste, wir sind stolz!"

„Lauter Thorheit! Mit einer Million Vermögen würden Sie noch viel stolzer seyn."

„Sprechen Sie nie solche Ansichten vor meiner Tochter aus, ich bitte Sie darum! Ich hoffe, Sie werden auch vor der Ihrigen nicht so sprechen."

„Ein Mädchen, das man den Gebrauch seiner schönen Augen und seines süßen Lächelns, um einen Mann zu fesseln, erst lehren müßte, wäre ein sehr dummes Mädchen. Die jungen Leutchen kommen schon selbst auf dieß Alles, ohne alle Anweisung."

„Marie wird den guten Verstand haben, dumm zu seyn. Sie ist ganz Kind, sehr einfach, und ohne mindesten Ehrgeiz."

„Dieß hindert nicht, zu bemerken, daß Herr Harley ein sehr schöner Mann, daß er noch jung ist . . . wenigstens wie es mir scheint. Wie alt ist er?"

„Etwa dreißig Jahre."

„O weh! Ich sähe es lieber, er zählte vierzig. Wäre er fünfzig Jahre alt, so ginge es ganz gewiß. Die Männer von fünfzig Jahren lieben mehr, als jene von dreißig, die jungen Mädchen. Freilich, wenn sie Verstand haben, sind sie mißtrauischer. Einem Manne von dreißig Jahren könnte man leicht weiß machen, daß eine von unsern Töchtern sterbensverliebt in ihn sey, und daran liegt Alles, glauben Sie mir. Die Männer heirathen nur aus Eigenliebe, sey's einen großen Namen, ein großes Vermögen, oder eine große Schönheit. Und ist keine ansehnliche Aussteuer dabei,

so ist es gut, wenn eine große Liebe mitgebracht wird. Dieß schmeichelt ihnen, und sie greifen zu, um den Liebestod eines jungen Mädchens zu verhindern."

Frau von Boussac, obwohl eine gute und würdige Dame, begieng Fehler vorzüglich aus Schwäche des Charakters, und ihre guten Grundsätze entsprachen nicht genügend ihren guten Neigungen. Das Kaiserreich hatte sie weit weniger verderbt, als Frau von Charmois; aber es hatte aus ihr, wie aus allen Frauen, die eine Art Rolle darin gespielt haben, ein verhätscheltes Kind, eine leichtsinnige Person gemacht, eine Sclavin aller Bedürfnisse des Luxus und der Eitelkeit, welche die altväterische Lebensweise der Restauration nicht gründlich bessern konnte. Wilhelm glaubte seiner Mutter mehr, als sie es verdiente. Er nahm ihre klugen Worte und ihre vornehme Haltung buchstäblich. Er wußte nicht, wie sehr sie im Grunde ihres Herzens jenen Verlust ihrer Stellung bedauerte, den sie mit so stolzer Ruhe zu tragen schien.

Frau von Boussac war nicht ränkesüchtig, aber sie nahm an dem ränkesüchtigen Charakter der Charmois kein so großes Aergerniß, als es hätte seyn sollen. Nie hatte sie etwas Niedriges oder Böses ausgehegt; aber anstatt über solche Laster an Andern sich zu entrüsten, ergötzte sie sich daran, wenn sie dieselben mit Geist und lustiger Keckheit umgeben sah. Unbedenklich hätte sie sich zu einer Intrigue herbeigelassen, ganz bereit, wie alle schwachen Personen, im Falle des Miß-

lingens, sich ein Verdienst daraus zu machen, daß sie nicht mit Entschlossenheit daran Theil genommen habe, und selbst die Erfinder der Intrigue ganz sachte zu verspotten und zu verdammen; aber doch fähig, sie dankbar zu bewundern, wenn der lustige Streich, ohne den Anschein ihrer Mitwirkung, einen für sie vortheilhaften Ausgang genommen hätte.

Die Ruchlosigkeit der dicken Charmois empörte sie nicht wirklich. Sie zog es vor, darüber zu lachen, und stellte sich, als ob sie an dem glücklichen Erfolge zweifle, um sich ihn noch besser erklären zu lassen. Ehrbar, und zugleich die Freundin einer solchen Frau bleiben, hieß ein solches Benehmen nicht gewissermassen auf seinen eigenen Werth verzichten? Aber die Charmois, schlauer als sie, wollte sie über diesen Punkt nur ausholen, um zu erfahren, ob sie Absichten für ihre Tochter habe, indem sie, als eine kluge Frau, dachte, daß für sie Sir Arthur ein besserer Schwiegersohn seyn könnte, als Wilhelm von Bouffac, den sie bereits aufzugeben angefangen hatte.

Eilftes Kapitel.

Der Aprilfisch. *)

So weit war die Unterhaltung gediehen, als vor der Thüre ein Murmeln und Flüstern, und unterdrücktes Lachen sich vernehmen ließ, und die beiden Fräulein, deren Schicksal man eben prophezeiht hatte, eintraten, ohne eine Ahnung von den für sie von ihren Müttern gebauten Luftschlössern. Ungeachtet der von diesen Damen auf Rechnung ihrer Töchter gegenseitig gewechselten Lobsprüche, war weder die eine, noch die andere, von bemerkenswerther Schönheit. Elvire von Charmois war eine beleibte, ziemlich gut gebaute Person, frisch und von gesuchtem Anzuge, Dank den sorgfältigen Bestrebungen ihrer Mutter, welche sie immer unter den Waffen und bereit hielt, vor Heirathslustigen die Musterung zu passiren. Wie sehr aber auch Frau von Charmois ihre Einbildungskraft anstrengte, um einer traurigen Wirklichkeit zu entgehen, so glich doch Elvire dem Herrn von Charmois auf eine sie zur Verzweiflung bringende Weise. Sie besaß seinen trägen und alltäglichen Geist, und selbst ihre Physiognomie schien

---

*) Le poisson d'Avril; mit demselben Begriffe, welchen die Deutschen mit „Aprilnarr“ verbinden.

D. Ueb.

die ganze üble Laune geerbt zu haben, welche der eine Urheber ihres Daseyns dem andern veranlaßt hatte.

Marie von Boussac war weniger frisch und weniger gut gewachsen, als ihre Gefährtin; doch ohne hübsch zu seyn, war sie unendlich angenehm. Blaß, etwas mager, die Taille ein wenig schmächtig und vorgeneigt; das Kinn ein wenig lang, hatte sie nichts wahrhaft Schönes, als die Augen und die Haare; aber der Ausdruck ihrer Züge war so rein und so interessant, ihr Blick und ihr Lächeln zeugten von einer so gefühlvollen und edelmüthigen Seele, daß es unmöglich war, sie anzuschauen, und einige Augenblicke mit ihr zu sprechen, ohne sie allerliebst zu finden, und ihre Achtung und große Zuneigung zu wünschen.

Obgleich oft eine Träumerin, war sie in diesem Augenblicke sehr lustig, wie auch ihre Begleiterin, die gelangweilte und schwerfällige Elvire, als sie in den Salon traten.

„Mama," sagte Marie, indem sie sich alle Mühe gab, mit ruhigem und ungezwungenem Tone zu sprechen, aber ohne lügen zu können, selbst nicht im Scherze: „Hier sind zwei Damen aus der Stadt, welche Dich bitten, sie ihrer neuen Unterpräfektin vorzustellen." Und sogleich erschienen zwei Damen, von denen die erste so keck sich näherte, und auf eine so lächerliche Weise sich verneigte, daß die beiden Fräulein, ungeachtet ihrer Anstrengung zur Fortsetzung des Scherzes, in ein schallendes Gelächter ausbrachen.

Ein Augenblick war für Frau von Boussac hinreichend gewesen, um den äußern Anstand der in ein Fräulein verkleideten Claudine zu erkennen. Aber die dicke Charmois, mit ihrem kurzen Gesichte, mit den Zügen der Zofe noch nicht vertraut, erhob sich, sehr unzufrieden mit der Ungezogenheit, womit die beiden Fräulein, und namentlich ihre Tochter, eine ihrer Administrirten empfingen. Sie beruhigte sich erst, als sie Frau von Boussac lachend sagen hörte:

„Du bist entzückend, Claudine; Du siehst aus, wie eine Herzogin! . . .

„Des Kaiserreiches!“ fügte die Charmois bei, indem sie wieder Platz nahm . . . Was war denn die Ursache Eurer lärmenden Fröhlichkeit, meine Fräulein?“

„Meine Damen, heute ist der erste April!“ rief Marie von Boussac aus. „Wir haben den Aprilfisch aufgetragen. Dieß war unsere Pflicht . . . und unser Recht!“

„Es ist Euch verziehen meine Kinder,“ erwiederte Frau von Boussac. „Frau von Charmois wurde erwischt; sie hat eine Verneigung gemacht; aber ich glaube, daß ich es auch bin; denn ich kenne die andere Dame durchaus nicht, die sich da unten versteckt, ohne es zu wagen, ihre Nase zu zeigen. Nur herein, Madame, damit man sie ansehe!“

„So geh her, Du,“ rief Claudine . . . siehst ja wohl, daß die gnädige Frau ein Vergnügen d'ran hat, und daß sie sich gar nicht darüber ärgert.“

„Ich bitte Sie sehr um Vergebung, meine Pathe," sagte Johanna, schüchtern herankommend . . . „Ich hätte mir's niemals von selbst erlaubt . . . aber Fräulein Marie wollte uns durchaus aufputzen."

„Wie, dieß ist Johanna?" sagte Frau von Boussac; „ich wußte wohl, daß nur sie es sehn konnte, und dennoch erkannte ich sie nicht. Ah; wie so sehr gut sie aussieht!"

„Johanna ist die da? nicht möglich!" verwunderte sich Frau von Charmois. „Wer hat sie denn so gut angekleidet? Es ist unglaublich, wie gut sie aussieht!"

„Ich habe mir alle Mühe gegeben," erwiederte Fräulein von Boussac. „Ich hoffe, daß es mir gelungen ist."

„Ah, ja, Sie haben viel Zeit darauf verwendet, Fräulein!" sagte Johanna, die sich zu dieser Vermummung geduldig herbeigelassen hatte. „Nun, es hat Sie unterhalten, und es macht mir Vergnügen, wenn ich Sie ein wenig zum Lachen bringen kann. Da nun der Scherz vorüber ist, so will ich Ihre schönen Kleider ausziehen, nicht wahr?"

„Nein, nein, noch nicht, Johanna! o meine liebe Johanna, ich bitte Dich, bleib noch ein wenig so. Ei, Mama, sehen Sie dieses Gesicht! Ich wette, daß Sie wünschten, es mir statt desjenigen gegeben zu haben, das ich trage?"

„Ah, Fräulein, Sie sagen dieß, um zu lachen," erwiederte auf die treuherzigste Weise von der Welt Jo-

hanna, die ihre liebe junge Gebieterin für die schönste ihres Geschlechtes hielt.

„Ist dieß ein Kleid von Dir, Elvire? fragte Frau von Charmois ihre Tochter, indem sie Johanna durch ihre Lorgnette betrachtete.

„Ja, Mama, die Kleider Mariens passen Claudinen, und die meinigen der Johanna, welche meine Taille hat."

„Das preßt mich teufelmäßig zusammen," sagte Claudine, sich im Spiegel wohlgefällig beschauend. „Aber das thut nichts! Wär' ich nur alle Sonntage so herausgeputzt."

Claudine hatte sehr Unrecht. Sie war eine sehr angenehme Bäuerin und ein sehr ungeschlachtes Fräulein. Ihre weiße Haube paßte sehr gut zu ihrem rundlichen Gesichte, und ihr kurzes Kleid zu ihrem hübschen Beine; aber das lange Damenkleid verhüllte alle ihre Vorzüge, und ihre krausen, weit in die Stirne hineinreichenden Haare, gehorchten schlecht dem glatten und weichen Kopfputze, welchen die Damen jener Zeit den schönen Engländerinnen abgeborgt hatten. Ihre Manieren eines ungezwungenen Landmädchens, hatten etwas anmuthig Komisches, dem das himmelblaue Kleid der romantischen Marie den Anschein des Auffallenden und selbst des Schamwidrigen verlieh. Kurz, die gute Claudine, deren üppigen und hübschen Formen es in der Freiheit ihrer Bewegungen nicht an Reiz gebrach, sah in diesem Augenblicke aus wie ein kleiner schlimmer, als Frauenzimmer verkleideter Junge.

Ihr gegenüber bot Johanna einen völligen Abstand. Sie war als Fräulein so schön, wie als Landmädchen; ihre kräftigen Formen hatten nichts Männliches, Dank ihrem friedlichen und keuschen Gemüthe, das ihr immer einen ernsten und gesetzten Anstand bewahrte. Ihre Gesichtsfarbe von Lilien und Rosen (dieses alte Gleichniß galt für sie zu jeder Jahreszeit, und weder die Sonne noch die Sommerhitze konnte darüber triumphiren) schien noch reiner nnd weißer zu seyn, als das weiße Kleid und die Spitzenkrause; ihre glänzenden Haare, bisher durch die Haube immer den Blicken entzogen, schmiegten sich unter dem Kamme dem auserlesenen Geschmacke des Fräuleins von Bouffac an, und umquollen in goldenen Locken ihren wunderschönen Kopf. Ihre musterhaft geformten Hände bedurften keines anderen Hautverschönerungsmittels, als ihrer täglichen Beschäftigung mit der Milch, um wunderbar weiß und geschmeidig zu werden. Nur ihr Fuß verrieth ihren Stand; sie hatte den Fuß einer griechischen Statue; gewohnt in der Kindheit nackt über die Heiden zu wandeln, war er zu schön und zu natürlich, um sich in den engen und spitzigen Schuhen behaglich zu fühlen, mittelst deren sich die Damen Füße ankünsteln, die einem menschlichen Körper gar nicht anzugehören scheinen.

„Ich gestehe," sagte Fräulein von Bouffac, sie betrachtend, „daß ich nie etwas so schönes gesehen habe, wie Dich, meine arme Johanna. Wärest Du vom Himmel zur Kaiserin erschaffen worden, er hätte es nicht

besser thun können." — „Nun, Mama," fügte sie bei, „wollen wir in den Garten spazieren gehen. Die Stadtleute, welche uns von weitem sehen, werden unsere zwei Verkleideten für aus Paris gekommene Fräulein halten. Das Gerücht wird sich schnell verbreiten, daß die Frau Unterpräfektin drei Töchter hat, und morgen, wenn sie nur noch eine sehen, werden sie auf dem Lande seyn, um zu erfahren, was aus den beiden andern geworden ist. So wird die ganze Stadt Bouffac den Aprilfisch kosten."

„Meine Damen, keinen Scherz, bei dem ich betheiligt wäre, ich bitte Sie darum," sagte Frau von Charmois. „In meiner Stellung kann ich mir nicht erlauben, mit meinen Administrirten zu lachen. Dieß wäre schlechter Ton, und würde sie mit mir auf einen Fuß der Vertraulichkeit setzen, der mir keineswegs angenehm wäre."

„Und dann könnte sie es verdrießen," versetzte Frau von Bouffac, „wenn es schiene, daß man sich über sie lustig mache, und sie rücksichtslos behandle, und die Bewohner kleiner Städte sind erstaunlich empfindlich. Also, Marie, treib die Sache nicht weiter, mein Kind!"

„Das ist wahr," erwiederte Marie sanft. „Nun denn Mama, wir verzichten sogleich darauf."

„Ah schön! So ist nun unsere ganze Unterhaltung aus!" sagte Elvire, indem sie plötzlich ihr sauertöpfisches Gesicht wieder schnitt, „das war wohl der Mühe werth, so viel Zeit auf das Ankleiden zu verwenden.

Mama, Sie sind aber immer so. Sie wollen nie, daß man sich unterhalte! Würden Sie nichts gesagt haben, so hätte Frau von Boussac nicht daran gedacht, es uns zu verbieten."

„Aber wenn man Dir sagt, meine Tochter, daß dieß Anstoß, und von vorne herein üble Meinungen von uns erregen könnte!"

„Ein gewaltiges Unglück, dummen Menschen Anstoß zu geben!" erwiederte Elvire, die ganz roth vor Aerger war, obwohl ihr gedehnter Ton keine große und wirkliche Heftigkeit verrieth.

Frau von Charmois wollte antworten, und der Streit hätte sobald nicht geendet, als Cadet eintrat, welcher Wachslichter brachte. Der Sohn des Sacristans Leonhard war kürzlich, bei der Aushebung ländlicher Diener, welche Frau von Boussac aus Ersparungsgründen statt ihres Parisergesindes aufnahm, in ihre Dienste getreten. Johanna, von ihrer Pathe befragt, hatte Cadet als einen guten Menschen, als einen Burschen, der überall hin zu brauchen seh, wie man zu sagen pflegt, bezeichnet. Cadet war seelenvergnügt, in der Nähe Claudinens zu leben, seiner Gefährtin seit der ersten Communion (bei den Bauern knüpft das Miteinandergehen in die Kinderlehre ein unvergeßliches Band), und Johanna's seiner wohlwollenden Gespielin und Lehrmeisterin in der Kunst des Thierweidens.

Er war ein wenig taub, ein wenig ungeschickt, zer-

brach viel, machte tausend Verwechslungen, wenn man ihm Aufträge zu vollziehen gab, und hatte sich während sechs Monate noch nicht bis zur Einsicht der Symetrie eines Nachtisches emporschwingen können. Da er übrigens arbeitsam, nüchtern, redlich und gutwillig war, verzieh man ihm alle seine dummen Streiche, und die Herrin von Boussac pflegte darüber mit Marie zu lachen, welche ihn beschützte, weil sich Johanna immer zu seinen Gunsten verwendete. Claudine dagegen machte sich ein Geschäft daraus, ihm gegenüber zu nörgeln, zu zanken, und nachzuspotten, was ihn, weit entfernt ihn zu beleidigen, entzückte; dennoch wäre das boshafte Mädchen trostlos gewesen, einen Kameraden zu verlieren, der ihren lustigen Humor mit willfähriger Albernheit und unerschütterlicher Leichtgläubigkeit nährte.

Cadet war in den Scherz mit dem Aprilfische nicht eingeweiht. Als er undeutlich zwei Damen mehr in der Tiefe erblickte, schlug er, nach seiner Gewohnheit, bescheiden die Augen nieder, stellte die Lichter hin, schürte das Feuer, schloß die Fensterläden, und ging wieder fort, ohne das Kichern Claudinens und des Fräuleins Elvire zu bemerken, die nun laut auflachten, während Johanna und Marie ganz ernst blieben.

Gleich darnach trat Marsillat ein, und Frau von Boussac, die ihn als Hausfreund behandelte, erlaubte stillschweigend, daß Marie die beiden falschen Fräulein da lassen durfte, um es auf ihn abzusehen. Aus Besorgniß vor dem raschen und durchdringenden Blicke

Leon's, schob Marie die Zofen in die Vertiefung eines Fensters, und setzte sich mit Elviren an einen Arbeitstisch vor sie hin.

Leon Marsillat war seit der Krankheit Wilhelms im Schlosse Boussac sehr willkommen. Damals hatte er große Theilnahme an diesem jungen Manne gezeigt, mit freundschaftlicher Hingebung ihm Gesellschaft geleistet, und während seiner Genesung zwei oder dreimal täglich vorgelesen, ohne durch die unempfängliche Kälte überdrüssig zu werden, womit der Kranke seinen Bemühungen vergalt. Als Wilhelm sich wieder genügend erholte, um seine Dankbarkeit oder sein Mißfallen zu bezeigen, gewahrten Frau und Fräulein von Boussac mit Erstaunen, daß er sich gegen Marsillat immer kälter und gezwungener benahm.

Nie hatte er verbindliche Worte an ihn gerichtet, vielmehr für seine Hingebung in den anerkennendsten Ausdrücken, aber mit eisigem Tone, gedankt. Dann schien er ihm auszuweichen, und eine Geberde der Ungeduld und des Mißvergnügens schwer zu verhehlen, wenn er ihn in den Hof treten und in das Haus gehen sah; sehr oft eilte er in sein Zimmer, verschloß sich darin, stellte sich, als ob er schliefe, und gab keine Antwort, wenn Leon sachte anklopfte, obwohl Claudine, die alles erlauschte oder errieth, ihn durch das Schlüsselloch lesend, oder auf seinem Balkone nachsinnend erblickte.

Dem Marsillat war diese ihm wenig wohlwollende

Stimmung keineswegs entgangen; er hatte sie jedoch nicht beachtet, indem er sie nicht zu bemerken schien, ein Benehmen, wozu ihn die Verdoppelung der rücksichtsvollen, zuvorkommenden, und herzlichen Begegnung der Frau von Boussac bewog. Die arme Mutter, ohne Argwohn hinsichtlich der Beweggründe dieses Widerwillens, hatte dem krankhaften Zustande des Gehirnes ihres Sohnes diese Art von Undankbarkeit zugeschrieben, wegen der sie ihn zu entschuldigen sich bemühte, ohne es jedoch zu wagen, sie offen zu mißbilligen, da die Aerzte streng anordneten, jede Aufreizung, und alles dem Kranken Widerwärtige zu vermeiden.

Erst als Wilhelm außer Gefahr war, ließ Frau von Boussac Marie aus dem Kloster kommen, in der Hoffnung, daß die Gesellschaft einer geliebten Schwester die Schwermuth des jungen Mannes verscheuchen würde. Aber nach einigen Tagen der Herzlichkeit, zeigte sich Wilhelm reizbarer, wunderlicher und niedergeschlagener, als früher. Nun wurde beschlossen, ihn nach Marseille zu schicken; dort sollte er Sir Arthur treffen, der nach Italien reisete, und in seinen Briefen inständig und mit der aufrichtigsten Zuneigung bat, ihm die Zerstreuung und überwachende Pflege seines jungen Freundes anzu vertrauen. Marsillat's Anerbieten, diesen nach Marseille zu begleiten, hatte Wilhelm dießmal mit einem Eifer angenommen, den man für das erste Zeichen seiner glücklichen physischen und moralischen Genesung hielt.

Von Marseille begab sich Leon zu seiner Einweisung nach Gueret, wo er einige Jahre lang als Advokat wirken wollte, auf einem seines Talentes würdigeren Schauplatze, als in Boussac, dieser unbekannten Kampfbahn seiner ersten und ruhmvollen Proben. Er kam jedoch oft nach Boussac, um seine Familie und seine Jugendfreunde zu sehen, und einen Blick auf seine Besitzungen zu werfen. Immer besuchte er fleißig das Schloß Boussac. Er war der gefällige und uneigennützige Rathgeber der Familie, die er geschickt durch ihre Vermögensverlegenheiten steuerte; mit einem Worte, er hatte sich nothwendig gemacht, weßwegen ihm auch die Schloßherrin seine geringe Ehrfurcht und Liebe für einen Thron und eine Religion verzieh, denen doch die Dame des Kaiserreiches, im Grunde ihres Herzens selbst, nur wegen der Form und des Namens, den sie führte, zugethan war. Da sie nicht viel mehr besaß, um auf dem Lande hervorzuragen, als ihren Namen, welchen man ihr höher anschlug, als unter dem Kaiserreiche, konnte sie nur dadurch wieder der Restauration sich anschließen.

Die Herrin von Boussac empfing also den liberalen Advokaten mit seinen Voltaire'schen Ansichten sehr herzlich, und Fräulein von Boussac, dem Wohlgefallen ihrer Mutter lauschend, mit aufrichtiger Huld, welcher sie noch eine fröhliche Färbung zu geben suchte, überzeugt, daß die tiefe Seite ihres Charakters der Ironie Marsillat's eine Blöße geben würde, und weil sie zu

wenig Vertrauen zu ihm fühlte, um über irgend einen Gegenstand ein ernstes Gespräch mit ihm führen zu mögen. Marie war einem Manne gegenüber auf ihrer Hut, den ihr Bruder nicht geliebt zu haben schien, und den sie als einen Zweifler kannte, ohne zu wissen, daß er verderbt war. Man sah im Schlosse darüber weg, und den Namen „Lüstling" spricht man ohnehin vor Fräulein nicht aus.

„Gnädige Frau," sagte Marsillat zur Schloßherrin, „ich kündige Ihnen einen Besuch an. Nicht weit von hier hab' ich einen großen Wagen voll ernsthafter Personen getroffen, die ich nicht kenne, und von denen ich wiederholt gefragt wurde, ob Sie zu Hause seien."

„Ein großer Wagen . . . ernsthafte Personen . . ." rief Frau von Charmois aus, indem sie einen raschen Blick auf den Anzug ihrer Tochter warf.

„Und die Sie nicht kennen?" fügte Frau von Boussac bei. „Dieß befremdet mich sehr, da Sie alle Leute in der Gegend kennen, Herr Leon."

„Merken Sie denn nicht, daß dieß ein Aprilfisch ist?" sagte Fräulein von Boussac lächelnd.

„Ah, Fräulein Marie," erwiederte Marsillat, „gegen Sie würde ich mir niemals erlauben . . . was Sie, mir zur ausgezeichneten Ehre, gerade in diesem Augenblicke gegen mich sich erlauben."

„Wie so?"

„Erlauben Sie mir, dieser Dame mein Compliment zu machen," versetzte Marsillat, der Claudinens soune-

verbrannten Nacken unter ihren schlecht gebändigten, störrischen Haaren erkannte.

Er näherte sich der jungen Gruppe, und machte Claudinen mit komischem Ernste große Verbeugungen, aber ohne ihr in's Gesicht zu sehen; denn Johanna's Schönheit, und ihre natürlich edle und ruhige Haltung, fesselten seine ganze Aufmerksamkeit.

„Wie haben Sie es denn gemacht, um mich so schnell zu erkennen, da doch Cadet mich gar nicht erkannt hat?" rief Claudine aus, indem sie aufstand, und sich mit dem Fächer gewaltige Schläge auf die Brust gab.

„Mit welcher Anmuth sie den Fächer handhabt!" erwiederte Marsillat immer spottend, und kein Auge von Johanna abwendend; „man könnte sagen, sie sei von andalusischer Schönheit."

„Sind dieß Beleidigungen, die Sie mir da sagen, Herr Leon?" fragte Claudine, die von diesem ironischen Complimente nichts verstand.

Während man am Arbeitstische lustige Ausfälle wechselte, bemerkte Frau von Charmois, die nach bereits eilig gestellter Frage an Frau von Bouffac über Namen, Stand und Vermögen des Advokaten, Marsillat lorgnettirte, mit dem Luchsauge einer gebornen Polizeipräfektin, daß besagter Advokat, nach einem flüchtigen Blicke auf die beleibte Elvire, diese nicht mehr der mindesten Aufmerksamkeit gewürdiget hatte, und, immer mit Marie und Claudine sprechend, seine Augen gar nicht von der schönen Johanna abwendete. „Meine

Liebe," sagte sie zu Frau von Bouffac, „es ist Zeit, diesem Scherze ein Ende zu machen; Sie bekommen Besuch. Ich habe schon einen Wagen in den Hof rollen hören . . ."

„Ei nein, meine Liebe; das ist nur ein heimgekehrter Karren."

„Thut nichts! Schicken Sie diese Plaudertaschen fort. Ich bitte Sie darum, mir zu Liebe. Ein Besuch, der Sie in diesem Augenblicke überraschte, würde mich sehr verlegen machen. Und dann," fügte sie mit leiser Stimme bei, „haben Sie da auch eine viel zu schöne Magd; dieß thut unsern Töchtern Eintrag. Ich begreife nicht, wie Sie diese Johanna behalten mögen, da Sie eine Tochter verheirathen wollen. Ich sehe schon, daß Sie sich nicht darauf verstehen, und daß ich Sie leiten muß, damit Sie Ihre Tochter anständig unterbringen. Gehen Sie, Sie lachen über alles! Ich will diese eingeschmuggelten Fräulein in ihren Hühnerstall zurückschicken."

Die dicke Charmois stand auf; aber bevor sie noch einen Schritt machte, stürzte Cadet, ganz roth, ganz athemlos, ganz zerzauset, in den Salon, und schrie, als wollte er sich die Kinnlade verrenken:

„Gnädige Frau! Sie sind da! Sie sind da! Sie sind's! Sie sind's, auf mein Wort!"

„Mein Sohn!" rief Frau von Bouffac aus, den Sinn der Meldung nur durch die Eingebung mütterlicher Zärtlichkeit errathend.

Sie eilte mit Marie der Thüre zu, und plötzlich stürzte Wilhelm, Cadet seitwärts schleudernd, der, in seiner Freude den Kopf verlierend, der Freude des Sohnes in den Wurf kam, in die Arme seiner Mutter und seiner Schwester. Sir Arthur folgte ihm, mit glücklicher und ruhiger Miene seines Antheiles an den Umarmungen und Herzensergießungen der Familie gewärtig.

Zwölftes Kapitel.

Ein überspannter Edelmann.

„Ich hoffe mein Wort gelöset zu haben," sagte Sir Arthur zu den Damen von Boussac nach dem ersten Ausbruche ihres Wonnegefühles. „Ich bringe ihn eben so frisch, so liebenswürdig, aber kräftiger zurück, als vor seiner Krankheit."

In der That war Wilhelm ein vollendet schöner junger Mann geworden. Er hatte diesen Morgen seine Toilette ein wenig geordnet, um seiner Mutter Freude zu machen, indem er mit dem möglichst besten Aussehen erschien. Seine Augen leuchteten im Gefühle des reinen Glückes, das bei dem Gedanken beseelet, nach einer langen Abwesenheit wieder im Schooße seiner Familie zu seyn. Er hörte nicht auf, seine Mutter zu

umarmen, seiner Schwester zärtlich die Hand zu küßen, und Sir Arthur in seine Arme zu schließen, den er ihnen als seinen Retter, seinen besten Freund, seinen wahren Arzt vorstellte.

Den Damen von Charmois aufgeführt, wußte er die verbindlichsten Worte zu sagen, um seiner Mutter und seiner Schwester zu ihrer Ankunft Glück zu wünschen. Jedermann fand ihn liebenswürdig, und die dicke Unterpräfektin hätte ihn sogar minder hübsch gewünscht, da der Vortheil der Schönheit, nach ihrer Meinung, hinsichtlich der Glücksumstände, in der Wahl einer Frau bedenklicher mache.

Sir Arthur verschlang sie mit ihrer Lorgnette, und wurde nicht müde, sein schönes Gesicht, und sein vornehmes, stattliches Aussehen zu bewundern; sie dachte zunächst weniger daran, ihn zu ihrem Schwiegersohne zu machen, als an das eigene Bedauern, nicht erst höchstens zwanzig Jahre zu zählen.

Johanna und Claudine waren in ihrer Ecke stehen geblieben, und dachten gar nicht mehr an ihre Verkleidung. Die Eine entzückt von dem Anblicke dieser schönen, so hübsch gekleideten Herren, die Andere von der Freude ihrer Pathe gerührt, und besonders ihrer jungen Gebieterin, weder geneigt, sich sehen zu lassen, noch sich zu verbergen, nach alter Gewohnheit ihrer selbst vergessend. „Wie dieser große Herr so drollig spricht!“ sagte Claudine, betroffen über die sehr ausgeprägte englische Sprechweise Sir Arthur's. „Merkst du denn

nicht, daß er englisch spricht?" antwortete ihr mit einer Kennermiene Cadet, der sich ihr genähert hatte.

„Dieß ist also englisch?" versetzte Claudine. „Das versteht man ja ganz leicht."

„Dieser Herr ist ein Engländer?" fragte jetzt Johanna, und da ein eingewurzelter Widerwille und Abscheu gegen die Kinder von Albion in den Herzen unserer Bauern seit vier Jahrhunderten fortwuchert, erstaunte sie, daß er mehr einem Christen gleich sah, als einem Teufel.

„Fräulein Marie," sagte Marsillat, „ich bitte Sie inständig um Verzeihung wegen des Aprilfisches, den ich Ihnen durch die Meldung der ernsthaften unbekannten Personen aufgetischt habe."

„Ah, das ist Ihnen gerne verziehen," antwortete das junge Mädchen; „aber ich bewundere Ihre Schlauheit! Sie lügen wie gedruckt!"

„Herr Arthur ist daran Schuld. Er hatte mir dringend empfohlen, mich ja nicht zu verrathen; er wollte Sie gar zu gerne überraschen!"

„Ja, Miß Marie," sagte Sir Arthur mit seiner harmlosen Munterkeit und dem langsamen Sprechen. „Ich trug Ihnen seit einem früheren ersten April noch etwas nach, wo sie mir, damals noch ganz klein, in Ihrem Kloster tausend Mährchen erzählten, eines immer hübscher als das andere, wobei Sie mir bei jedem Worte unter die Nase lachten, was mich aber nicht abhielt, Ihnen zu glauben. Nun ist's an mir, Sie aufzuziehen!"

„Wissen Sie es so gewiß, Sir Arthur," sagte Marsillat mit einem Blicke der Verständigung auf Fräulein von Bouffac, „daß Fräulein Marie Ihnen keinen Aprilfisch mehr auftragen könnte?"

„Das ist unmöglich!" rief der Engländer aus. „Ich glaube ihr nicht mehr!"

In diesem Augenblicke näherte sich Wilhelm seiner Schwester, und erblickte Claudinen, ohne sie zu erkennen. Sie war erst lange nach seiner Abreise nach Italien in's Schloß gekommen, und er hatte sie in seinem ganzen Leben nur ein einziges Mal gesehen, an dem Tage, da er zu Toull-Sainte-Croix gewesen war. Die Verkleidung erschwerte bedeutend seine Erinnerung, und er konnte bei ihrem Anblicke nur denken: „Ich habe, ich weiß nicht wo, ein Gesicht gesehen, das diesem gleicht." Aber so wie er Johanna bemerkt hatte, fand er sie so schön, und in diese neue Tracht so gut sich schickend, daß er nicht glauben konnte, sie erscheine darin zum ersten Male. Den edlen Charakter seiner Pathe würdigend, vermuthete er, Frau von Bouffac habe sie der niedrigen Stellung einer Magd enthoben, um sie sich näher zu rücken, etwa als Gesellschaftsfräulein, und er fühlte sich von Freude und Schrecken ergriffen.

Er hatte sich vorbereitet, Johanna mit den Gefühlen väterlicher Beschützung wieder zu sehen. Da er sie weder auf seinem Gange durch den Hof, noch auf der Schloßtreppe traf, war er auf den Gedanken gerathen,

ob nicht etwa gar seine Mutter, die wohl noch bisweilen Anfällen von Zorn und launenhaften Vorurtheilen unterworfen war, Johanna zu ihren Schafen und zu ihrem Berge zurückgesendet habe. Nun fand er sie im Salon, in Fräuleinkleidern! Ohne Zweifel hatte man ihr eine Erziehung gegeben; er erwartete eine reine Sprache von ihren Lippen zu vernehmen. Ihr edles Gesicht, ihre keusche, würdevolle Haltung, paßten so ganz zu seinen Vermuthungen. Er ging auf sie zu, faßte ihre Hand, wollte mit ihr sprechen, zitterte, erblich und stotterte. Diese Hand war so weiß und so weich geworden; dieser Musselinärmel ließ einen so schönen Arm sehen, daß Wilhelm, verwirrt, und nicht mehr wissend, was er that, Johanna's Hand an seine Lippen drückte.

Das arme bestürzte Mädchen hielt die Verlegenheit ihres Pathen für Kaltsinn, und diese achtungsvolle, ungewohnte Liebkosung für Spott, durch ihre Verkleidung veranlaßt, wie die großen Kratzfüße, welche Marsillat Claudinen gemacht hatte. Ihre Augen füllten sich mit Thränen, und sie schlich sich schnell mit Claudine fort, um ihre Kleider einer Bäuerin wieder anzuziehen, und das Nachtessen für ihren Pathen zu bereiten.

Inzwischen hatten ihre Schönheit, Offenheit und natürliche Anmuth Sir Arthur lebhaft ergriffen. Ein so gutes Gedächtniß er auch besaß, konnte er sich's doch nicht erklären, warum dieses Engelsgesicht die Wirkung einer zweimaligen Erscheinung in seinem Leben auf ihn

machte. War sie ein Gebild seiner Träume? Oder die verkörperte Schöpfung seiner Phantasie? Glich sie insbesondere einer der Madonnen der Renaissance, die er in Florenz und Rom mit heiliger Liebe bewundert hatte?

„Wer ist diese junge Miß?“ fragte er Marsillat.

„Die englische Gouvernante des Fräuleins von Charmois,“ antwortete Marsillat unverlegen ganz laut, Marie zuwinkend, in den Spaß einzustimmen; „Miß Johanna; die andere ist Miß Claudie, die Gouvernante von Fräulein Marie.“

„Miß Johanna! Gouvernante!“ wiederholte der Engländer mit Staunen.

„Nun denn, Sir Arthur,“ sagte Marie lächelnd, „fürchten Sie noch immer irgend einen Aprilfisch? Man könnte ihnen wahrhaftig nicht „„guten Morgen!““ sagen, ohne daß Sie nicht auf Ihrer Hut wären.“

Sir Arthur hatte bereits mit grenzenlosem Vertrauen angebissen, und er freute sich sehr, endlich einmal, während des Nachtessens, nach Herzenslust englisch sprechen zu können.

Man beeilte sich, das Nachtmahl aufzutragen. Die beiden Reisenden hatten Hunger, und Sir Arthur blieb, ungeachtet der Bitten und Einwendungen der Familie, bei seinem unerschütterlichen Entschlusse, unmittelbar nach Tische abzureisen. Dringende, unverschiebliche Geschäfte, riefen ihn nach Orleans, wo er Besitzungen hatte. Seinem Befehle gemäß durften die Postillione

nicht ausspannen; aber er gab sein Ehrenwort, in acht Tagen wieder zu kommen.

Um die Tafel herum, auf welche die Speisen gestellt wurden, trieben sich Claudine und Cadet, jene ihn fortschiebend, leise auszankend, jeden Schritt anbefehlend, Geberden und Blicke bespöttelnd. Claudine, nun in dem Anzuge einer Bäuerin, fiel Sir Arthur eben so wenig auf, als früher in den Kleidern eines Fräuleins. Er schenkte ihr keine andere Aufmerksamkeit, als daß er ihr mit der ihm eigenthümlichen Gewohnheit, höflich zu sein, dankte, so oft er eine weibliche Hand, anstatt der dicken, braunen und schwieligen Tatzen des langweiligen Cadet, seinen Teller hurtig wechseln sah.

Wilhelm erkannte endlich Claudinen, und erinnerte sich, daß man ihm ihre Aufnahme in das Schloß in einer jener Nachschriften vertraulicher Briefe gemeldet habe, worin man die Einzelnheiten des häuslichen Lebens in Menge aufhäuft. „Claudine wurde also jetzt erst verkleidet?“ fragte er Marie, neben welcher er saß. „So ist's,“ antwortete sie. „Wir haben unsere Vermummung zum ersten April ausgeführt, ohne vorauszusehen, daß wir an diesem Tage noch zu glücklich sein würden, um nöthig zu haben, uns zu unterhalten.“

„Und Johanna war also auch verkleidet?“

„Allerdings. Hast Du sie nicht erkannt?“

„Nicht gar schnell!“ erwiederte Wilhelm nachsinnend.

„Geh doch! Du hast ihr mit aller Feierlichkeit die Hand geküßt. Wir glaubten, Du stehest uns bei, um Sir Arthur anzuführen."

„Ich dachte nicht daran," entgegnete Wilhelm.

„Ah, Du hast also Deine Zerstreutheit noch nicht abgelegt?"

Während dieses leisen Gespräches, hatte Frau von Charmois mit lauter und kreischender Stimme mit Sir Arthur über den Artikel „Heirath" angebunden.

„Es ist schon lange her," sagte sie, „daß ich die Ehre gehabt habe, Sie in Paris bei Frau von Boussac und bei den Frauen von Brosse und von Clairvaux zu treffen. Damals waren Sie nicht verheirathet; Sie waren noch unschlüssig, ob sie Besitzungen in Frankreich kaufen, oder nach England zurückkehren sollten, um daselbst Ihren bleibenden Aufenthalt zu nehmen; dieß war kurze Zeit vor der Rückkehr unserer vielgeliebten Prinzen, und obgleich Sie nicht Militär waren, betrachteten wir Sie doch als einen unserer Befreier. Nun sind Sie verheirathet, glaub' ich . . . oder Wittwer? Ich bitte um Vergebung, daß ich mich dessen nicht mehr genau erinnere."

Marsillat zuckte bei dem Worte „Befreier" unwillkürlich die Achseln, welches der Engländer sehr kalt hinnahm. Frau von Boussac, die List ihrer Freundin hinsichtlich der vermeintlichen Heirath Sir Arthur's merkend, stieß sie mit dem Knie, um sie zu erinnern, daß dieß sehr ungeschickt sei; allein die Charmois ließ sich

nicht irre machen, überzeugt, daß alle Mittel gut seien, um den Zweck zu erreichen.

„Also sie sind noch ledig?“ fuhr sie fort, als ihr der Engländer bemerkte, daß sein unstätes Leben seit drei Jahren mit Hymens Banden nicht wohl vereinbar gewesen sei. „Aber meinen Sie nicht, daß es Zeit wäre, daran zu denken, Sir Arthur? Sie sind noch in der Blüthe des Lebens. Hat man jedoch die Zahl von dreißig überschritten, so fängt man an, glauben Sie mir, ein alter Junggeselle zu werden.“

„Sie haben recht, gnädige Frau,“ antwortete Herr Harley; „man wird selbstsüchtig, nimmt Eigenheiten an, und wird jeden Tag weniger geeignet, eine Frau glücklich zu machen. Auch bin ich zu heirathen entschlossen, lieber früher, als später.“

„Das laß ich mir gefallen! Ich hegte immer eine üble Meinung von einem Manne, der nicht heirathet. Und Ihre Wahl ist ohne Zweifel schon getroffen?“

„Nein, noch nicht entschieden.“

„Ah, Sie sind noch unschlüssig?“

„Sehr unschlüssig,“ erwiederte der Engländer mit sehr bestimmtem Tone.

„Ich verstehe! Sie sind nicht ganz sicher, verliebt zu sein?“

„Ich bin nicht verliebt,“ sagte der Engländer, „aber ich könnte es wohl werden.“ Er blickte hier forschend um sich, als suchte er Jemand.

„Er ist ganz naiv und offenherzig,“ dachte die dicke

Charmois, „und es ist unterhaltend, ihn ein wenig zu drängen.“ — „Sie sehen sich um,“ sagte sie mit leiserer Stimme, während die jungen Leute unter sich von andern Dingen sprachen, „ob Niemand da sey, der Sie an den Gegenstand Ihrer Gedanken erinnert?“

„Meine Gedanken sind noch keine Erinnerungen, gnädige Frau,“ erwiederte Arthur lachend.

„Will er mir vielleicht den Hof machen?“ fragte sich die Unterpräfektin. „Wie Schade, daß ich nicht heirathen kann! Und diese Elvire, welche gerade in diesem Augenblicke das Maul hängt, anstatt ihre schönen Zähne sehen zu lassen! Wie dumm doch die jungen Mädchen sind!“ — „Ich bin der gewissen Meinung,“ nahm sie wieder das Wort, mit einer schmerzlichen Erinnerung an ihr geringes Vermögen, „daß Sie Ehrgeiz haben, Herr Harley?“

„Viel, gnädige Frau!“

„Sie sind wie alle reichen Männer unserer Zeit; Sie wollen noch reicher werden.“

„Oh, mein Ehrgeiz reicht viel weiter!“

„Wünschen Sie einen großen Namen?“

„Ich wünschte ihr einen lieblichen Namen, sehr leicht auszusprechen.“

„Sie spassen gerne, wie ich sehe. Ich rathe Ihnen, eine Frau von guter Geburt zu nehmen. Sie sind aus einer vornehmen, aber aus keiner berühmten Familie; wenn Sie in Frankreich auf einem gewissen beachtenswerthen Fuße leben wollen, müssen Sie mit einer Fa-

milie in Verwandtschaft treten, deren Name . . . ohne zu den ersten zu gehören, denn Sie können doch um keine Montmorency werben . . . wenigstens . . ."

„Damit begnügt sich mein Ehrgeiz nicht, gnädige Frau," unterbrach sie der Engländer, ohne aus der Fassung zu kommen.

„Ei, mein Gott, welchen Ehrgeiz haben Sie denn? Sie sind wohl unermeßlich reich?"

„Ich bin ein ehrlicher Mann, und möchte von meiner Frau geliebt und geachtet werden. Dieß ist mein Ehrgeiz."

„Ah, Sie schnurriger Mann! Aber Sie sind ganz allerliebst! Niemand kann mehr Geist haben, als Sie. Man sagt, nur die Franzosen hätten Geist; aber Sie haben so viel, daß Sie davon wieder verkaufen können, mein Lieber!"

„Sie sind gar zu gütig, gnädige Frau!"

„Sie sind gütig! Gewiß, Sie würden der angenehmste und vortrefflichste Ehemann auf Erden seyn. Heirathen Sie! Wahrhaftig! Sie wünschen nur geliebt zu werden; Sie verdienen zu sehr, es zu werden, als daß eine Ihrer würdige Frau nicht leicht zu finden wäre."

„Das ist schwieriger, als Sie glauben, gnädige Frau. Eine Dame, würdig geliebt zu werden, und fähig, ehrlich und treu zu lieben, ist ein seltener Fund in Frankreich, wo die Damen so viel Geist haben."

„Nein, Sie täuschen sich! Ich kenne Damen, die

noch mehr Herz als Geist haben, und werde es Ihnen beweisen, wenn Sie in acht Tagen wieder kommen."

„In acht Tagen! Das ist sehr lang," sagte der Engländer mit einer merkwürdigen Ruhe.

„Ah, wie haben Sie Eile! Es scheint, die Reise in Italien hat Sie nicht befriediget, und Sie hoffen bei uns einen besseren Fund zu machen. Gehen Sie! Ich hoffe, Sie werden wohl acht Tage lang warten. Ich bin eine gute Rathgeberin; ich kenne das menschliche Herz, und interessire mich für Sie . . . wahrhaftig, wie für meinen Sohn."

„Sie sind sehr gütig," wiederholte der Engländer, mit einem unmerkbaren spöttischen Lächeln.

Man war beim Dessert. Dieß gehörte zum Wirkungskreise Johanna's. Sie trat ein, Körbchen mit Aepfeln, Birnen und Weintrauben tragend, die bewunderungswürdig erhalten, und kunstvoll in Moos geordnet waren. Als Bäuerin sehr reinlich gekleidet, die Aermel bis zu den Elbogen zurückgestreift, um gewandter zu sein, streckte sie ihre schönen, weißen Arme aus, um in die Mitte der Tafel einen großen Sahnen-Käse zu setzen, den sie so eben in der Eile geschlagen und eingerührt hatte.

Sie neigte sich, um aufzutragen, ohne Mißtrauen und Geziertheit, bald neben Wilhelm, bald neben dem Engländer, über den Tisch hinein. Aber Wilhelm gewahrte, daß sie es vermied, Marsillat nahe zu kommen, obwohl er unvermerkt seinen Stuhl von jenem Elvirens

weggerückt hatte, um den Durchgang an seiner Seite der schönen Canephora *) zu erleichtern. Wilhelm wendete seine Augen mit Gewalt von ihr ab, und sprach mit seiner Schwester von allem, was nur immer seinen Gedanken eine andere Richtung geben konnte. Aber Johanna hatte an diesem Abende das Schicksal, die Aufmerksamkeit wider ihren Willen zu fesseln.

Sobald sie hinausgegangen war, brachte Sir Arthur, welchen die Heirathsaneiferungen der Charmois sehr anwiderten, einen andern Gegenstand zur Sprache, indem er sich an Fräulein von Boussac wendete.

„Sehr gut, Fräulein Marie," sagte er lachend zu ihr; „Sie glauben, mir zum Nachtessen etwas vom Fische gegeben zu haben; aber ich habe nichts davon gespeiset, mit Ihrer Erlaubniß."

Marie hatte das Mährchen von der englischen Gouvernante schon vergessen; sie blickte Sir Arthur mit staunender Miene an.

„Miß Johanna ist sehr gut verkleidet," fuhr der Engländer fort; „aber sie ist so, wie so gleich schön, und ich bin keinen einzigen Augenblick angeführt worden."

„Ich bitte sehr um Vergebung," erwiederte Marie; „Sie haben unser schönes Milchmädchen für eine eng-

*) (Korbträgerin.) So hieß man gewisse Jungfrauen zu zu Athen, die am Feste der Ceres oder Pallas Körbchen mit den Heiligthümern der Göttin in Procession auf dem Kopfe trugen.

D. Ueb.

lische Gouvernante gehalten, und Gott weiß, ob ich daran dachte, Sie anzuführen. Herr Marsillat ist der Erfinder dieses Mährchens."

„Sie spielen trefflich Comödie," versetzte der Engländer, der hartnäckig dabei blieb, das Milchmädchen Johanna für die verkleidete Miß Johanna zu halten.

„Ah, das ist zu stark!" riefen die jungen Mädchen laut lachend. „Ich wette, er glaubt, daß wir jetzt ihn täuschen!"

„Eine gute Comödie!" wiederholte Sir Arthur, und lachte nun ebenfalls herzlich.

Es war unmöglich, genau zu wissen, was der gefoppte Engländer sich dachte; aber unstreitig wollte er nicht, wiewohl sonst aller Vorurtheile ledig, an so viel Majestät bei einem Milchmädchen glauben, und sich an seinen ersten Eindruck, seine sympathisirende Bewunderung für die schöne Landsmännin halten, die man im weißen Kleide und mit nach englischer Mode geordneten Goldlocken ihm gezeigt hatte. „Sie ist wahrhaftig das schönste Frauenzimmer auf der Welt," sagte er zu Marsillat, der sich das Vergnügen machte, ihn auszufragen, indem er von der Tafel aufstand; „denn sie ist im Häubchen wo möglich noch schöner, als im Haarputze."

Sobald der Engländer sechs Tassen Thee hinuntergegossen hatte, von Marie für ihn sorgfältig bereitet, und mit der Anmuth einer guten, für seine Bemühungen um ihren Bruder dankbaren Schwester eingeschenkt, ließ er den Postillionen sagen, sich bereit zu halten,

widerstand neuen Bitten, erneuerte sein Versprechen, in acht Tagen wieder zu kommen, und reisete ab, nach einer herzlichen Umarmung Wilhelms; den er wie seinen angenommenen Sohn betrachtete. In dem Augenblicke, da er in den Wagen stieg, sagte ihm die dicke Charmois, welche denselben mit der ganzen Familie bis dahin begleitet hatte, und schon gar nicht mehr auslassen wollte, halblaut, mit verschmitzter Miene:

„Ah, Sie haben mir versprochen, mich um Rath zu fragen. Lassen Sie sich ja auf Ihr wichtiges Vorhaben nicht ein, ohne mich beizuziehen. Ich kenne alle Leute, und bin besser als irgend Jemand im Stande, Ihnen Aufschlüsse zu geben, und zu verhindern, daß Sie in keine Falle gerathen."

„Beruhigen Sie sich, gnädige Frau," erwiederte Sir Arthur mit etwas spöttischer Miene, indem er sich in seinen Reiserock hüllte, den er methodisch auf der Brust zuknöpfte; „in acht Tagen werden wir davon sprechen, und vielleicht schreib' ich Ihnen hierüber noch vor acht Tagen; denn ich bin ein sehr ungeduldiger Mann."

Dieses letzte Wort erfüllte die Seele der dicken Charmois mit den süßesten Träumen von der Verheirathung ihrer Tochter; sie konnte die ganze Nacht nicht schlafen. „Er wird mir in acht Tagen darüber schreiben!" wiederholte sie, ihren dicken, projektenvollen Kopf auf dem Kissen hin und herwerfend. An mich will er schreiben, und nicht an Frau von Bouffac! Meine Tochter ist's also, an die er denkt. Gewiß hat er sie

angesehen, oft angesehen. So oft ich ihm das Heirathen anrieth, schaute er auf eine sonderbare Art Elviren an. Er hat ein drolliges Gesicht. Man weiß nicht recht, ob er spaßt, oder im Ernste spricht; aber er ist ein Original. Ich habe ihm gefallen. Wie viele Männer entscheiden sich für ein junges Mädchen nur, hingerissen vom Geiste der Mutter! Uebrigens verdunkelt Elvire vollständig die Marie. Marie hat schöne Augen, aber sie ist so mager! Sie sieht aus wie ein Kind, und wer sie anschaut, dem kommt kein Heirathsgedanke."

Wie zerstoben die süßen Täuschungen der Unterpräfektin von Boussac, als sie am andern Tage folgendes Billet erhielt:

„Gnädige Frau!

„In meiner Ungeduld, Ihren guten Rath zu befolgen, und nach meinem Geschmacke zu heirathen, bitte ich Sie, meine Vermittlerin bei Miß Johanna, der englischen Gouvernante Ihrer Tochter, zu werden, um ihr ergebenst die Hand, den Namen und das Vermögen eines redlichen, in sie sehr verliebten Mannes anzutragen. Ich bin mit Hochachtung, ꝛc.

Arthur Harley."

Dreizehntes Kapitel.

Der Bruder und die Schwester.

Diese kurz angebundene und wunderliche Erklärung, war ein Donnerschlag für Frau von Charmois. Eilig schloß sie sich mit Frau von Boussac ein, welche die Sache nicht ernsthaft nehmen wollte, sondern sie als einen von Sir Arthur der Geberin so ungestümer und unanständiger Rathschläge sehr gut gespielten Streich betrachtete.

„Nein, nein!“ rief die Charmois entrüstet aus; „wenn er ein Mann von Ehre ist, wie sie behaupten, so spaßt er nicht. Ich setze den Fall, es gäbe wirklich eine Miß Johanna, Gouvernante meiner Tochter; stellen Sie sich ihre Freude und ihren Hochmuth vor, wenn man ihr die Nachricht brächte, daß ein Millionär sie heirathen wolle! Und dann welche Schande und welche Wuth, wenn sie erführe, daß es nur ein Aprilfisch wäre! Nein, ein Mann von guter Erziehung würde sich eine solche Fopperei nicht erlauben, nicht einmal mit einer Geschirrspülerin.“

„Aber meine Liebe,“ erwiederte Frau von Boussac, „Herr Harley ist nicht so einfältig, als Sie glauben, er hat es recht gut begriffen, daß Johanna eine Magd ist, und in der Gewißheit, Sie würden seine Bitte nicht ernstlich nehmen, Ihnen diesen possierlichen Streich ge-

spielt, um Sie dafür zu bestrafen, daß Sie ihm unsere Töchter an den Kopf geworfen haben."

„Wenn dieß seine Absicht ist, so wird er sie bereuen!" versetzte Frau von Charmois. Ich werde es darauf anlegen, daß er in meine Tochter sich verliebt, und dann das Vergnügen haben, sie ihm zu versagen. Inzwischen, meine Liebe, hoffe ich, Sie werden mir das Vergnügen machen, Johanna fortzujagen."

„Und warum denn? Was hat es denn verbrochen, das arme Kind?"

„Sie ist unendlich gefallsüchtig!"

„Sie täuschen sich sehr. Sie hat keinen Anschein von Gefallsucht."

„Nun denn! Es thut nichts! Sie ist schön, sie gefällt, sie thut unsern Töchtern Eintrag. Unmöglich ist sie länger hier zu dulden."

Johanna war eine so treue, und dem Hause so nützliche Dienerin, daß Frau von Bouffac es mit großer Festigkeit ablehnte, sie zu entlassen. „Ich werde Dich wohl dazu zwingen!" dachte sich Frau von Charmois, und schien auf diese Forderung zu verzichten.

„Was den Aprilfisch des Herrn Harley betrifft," sagte sie, das Billet zerknitternd und in's Feuer werfend, „so ist dieß die ganze Folge, die ich ihm geben werde. Ich hoffe, meine liebe Freundin, daß Sie hierüber reinen Mund halten werden."

„Um so mehr," erwiederte Frau von Bouffac, „als unser Freund es nicht anders nehmen kann, und dar-

auf rechnet, daß Sie die Lektion für sich behalten, ohne sie Jemanden mitzutheilen. Ich will selbst nicht, daß man vermuthe, ich wisse etwas davon."

„Und ich," fügte die Unterpräfektin bei, „will auch nicht, daß man vermuthe, ich habe dieses impertinente Billet erhalten. Diese Vermuthung wird irrig seyn, und wenn Ihr Engländer mit mir davon spricht, so werde ich mich stellen, als verstehe ich ihn nicht."

Frau von Charmois begab sich nun zu ihrem Gemahle, der sich in der Stadt mit der Einrichtung des Lokals seiner neuen Unterpräfektur beschäftigte, und indem sie allerlei zu tadeln und zu zanken fand, ließ sie an ihm ein wenig ihre schlechte Laune aus.

Indessen hatte der eigene Bote, welcher von Châtre, wo Herr Harley die Pferde gewechselt und seinen Brief nach Bouffac geschrieben, im kurzen Trabe (in einer großen Tagereise) mit der wunderlichen Bothschaft angekommen war, nach seinem ausdrücklich erhaltenen Auftrage, Fräulein Jane zu sprechen verlangt und da er nicht darauf erpicht war, diesen Namen englisch auszusprechen, welcher zudem, auf der Adresse eines von ihm überbrachten Billets stehend, französischen Augen den nämlichen Gleichlaut bot, wie der Name Johanna, so war Claudine, die lesen lernte und schon sehr geläufig buchstabirte, nicht in Verlegenheit, zu verstehen, an wen dieser Brief gerichtet sey.

„Kömmt dieß vom Herrn Engländer, der vorgestern bei uns gewesen ist?" fragte sie den Boten. „Das ist

drollig! Er muß im Hause etwas vergessen oder verloren haben. Aber er hätte besser gethan, an mich zu schreiben, als an Johanna, die seine Buchstaben noch nicht kennt. Muß man eine Antwort darauf mitgeben?“

„Ei nein,“ bemerkte Cadet verständig, „weil der Herr Engländer nach Paris zurückgereiset ist.“

„Gut,“ sagte Claudine, den Brief in ihre Schürzentasche steckend, „ich werde ihr dieß geben, wenn sie mit ihren Kühen nach Hause kommt.“

„Nein, nein! der Brief muß ihr sogleich gegeben werden,“ erwiederte der Bote, „der Herr Engländer hat gesagt, daß ich ihn ihr selbst gleich nach meiner Ankunft übergeben soll.“

„So? Auch gut! Ich suche sie auf,“ entgegnete Claudine, und den Zipfel ihrer Küchenschürze aufsteckend, lief sie der Wiese zu, wo Johanna die Felsen des Baches entlang ihre Kühe hütete. So wie sie aber an das Ende des Gartens gelangte, begegnete sie dem Fräulein von Bouffac, die mit ihrem Bruder spazierenging, welcher sie den Brief übergab, höchst neugierig, den Inhalt desselben lesen zu hören. Marie erfüllte ihr diesen Wunsch nicht. Sie übernahm es, auf ihrem Spaziergange der Johanna den Brief zu bringen, und sobald Claudine, nicht ohne Aerger, den Rücken gewendet hatte, sagte sie zu Wilhelm: „Es ist wirklich die Hand des Herrn Harley; was mag er wohl an Johanna zu schreiben haben?“

„Das scheint mir unerklärbar," antwortete der junge Mann. „Kann Johanna lesen?"

„Nein," sagte Fräulein von Boussac, den Brief aufbrechend, „um so weniger, als er englisch geschrieben ist."

Die beiden jungen Leute kannten diese Sprache hinreichend, besonders Marie, und sie lasen Folgendes:

„Meine liebe Miß Johanna, seit einigen Monaten hab' ich den Entschluß gefaßt, zu heirathen, und da ich ein guter Phrenolog und ein guter Physiognom zu seyn glaube, so hab' ich mir immer vorgenommen, dem ersten, offenen und lebhaften Eindrucke eines schönen Gesichtes auf meine Sympathie mich hinzugeben. Ich habe Sie nur wenige Augenblicke gesehen, aber, ungeachtet meiner Aufregung, aufmerksam genug betrachtet, um sicher zu seyn, daß ich in Bezug auf Sie mich nicht täusche, daß Ihre Physiognomie der Spiegel Ihrer Seele, und Ihre Seele ein Muster von Vollkommenheit ist, wie Ihr Gesicht. Auf der Stelle fühlte ich, daß ich Sie liebte, und daß ich dazu bestimmt bin, sie mein ganzes Leben hindurch zu lieben, wenn Sie mich Ihrer Gegenliebe würdigen. Erlauben Sie mir, wenn ich Sie in acht Tagen wiedersehen werde, Ihnen eine aufrichtige, ehrerbietige, auf die größte Hochachtung und zärtlichste Bewunderung gegründete Liebe zu Füßen zu legen. Bis dahin erkundigen Sie sich nach meinen Verhältnissen und meinem Charakter

bei Herrn Wilhelm von Bouffac und seiner Familie, damit Sie, wenn Ihr Herz noch frei von jedem Bande ist, und Sie mich für würdig halten, Ihr Gatte zu werden, meine Bitte erhören, und mich für Ihren ganz ergebensten Diener und Freund halten.

Arthur Harley."

„In der That, das scheint ernstlich gemeint, nicht wahr?" fragte Marie ihren Bruder, der in tiefes Nachsinnen versunken war.

„Ja, meine Schwester, das ist ernstlich; man kann nicht ernstlicher schreiben!" antwortete Wilhelm nach langem Schweigen. „Sir Arthur ist eines unschicklichen und grausamen Scherzes unfähig. Nie, selbst nicht im Spasse kam eine Lüge über seine Lippen. Nie hat seine Feder auch nur eine Uebertreibung niedergeschrieben. Er fühlt Liebe für Johanna, oder wenigstens eine zärtliche und väterliche Zuneigung. Er will sie heirathen, und wird sie heirathen."

„Wilhelm, ich sage Dir, mir ist's, als träume ich."

„Ich nicht! Mir scheint von Seite Sir Arthur's dieß alles sehr natürlich. Dieß ist die Folge und Bekräftigung aller seiner Gedanken, aller seiner Worte, aller seiner Pläne, aller seiner Ueberzeugungen. Er ist frei von unsern elenden Vorurtheilen. Seine über die Welt und ihre nichtigen Eitelkeiten erhabene Seele, strebt nur nach dem Wahren. Er hat einige überspannte Grundsätze, die ihn zum Original machen, ohne seiner Vernunft und Klugheit das Mindeste zu ent-

ziehen. Nicht mit Unrecht rühmt er sich, in dem Herzen zu lesen, und hält seine Beurtheilungen nach den Gesichtszügen für unfehlbar. In dieser Beziehung sah ich ihn Offenbarungen machen, die an's Wunderbare grenzten. Nie sah ich ihn die Schönheit einer Dame bewundern, ohne daß er nicht sogleich mit unbegreiflichem Scharfblicke ihre guten Eigenschaften und ihre Fehler durchschaute, und immer schloß er mit den Worten: „„Diese ist noch nicht mein Ideal. Gebe der Himmel, daß es an dem Tage, da ich es finden werde, sein Glück von mir empfangen, und in meiner Liebe finden könne!““ „Anfangs lachte ich über diese Wunderlichkeiten, die er mit einem so ruhigen und überlegendem Tone vortrug, daß man kaum daran glauben konnte. Aber nach und nach erkannte ich Herrn Harleys ernsten Geist, gemüthvolle Seele, hochherzigen Charakter, und unerschütterliche Festigkeit. Glaube mir, Marie, daß die Spöttereien der Welt Sir Arthur nicht kümmern werden, und daß er, wenn er Johanna heirathet, sich für den glücklichsten Mann schätzen wird!"

„Ah, Wilhelm," rief Fräulein von Bouffac lebhaft gerührt aus, „ich liebte Sir Arthur wie einen Bruder, wie einen wahren Freund. Nun bewundere ich ihn als einen Helden! Nun denn, zweifle nicht daran, er ist eben so klug als groß, und dieses Beispiel bestärkt mich in meinem Glauben an die Offenbarungen des Gefühles. Johanna ist seiner würdig. Johanna ist ein Engel. Sie ist, in ihrer Art, ein höheres weibliches Wesen,

ob auch die Welt diese Verbindung verhöhne und schmähe. Gott wird sie segnen, und die gleichgestimmten und reinen Seelen werden sich ihrer erfreuen. Denkst Du nicht, wie ich, mein lieber Wilhelm? Du scheinst wegen dieses Entschlusses Deines Freundes traurig und niedergeschlagen."

„Ohne Zweifel bin ich es ein wenig," antwortete Wilhelm verwirrt. „Sir Arthur wird einen schweren Kampf gegen die Welt zu bestehen haben! Es ist wahr, daß er unabhängig ist, und keine Familie zu berücksichtigen, Niemand zu schonen braucht . . ."

„Wenn's nur die Welt ist, wird er durch Verachtung leicht über sie triumphiren. Geh, Wilhelm, zeige Dich nicht kleiner, als Dein Freund! Hilf ihm vielmehr kämpfen, für ihn und mit ihm! Ich erkläre mich für seine Verbündete, seine Schutzrednerin, und sollte ich verspottet und verdammt werden, ich fände nicht Worte genug, sein Benehmen zu loben und zu bewundern."

„Gute, romantische Marie! Du bist bewundernswerth," sagte Wilhelm, indem er den Arm der Schwester an seinen Busen drückte. „Ach, wenn Du wüßtest, wie mein Herz Dir recht giebt!"

„Wenn ich romantisch bin, bist Du es auch, Wilhelm, und bin ich bewundernswerth, bist Du es eben so sehr, wie ich, Bruder, denn ich sehe da Thränen in Deinen Augen, und die hochherzige Kühnheit Sir Arthur's ist's, welche sie Dir entlockt."

„Aber Johanna?“ erwiederte Wilhelm mit gepreßter Stimme.

„Johanna? Zweifelst Du an der guten Wahl Sir Arthur's? — Du selbst behauptest, daß er sich nie täusche. Nun gut, ich werde jetzt das Nämliche behaupten; denn Johanna ist ein Schatz. Du kennst sie nicht, Wilhelm; Du sahst in ihr nur eine hülfsbedürftige Waise; Du bist ihr dankbar für die Mühe, die sie sich in Deiner Krankheit gegeben, für die an Deinem Bette durchwachten Nächte, unermüdlich, und immer fromm und ruhig, wie ein Engel; kurz, Du betrachtest sie als eine treue und ergebene Magd.

„Aber ich kenne sie, ja! ich allein; ich weiß, daß Johanna unsers Gleichen ist, Wilhelm, und daß sie vor Gott vielleicht mehr ist, als wir. Nein, Niemand von uns besäße ihre Geduld, ihre Festigkeit, ihre Treue, ihre Entsagung. Wie oft hat sie mir, bloß durch Eingebungen des reinen Gefühles und mit dem natürlichen Lichte ihrer Seele, erhabene Wahrheiten geoffenbaret, die ich sonst nur in Büchern gefunden habe. Oh, gewiß, Johanna ist ein Ausnahmswesen. Ich verstehe mich darauf. Ich wurde mit achtzig oder hundert adeligen oder reichen Fräulein erzogen; ich habe sie studirt, und ihre Verkehrtheiten, ihre schlechten Neigungen, ihre Kleinlichkeiten erkannt.

„Unter den Besten war nicht eine Einzige, die ihr Stand oder Vermögen nicht schon ein wenig verderbt hätte. Nun denn, Wilhelm, Du wirst mir glauben;

denn was ich Dir sagen will, möchte ich nie der Mama sagen, die mich einen thörichten und überspannten Kopf schelten würde: Keine von meinen Freundinnen im Kloster hat mir das Vertrauen und die Achtung eingeflößt, welche mir Johanna einflößt; Keine war mir so lieb, wie diese Bäuerin; Keine unserer Nonnen schien mir so rein und so heilig. Ja, Johanna ist eine Christin aus den ersten Zeiten. Das ist ein Mädchen, welches den Märtyrertod lachend erdulden, und von der Kirche heilig gesprochen würde, wüßte diese, wie viel Gnade Gott in ihr Herz gelegt habe."

„Marie, Du rührest mich tief, und thust mir wehe," erwiederte Wilhelm, indem er sich auf eine Bank setzte, oder vielmehr hinsinken ließ. „Bisweilen hab' ich noch Anfälle meiner Kopfkrankheit. Deine Begeisterung ergreift auch mich, und regt mich zu heftig auf. Laß mich, laß mich ein wenig ruhen."

„Lieber Bruder! Lieber Freund! Vergieb mir!" sagte Marie, seine Hände fassend; „doch es ist gewiß, daß wir zwei gegen diese ungerechte und unvernünftige Welt empörte Sclaven sind, die unsere Gedanken verdammen würde, kämen sie vor ihren Richterstuhl."

„Ach, meine Schwester, Du weißt nicht, welche Fibern meines Herzens Deine begeisterte Stimme beben macht!" rief Wilhelm schmerzlich aus, indem er Marie die Hände küßte, und einen Strom von Thränen vergoß.

Wilhelms Aufregung befremdete seine junge Schwester wenig, da sie noch begeisteter und romantischer war,

als er. Aber jene Gemüthsbewegungen fürchtend, deren schädliche Wirkungen auf ihn sie früherhin gesehen hatte, suchte sie seine Aufmerksamkeit davon abzulenken.

„Nun denn, mein Freund," sagte sie, „was thun wir mit unserm Briefe? Wie machen wir ihn der Johanna verständlich? Wie können wir sie überzeugen, daß dieser Antrag ernstlich gemeint sei?"

Wilhelm erwiederte, daß er es nicht für passend halte, dieß selbst zu thun, und daß seine Schwester sich viel beßer dazu eigne. „Du bist an diese naive Sprache Johanna's gewöhnt," sagte er zu ihr, und nöthigenfalls wirst Du sie sehr gut sprechen, um von ihr verstanden zu werden. Bring ihr also die Anträge Sir Arthur's, liebe Marie; sie wird davon, wenn auch nicht verblendet, so doch wenigstens gerührt werden." Und Wilhelm wurde wieder düster.

„Warte, mein Freund!" rief Marie unschlüssig aus. „Mir steigt ein Zweifel auf. Glaubst Du, daß Sir Arthur wegen der Verkleidung Johanna's noch immer im Irrthume ist? Hält er sie für eine Magd aus der Marche, oder für eine englische Gouvernante?"

„In der That," erwiederte Wilhelm, „in letzterem Falle wäre sein Schritt weit weniger befremdend, und sein Einfall weniger überspannt; man kann glauben, daß eine Gouvernante unterrichtet, und von anständigem Herkommen sei. Hält überdieß Herr Harley die Johanna für die Miß Johanna, seine Landsmännin, so

mischt sich auch ein wenig Nationalität in seinen Auf=schwung."

„Ja, ja, dieß würde einen wesentlichen Unterschied machen," bemerkte Marie; er täuscht sich aus freiem Antriebe, und wider unsern Willen. Er will nicht glauben, er kann sich nicht überreden, daß dieses schöne Wesen, so weise, so edel und so ernsthaft, ein Bauern=mädchen sei, fast eben so unfähig, ihn auf französisch, als auf englisch zu verstehen! Und doch wenn er Jo=hanna kennen, den Weg zu ihrem Herzen finden, in das poetische Geheimniß ihres Gedankens dringen könnte, würde er sie vielleicht noch mehr lieben und bewundern. Allein er hat das ganz Ungewöhnliche des Gefühles nicht vorausgesehen, dem er sich hingiebt, und wir dür=fen seine Absichten der Johanna nicht mittheilen, bevor wir nicht genau wissen, was er von ihr denken wird, wenn er sie, wie Frau von Charmois sagt, hinter ih=ren Kühen sieht."

„Ich athme jetzt wieder leichter, Marie," versetzte Wilhelm; „der Gedanke an diesen unglaublichen Ent=schluß preßte mir die Brust zusammen. Ich weiß nicht, warum er mich wie eine That des Unsinnes erschreckte. Nun fange ich an, das Abenteuer mehr unterhaltend als ernst zu finden. Der gute Arthur! Welche voll=ständige Mystifikation, und wie wird er mit uns lachen! Aber sein Geheimniß muß bewahrt bleiben. Marie, es darf nicht geschehen, daß Frau von Charmois, — unter uns gesagt, ein unerträgliches Geschöpf, — und

ihre schwerfällige Elvire, und dieser böse Spötter Marsillat, und mit ihnen die ganze Stadt Bouffac, sich auf Kosten des hochherzigen und offenen Arthur lustig machen."

„Nicht einmal der Mama dürfen wir davon sprechen, hörst Du, Wilhelm," erwiederte Fräulein von Bouffac. „Unsere Mutter ist schwach, weil sie zu gut ist; sie fühlt Freundschaft für diese Charmois; sie könnte sich nicht enthalten, ihr das Abenteuer zu erzählen."

„Mit Niemanden dürfen wir davon sprechen, selbst nicht mit Johanna."

„Vorzüglich vor Johanna muß man alles geheim halten. Da ich sie als vernünftig kenne, würde man nichts dabei wagen, ihr ein kleines Luftschloß in den Kopf zu setzen; sie würde nie daran glauben, aber sich, in Sir Arthur's Gegenwart, in einer Lage befinden, die sowohl sie als ihn in Verlegenheit brächte."

„Was wollen wir nun diesem armen Kinde sagen, um ihm die Ankunft eines Briefes des Herrn Engländers zu erklären, was Johanna von Claudine erfahren wird?"

„Wir wollen ihr so viel als nichts sagen; sie ist nicht neugierig! Halt! bevor noch die Sache im Hause bekannt wird, wollen wir der Johanna sagen, daß hier von einem Scherze die Rede sei. Ich sehe sie am Ende der Wiese . . . Gehen wir zu ihr hin!"

„Ich werde nicht mitgehen," sagte Wilhelm; „ich bleibe lieber hier. Ich wüßte nicht, was ich diesem jungen Mädchen sagen sollte."

„Gut, so will ich für zwei lügen," versetzte Marie, und lief auf Johanna zu, die unter einem Baume war, und von Ep-Nell, von ihrer Mutter, von den großen Heiden, auf denen sie ihre Ziegen weiden ließ, und von den guten Feiden träumte, die über sie wachten, um die Wölfe und den bösen Geist der Schilfteiche von ihr abzuhalten.

„Johanna," sagte das junge und anmuthige Schloß-fräulein, indem es sich vertraulich an ihren Arm hing, „unser Freund Herr Harley hat Dir geschrieben; aber sein Brief ist ein Scherz, eine Fortsetzung unsers gest-rigen Aprilfisches. Du würdest nichts davon verstehen; versteh' doch ich selbst nicht viel davon. Herr Harley wird es uns, nach seiner Rückkunft in vierzehn Tagen, selbst erklären."

„Schon recht, Fräulein Marie," erwiederte Johanna, die zarte, von Marie auf ihre Schulter gelegte Hand küßend. „Er lacht gerne, dieser Herr! Er ist, wie Sie bisweilen; nicht gar oft. Auch ich bin zufrieden, wenn ich sehe, daß Sie sich ein wenig unterhalten, mein lie-bes, holdes Fräulein!"

„Du bist also auch dem Herrn Engländer nicht böse deßwegen, meine gute Johanna?"

„O nein, Fräulein! Warum sollte ich ihm denn böse seyn? Er sieht nicht böse aus, dieser Herr; übri-gens hat er für Ihren Bruder Sorge getragen, und Sie lieben ihn!"

„Findest Du, daß er das Aussehen eines braven Mannes hat?"

„Wie mir scheint, ja, Fräulein. Ei, ich hab ihn nicht viel angeschaut."

„Hast Du Dich geschämt?"

„O nein! Ich bin nicht sehr geschämig. Ich weiß, daß ich nicht gut sprechen kann, und spreche, wie ich kann."

„Hat der Engländer mit Dir gesprochen?"

„Ja; da ich ihm die Sahne zu seinem Thee brachte, traf ich ihn im Vorzimmer, wie er sich die Hände wusch, und er sagte mir etwas, was ich aber nicht ganz verstanden habe."

„Sprach er englisch?"

„Ich weiß es nicht, Fräulein. Ich habe kein Wort davon verstanden."

„Lachte er, als er mit Dir sprach?"

„Nein; er schien zu glauben, daß ich eine Engländerin sei, wie Sie es ihm gesagt hatten."

„Und Du, lachtest Du?"

„Nein, Fräulein. Ich wollte nicht lachen, aus Besorgniß, Ihnen den Spaß zu verderben."

„Und er hat kein Wort französisch mit Dir gesprochen?"

„Nein; aber er nahm mir die Sahne ab, weil er nicht wollte, daß ich ihn bediene, und drückte eine von meinen Händen an seinen Mund. Ei, mir kam dieß sehr drollig vor! Dann trat Cadet ein, und bevor ich Zeit hatte, zu lachen . . . Sie wissen, daß ich nicht sehr geschwind lache! . . . ist der Herr Engländer schnell in den Salon zurückgekehrt."

Hatteſt Du in jenem Augenblicke Deine Bäuerin-Kleider an?“

„Freilich, weil dieß nach der Abendtafel geſchah.“

„Hat Dich das Handküßen nicht beleidiget?“

„Oh! Ich ſah wohl, daß dieſer Herr mich nicht beleidigen wollte; es war eine Geſchichte zum Lachen.“

„Geh, Johanna, es hat Dich gewiß ein wenig gefreut?“

„Ah, wie Sie mich necken können, meine Holde! Aber welche Freude hätte es mir denn machen ſollen? Ich kenne ihn ja nicht, dieſen Herrn!“

„Johanna, als mein Bruder kam, hat er Dir auch die Hand geküßt?“

„Ja, Fräulein, auch um ſich zu unterhalten.“

„Und dieß ſchmerzte Dich; ich hab's in Deinem Geſichte geleſen.“

„Ja, Fräulein, dieß iſt die Wahrheit. Ich war ſo erfreut, meinen Pathen geheilt zu ſehen, und ſo blühend im Geſichte. Gerne hätte ich ihn umarmt, den armen Liebling. Und dann fing er plötzlich an, ſich über mich luſtig zu machen. Das verdroß mich. Und dann ſagte ich zu mir: ich ſei wohl recht dumm, mich darüber zu grämen. Mir iſt's lieber, ihn aus vollem Halſe lachen, als traurig und krank zu ſehen, wie vor ſeiner Abreiſe.“

„Gute Johanna, glaube ja nicht, daß Wilhelm ſich luſtig machen wollte über Dich. Du ſahſt wohl, daß er mir auch die Hand küßte; dieß geſchah ſicher auch nicht, um ſich über mich luſtig zu machen.“

„Oh, Sie! Das ist ein großer Unterschied; Sie sind seine Schwester, während ich seine Pathe bin; an mir ist's, ihm Ehrfurcht zu bezeigen."

„Er ist Dir auch Ehrfurcht schuldig, Johanna, und hat sie auch für Dich."

„Warum denn, Fräulein?"

„Weil Du auch seine Schwester bist, seine Milchschwester, und seine Herzensfreundin, fast so sehr, als ich es bin. Sei überzeugt, daß er nicht undankbar ist, und niemals die Sorgfalt vergessen wird, womit Du ihn in seiner Krankheit gepflegt hast. Ich war nicht da, als er am meisten in Gefahr schwebte; ich wußte nichts. Man verhehlte mir die Gefahr meines Bruders, und Du warst damals seine wahrhafte Schwester. Mama hat mir hundertmal gesagt, daß Wilhelm ohne Dich gestorben wäre; denn meine arme Mutter hatte den Kopf verloren, und so ging's allen Leuten im Hause.

Du allein bliebst immer da; Du hast immer Wilhelms Irrsinn gemildert; ihn abgehalten, wie ein Wahnwitziger in sein Zimmer zu rennen; durch Sanftmuth mehr über ihn vermocht, als andere durch Anwendung von Gewalt, indem Du Dich zu seinen Füssen warfest, um ihn zu beschwören, ruhig zu seyn, und die Anordnungen des Arztes zu beobachten, bisweilen ihn auszankend, wie ein kleines Kind, ihn durch Deine Bitten, durch Deine Milde begütigend. O meine liebe Johanna, Dir verdanke ich meinen Bruder, den ich so

sehr liebe! Wie kannst Du glauben, daß mein Bruder und ich Dich nicht liebten, wie wenn Du unsere Schwester wärest?

Wilhelm hatte nicht lange allein bleiben können, unwiderstehlich hingezogen sich genähert, und das Geräusch seiner Tritte; durch das Gras gedämpft, die Aufmerksamkeit der beiden jungen Mädchen nicht erregt. Er stand hinter ihnen, während sie so plauderten, von Johanna nur durch den Stamm eines großen Kastanienbaumes getrennt, der sie umschattete.

„Ja, Johanna, ja, Marie," rief er aus, plötzlich hervortretend, „Ihr seyd meine zwei Schwestern, und es giebt Augenblicke, wo Ihr in meinem Herzen nur eine seid. Oh, Marie, wie dankbar bin ich Dir, daß Du der Johanna alles gesagt, was ich ihr nicht hätte sagen können, und durch eine so zärtliche Freundschaft als das Gute vergütet hast, das sie mir erwies! Oh, Johanna, ich habe Dir nie gedankt, wie ich Dir hätte danken sollen! Du bist mein Engel gewesen; ich habe alles gesehen, alles verstanden, alles gefühlt, obgleich ich beinahe wahnsinnig war. Ja, ich sah' Dich ganze Nächte hindurch zu meinem Haupte knien! Ich erinnere mich, daß Du öfter mit Deinen Armen mich aufgehoben, und selbst getragen hast, wie ein Kind, um mich in einen andern Stuhl zu setzen.

„Ich war mager, abgezehrt! Du, immer stark und unverdrossen hast mehr als dreißig Nächte schlaflos zugebracht, und kaum zwei Stunden des Tages auf einer

Matratze zu Füssen meines Bettes geschlummert. Oh, welche Vorwürfe machte ich mir dann, daß ich die Stunden des Irreseyns nicht besiegen konnte, die Dich erschöpften, meine liebe Johanna! Und Du bist nicht krank geworden! Du hattest eben erst Deine Mutter in einer langen und schmerzlichen Krankheit gepflegt, und dann auch die meinige, als sie, nach mir, von Anstrengung und Erschöpfung erkrankte. Und doch hab' ich Dir niemals gedankt."

„Oh, mein Pathe," sagte Johanna, herzlich weinend, „Sie haben mir sehr oft gedankt, zehnmal öfter, als ich es verdiente."

„Nein, Johanna, nein!" rief der junge Mann begeistert aus, „ich war von einer mir unbegreiflichen Traurigkeit zu Boden gedrückt; ich konnte nicht sprechen, nicht weinen; ich war auf eine andere Art wahnsinnig, als während meiner Krankheit, aber ich war es noch. Wie oft hab' ich es, während meiner Abwesenheit, bereuet, Dir das nicht gesagt zu haben, was ich Dir jetzt sage! Und während der drei Tage meines Hierseyns hab' ich noch nichts zu Dir gesagt, ja Dich kaum angeblickt . . . ich weiß nicht warum! Vielleicht bin ich noch immer ein wenig wahnsinnig, Johanna, und wäre, ohne das Beispiel meiner Schwester, noch nicht zu dem Entschlusse gekommen, Dir auszudrücken, was ich in meinem Herzen fühle. Aber ich bin nicht undankbar; glaub es nicht. Verzeihe mir, und vorzüglich bilde Dir nicht ein, daß ich bei meiner Ankunft

Dir die Hand geküßt habe, um mich über Dich lustig zu machen. Oh, Johanna, eben so gut könnte man mir sagen, daß ich fähig sei, über meine Mutter und über Marie mich lustig zu machen. Sag mir, daß Du es nicht mehr glaubst, meine gute Johanna, ich bitte Dich auf meinen Knien!"

Außer sich, bald blaß, bald glühend roth, lag Wilhelm auf den Knien vor der bestürzten Johanna, und bedeckte mit Küßen ihre Hände, denen endlich einmal die fleißige Spindel entsunken war. Johanna konnte zunächst vor Thränen nichts antworten.

„Ah, mein lieber guter Pathe," sagte sie endlich, Wilhelms schöne blonde Haare mit der keuschesten und mütterlichsten Herzensregung küßend, Sie bereiten mir Kummer anstatt Freude! Mein Gott, was hab' ich denn gar gethan, daß Sie mir so große Verbindlichkeit zeigen! Haben Sie mir nicht auch viel Gutes in Epnell und Toull erwiesen? „Oh! ich werde Ihre Güte nie vergessen, und daß ich Sie pflegte, als Sie so herzzerreissend litten, war doch das Mindeste, was ich thun konnte! Ich hatte Gott meine Seele und meinen Leib aufgeopfert, damit er den Tod zu mir sende, anstatt zu Ihnen, und ich wußte wohl, daß wenn eines sterben sollte, ich es seyn würde, weil ich so herzinnig gebetet. Aber der liebe Gott und die große Jungfrau, die Mutter Jesu Christi, wollten weder Ihren Tod, noch den meinigen. Sie sind da, um glücklich zu werden, um zu heirathen, mein lieber Pathe, um schöne Kinder zu

bekommen, und Fräulein Marie, die ich eben so sehr liebe, wie Sie, ist auch da, um glücklich zu werden und Familie zu bekommen, so Gott will!"

„Und Du, Johanna," sagte Marie, die sie mit ihren Armen umschlungen hielt, „hoffest Du nicht auch, glücklich zu werden?"

„Oh, ich, Fräulein, wenn ich nur bei Ihnen bin, Sie bediene, Ihre Sachen zu Rathe halte, Ihre Kleinen pflege, wenn sie einmal da sind, ich werde dann sehr zufrieden seyn, gewiß!"

„Willst Du denn nicht auch heirathen?"

„Ich, Fräulein? Ich denke gar nicht daran."

„Aber warum denn nicht, Johanna? Du sagtest dieß schon früherhin in Touil," erwiederte Wilhelm; „ich erinnere mich dessen; aber dieß war doch nicht ernstlich gemeint?"

„Wir wollen sehen, Johanna, ob dieß wahr ist!" sagte Fräulein von Bouffac zu dem jungen Mädchen, die dem Wilhelm nur mit einem geheimnißvollen Lächeln antwortete. „Bist Du eine Feindin des Ehestandes?"

„Oh nein, Fräulein, weil ich Ihnen selbst dazu rathe. Doch meine Kühe da fressen nicht mehr, weil die Mücken sie wild machen. Das ist die Stunde, sie in den Stall zu führen."

„Aber Du giebst ja keine Antwort auf unsere Fragen!" versetzte Marie, indem sie versuchte, sie zurückzuhalten.

„Sehen Sie, sehen Sie, Fräulein!" sagte Johanna;

„alle meine Kühe gehen allein fort. Sie würden in den Garten springen! Ich darf keine Zeit verlieren, meine Liebe!“ Und Johanna entschlüpfte, und floh quer über die Wiese hin.

„Sieh!“ sagte Fräulein von Bouffac zu ihrem Bruder, „so weiß sie immer loszukommen. Niemals, so oft ich mit ihr über ihre Zukunft sprach, verrieth sie auch nur den leisesten Gedanken an ein persönliches Interesse, Wilhelm, das Gemüth dieses jungen Mädchens bewahrt ein Geheimniß der Verläugnung. Ich habe hiewegen schon mehr als zwanzig Vermuthungen gehegt, ohne eine vernünftige Lösung zu finden.“

Wilhelm war düster und nachsinnend geworden. Auch dieser junge Mann trug seit seiner Krankheit ein Geheimniß in seinem Herzen. Sein sanfter und zartfühlender Charakter hatte sich nie verläugnet, selbst nicht in den Anfällen des Irrsinnes. In Italien schienen seine Gedanken wieder in der gleichmäßigen Richtung einer früheren Zeit sich zu bewegen; aber seit seiner Heimkunft nach Bouffac fühlte er schon unwillkürlich die Wiederkehr seines geistigen Zustandes in den Tagen der Genesung. Ein innerer Sturm tobte in seiner Brust. Bald riß es ihn zu außerordentlichen Ueberströmungen seines Herzens hin, und bald unterdrückte er alle seine Aufwallungen mit tiefem Weh, und von einer Art Schrecken erfaßt. Man muß gestehen, daß der Umgang mit seiner liebenswürdigen Schwester kein geeignetes Mittel gegen sein Uebel war.

Dieſes junge begeiſterte Mädchen, hatte nie die Welt geſehen, es kannte ſie nicht; es haßte ſie durch eine Kraftäußerung der Wahrſagung.

In ihrer Jugend einer glühenden Andacht hingegeben, hing Marie am Worte des Evangeliums. Sie war eine Glaubensſchwärmerin aus Redlichkeit und Ergebenheit. In einem ſehr ſchwachen Leibe trug ſie eine Feuerſeele, und verbarg unter Manieren voll Anmuth und zarter Empfindſamkeit einen thatkräftigen, unternehmenden Charakter, der gerne die außerordentlichſten Entſchlüſſe faßte. Sie war der erhabenſten Thorheiten fähig; mit zwölf Jahren würde ſie in einer Wüſte gelebt haben, hätte ſie die Thebiſche zu finden gewußt; mit ſiebenzehn Jahren träumte ſie ein beſonderes Leben im Schooße der Menſchheit, voll Entſagung der Eitelkeiten der Welt, voll des Kampfes gegen ihre ungerechten Geſetze.

Nicht auf dem halben Wege ihrer Größe verweilend, fühlte ſie ſich behaglich auf dieſem Gebiete der Begeiſterung, in ihrem eigenthümlichen Elemente, uud gewahrte nicht, daß Wilhelm ihr nur ſprungweiſe und mit gewaltigen Aufregungen dahin folgen konnte, die ihn nur abhetzten, ohne ſeinen Flug zur Höhe zu ſchwingen. Dieſer junge Mann theilte die hochherzigen Neigungen ſeiner Schweſter, aber auch die Schwäche ſeiner Mutter. Mit Marie erglühte er für das Gefühlsleben. Sie verſchlangen miteinander die tugendhafteſten und die entflammendſten Romane. Mit Frau von Bouſſac ſprach Wilhelm von

der Macht der vornehmen Welt, und von dem, was seine Mutter, im Einklange mit dieser Welt, die Pflichten eines Mannes von guter Geburt nannte. Dann ließ er sich in Heirathspläne und ehrsüchtige Träume flechten. Obwohl sein Geschmack dabei nicht mitwirkte, nahm sie doch sein furchtsames Bedenken als grausame Nothwendigkeiten hin, denen nichts ihn entziehen könnte. Unglücklich und gramgebeugt, war er einem endlosen Kampfe mit sich selbst preisgegeben.

Langsam mit seiner Schwester in das Schloß zurückkehrend, schien Wilhelm sehr zerstreut, obwohl er alle ihre Worte aufmerksam anhörte, und sein aufgeregtes Herz das Honigsüße oder Bittere derselben gierig einsog. Immer wurde von Johanna gesprochen. Marie, die nicht wußte, welche Wunde sie dem Herzen ihres Bruders schlug, verlor sich in Betrachtungen über die Zukunft des jungen Mädchens, und die Gefühle des Sir Arthur. Sie gestand, daß die erste Täuschung zu bedauern, welche die der Bäuerin Johanna gemachte Erklärung ihr bereitet habe, und daß ihre Erwartung eine prosaische Wendung nehmen dürfte, wenn Herr Harley durch den Anblick der die Kühe melkenden Miß Johanna sich geheilt sähe. Wilhelm schien aus Vernunft und Freundschaft diese wahrscheinliche Entwickelung vorzuziehen. Allein er war sehr düster, und als er seine Schwester verließ, wollte er am Rande des Flußes einsamen Träumereien sich hingeben.

Vierzehntes Kapitel.

Sir Arthur.

Während des übrigen Theiles der Woche, bot Wilhelm der Johanna im Vorbeigehen nur einen freundschaftlichen „guten Morgen“ oder „guten Abend,“ selbst ohne sie anzublicken, worüber Johanna weder Erstaunen noch Verdruß zeigte. Sie war genügsam, und die Anwandlung begeisterter Dankbarkeit ihres Pathen zu ihren Füßen auf der Wiese, schien ihr die Schuld des Kranken gegen die Wärterin hundertfach und für immer abgetragen zu haben.

Da sie Wilhelm vor seiner Krankheit nicht gekannt hatte, und er äußerlich viel lebhafter war, als während seiner Genesung, hielt sie ihn für vollkommen hergestellt, und bemerkte nicht die Wiederkehr aller seiner Anfälle von Traurigkeit. Wilhelm verbarg zwar seinen geheimen Gram vor seiner Mutter und der Familie von Charmois; mit Marie allein konnte er sich jedoch nicht bezwingen, und Marie erschrack über das täglich merkbarere Wiedererscheinen seiner früheren Schwermuth.

Obgleich eigentlich Claudine Kammermädchen war, so wurde sie doch nicht Abends zum Entkleiden des Fräuleins von Bouffac verwendet. Da Johanna Morgens auf dem Felde oder in der Milchkammer zu thun

hatte, so war von Marie, welche sie herzlich liebte, die Stunde, wo sie sich zu Bett legte, dazu vorbehalten, mit ihr zu sprechen. Sie pflegte ihr dann alle Eindrücke, die der Tag auf sie gemacht, zu erzählen, und diese Betheiligung an den Freuden und Verdrießlichkeiten ihrer jungen Gebieterin, war für Johanna eine Schule des Gefühles, die einzige vielleicht, wofür sie empfänglich war.

So plötzlich aus ihrem wilden Leben in einen Zustand der Gesittung versetzt, hatte Johanna im Anfange alles unbegreiflich gefunden. Zwischen der einfachen Nothdurft ihres ländlichen Lebens, und den tausend künstlichen Bedürfnissen der aristokratischen Personen, die sie bediente, lag eine unbekannte Welt, welche zu überschreiten ihr Gedanke verzichtet hatte. Ein minder wohlwollendes Gemüth, als das ihrige, würde diese wunderlichen Gewohnheiten getadelt haben. Jenes der Claudine, unendlich fortschreitend, und darum verderblich, fand mit Bewunderung die Nothwendigkeit aller dieser Anforderungen, aller dieser das Kleinste umfassenden Dienstesleistungen, die man von ihr verlangte, und welche sie ihre Herrschaft mit Neid benützen sah, ganz in der Ordnung. Als man sie von diesem Wohlleben und von diesem Luxus ein wenig nippen ließ, ward sie trunken, und das Bedürfniß dieser unbekannten Vergnügungen erzeugte sich in ihr von selbst mit dem Genuße.

Cadet befreundete sich mit der Ungleichheit der

Stände wie mit einer vollendeten Thatsache; aber unter seiner einfältigen Miene blieb er dennoch der Sohn des Meisters Leonhard, der spottende, an allem zweifelnde Philosoph; sein Lächeln war nicht so dumm, als man dachte; er war oft ironisch, ohne daß man es bemerkte.

Aber Johanna war ungefähr geblieben, was sie zu Epnell gewesen: träumend, betend und immer liebend, fast nichts denkend, eine ächte ländliche Natur, das heißt: eine dichterische Seele ohne Offenbarung, eines von jenen reinen Vorbildern, deren man noch auf dem Lande findet, von jenen bewundernswürdigen, und geheimnißvollen Vorbildern, die für ein goldenes Zeitalter geschaffen zu seyn scheinen, das nicht existirt, und wo die Vervollkommlichkeit unnütz wäre, weil man die Vollkommenheit besässe. Man kennt diese Vorbilder nicht genug. Die Malerei hat sie oft bildlich hingezaubert, aber die Dichtkunst sie immer verunstaltet, indem sie dieselben idealisiren oder übersetzen wollte, uneingedenk, daß ihr Wesen und ihre Ureigenheit darin besteht, nur errathen werden zu können. Unstreitig bedarf der Landmann noch großer Umbildungen um für die Eroberungen und Segnungen einer neuen Religion und eines neuen geselligen Vereines empfänglich zu werden; aber man weiß nicht, daß die Natur zu allen Zeiten in ihrer Mitte gewisse Wesen erzeugt, die nichts lernen, weil sie das schöne Ideal in ihrem Innern tragen, und nicht fortzuschreiten brauchen, um unmittel-

bar Kinder Gottes zu werden, heilige Stätten der Gerechtigkeit, Weisheit, christlicher Liebe und Redlichkeit. Sie sind ganz geschaffen für die ideale Gemeinschaft, welche das menschliche Geschlecht träumet, sucht und verkündet. Aber ihre Ungeduld treibt sie nicht voran. Unfähig, das Uebel zu begreifen, sehen sie es nicht. Sie leben wie in einer Wolke von Unwissenheit; sie führen so zu sagen ein verborgenes Daseyn. Nur ihre Herzen fühlen Leben; ihr Verstand ist eingeschränkt wie die ursprüngliche Unschuld; er ist eingeschlummert im göttlichen Zeitkreise der Genesis. Mit einem Worte, man könnte sagen, daß die Erbsünde sie nicht befleckt habe, und daß sie einem andern Geschlechte entstammen, als die Kinder Eva's.

So war Johanna, die gallische Isis, und schien den Ansichten derjenigen, welche sie umgaben, eben so fremd, als es ein in unser Jahrhundert versetztes Druidenmädchen seyn würde. Indem sie nichts zu tadeln wußte, so sehr war ihre Seele von Sanftmuth und Liebe erfüllt, verzichtete sie auf eine Erklärung, die ihr nur der Tadel hätte geben können. Gleich einer schönen Lilie führte sie in ihrer süssen Seelenentrückung ein unbewußtes Leben, das Herz offen dem Lächeln der Nacht, dem Kosen des Tages, allen Einflüssen der Erde und des Himmels, aber unempfindlich, wie er, für menschliches Treiben, und in der Sprache der Menschen keinen Sinn findend.

Johanna, welche Ursache hatte, über alles zu stau-

nen, ſtaunte wirklich über nichts. Jedes neue Ereigniß in ihrem Leben, erregte in ihr nur die einfache Betrachtung: „Wieder etwas, was ich nicht weiß, und das ich nach gegebener Erklärung noch weniger verſtehen werde.“

Marſillat hatte Johanna nicht verſtanden; Wilhelm ſich ihr aus einer Art dichteriſchen und verhängnißvollen Antriebes beigeſellt; Sir Arthur ſie nur theilweiſe errathen. Nur Marie kannte ſie, und rühmte ſich deſſen mit Recht. Man mußte durch Intelligenz zum Begriffe vom Erhabenen gelangt ſeyn, um zu verſtehen, wie Johanna, lediglich durch das Herz, ſich dahin emporgeſchwungen. Auch Fräulein von Bouſſac bemerkte, daß ſie eben ſo viel von Johanna, als dieſe von ihr, lernen konnte. Wenn das junge Schloßfräulein in ſeinen Neigungen aufgeklärter war, beſaß die Schäferin von Epnell eine größere Heiterkeit, und belehrte ſie Marie über die Leiden einer zarten Seele, ſo zeigte ihr jene die Macht einer ergebenen Seele, die Ruhe einer religiöſen Selbſtverläugnung. Sie beteten Abends miteinander vor einem kleinen alabaſternen Madonnenbilde, von Wilhelm aus Italien geſendet, welches ſie mit den Blumen der Jahreszeit ſchmückten. Dieſe beiden jungen Mädchen hatten nicht genau die nämliche Gottesverehrung. Marie war keine andächtige Katholikin, ſondern eine gleichmachende Chriſtin, eine evangeliſche Radicaliſtin, wenn man ſich ſo ausdrücken kann. Dieß genügt, um ſie als eine Ketzerin wider ihr Vorwiſſen zu bezeichnen.

Johanna war eine heidnische Radicalistin, ohne nur daran zu denken. Ihre ländlichen abergläubischen Meinungen hatte sie in gerader Linie von der Religion der Druiden überkommen, jener ihrem Wesen nach wenig bekannten Lehre; denn man hat sie nur nach den Verbrechen beurtheilt, welche sie befleckten und entmenschten. *) Die Jungfrau Maria und die Großfeide, vermengten sich wunderlich in der dichterisch-wilden Einbildungskraft der Schäferin von Epnell. Es lag vielleicht auch etwas Wildes und Antikes in der Ergebung, womit sie die Thatsache der Ungleichheit auf Erden hinnahm; aber nichts Schwaches und nichts Feiges. Johanna kannte den Werth des Geldes nicht, da sie keine Bedürfnisse hatte, und da sie nicht begriff, daß es im Leben noch andere Genüsse gebe, als jene des Gemüthes, fühlte sie sich auch durch den Reichthum und die Macht Anderer, um ihren Antheil am Glücke nicht verkürzt. Sie war ein Ausnahmswesen, und, wie ich

*) Man weiß jedoch, daß der Druidismus wie der Sivaïsmus *) von den erhabenen und unvergänglichen Glaubenslehren der Dreieinigkeit und Unsterblichkeit der Seele ausging, dieser Grundlage aller großen Religionen, und wovon das Christenthum nur eine Entwickelung ist. A. d. V.

*) Von „Siva," der Gottheit der Celten, die man für die Ops-Consiva oder Cybele hält, welche auch „Ops" hieß, mit dem Beinamen „Consiva" von dem lateinischen Worte „conserere," besäen, bepflanzen A. d. Ueb.

schon sagte, die Verwirklichung eines seltenen Vorbildes, das, obgleich unerforscht, dennoch existirt, und dem Reiche der Asträa *) anzugehören scheint.

Als eines Abends Johanna und Marie in dem jungfräulichen, von dem Schloßfräulein ganz mit Veilchen bestreuten Zimmer eben ihr Gebet verrichtet hatten, sagte Marie zu ihrer ländlichen Gefährtin: „Wir haben für Wilhelm besonders gebetet. Gott schenke ihm heute Nacht einen guten Schlaf, damit morgen seine Stirne nicht mehr so düster seyn möge!“

„Ei, meine Liebe, worüber beunruhigen Sie sich?“ antwortete Johanna. „Wenn mein Pathe nicht alles besitzt, um glücklich zu seyn, so wird er es bald erhalten. Es kann nicht fehlen. Ertragen Sie also sein Uebel geduldig; es wird vorübergehen.“

„Was willst Du damit sagen, Johanna? Erratheſt Du, was mein Bruder wünschen kann?“

„Ich sehe, daß er jung ist, und denke, daß er sich langweilt, allein zu seyn. Ihr reichen Leute heirathet zu spät. Bei uns hätte ein Bursche von zwei und zwanzig Jahren schon Familie. Mein Pathe ist gut, voll Herzlichkeit. Hätte er eine schöne, brave Frau und hübsche kleine Kinder, so wüßte er nichts von Langweile. Muß meiner Pathe rathen, für ihn eine Frau

*) Die Göttin der Gerechtigkeit; sie soll im goldenen Alter vom Himmel auf die Erde gekommen seyn, und nach der Zeit sie verlassen haben.

A. d. Ueb.

zu suchen. Glauben Sie mir, Fräulein, und Sie werden sehen, daß er zufrieden seyn wird."

„Du glaubst also, man könne ohne Familie nicht glücklich seyn, Johanna? Und doch sagst Du, daß Du nicht heirathen willst?"

„Es ist nicht von mir die Rede, Fräulein, sondern von meinem Pathen. Ich habe keine Zeit zur Langweile; aber er, er arbeitet nicht, und braucht deßwegen eine Gesellschaft."

„Hat man nicht am Hofthore geschellt, Johanna?" fragte Fräulein von Boussac, durch den Ton jener Glocke im Gespräche gestört. Es war eilf Uhr. Die ganze Stadt lag im Schlafe, und nie war ein Besuch zu dieser ungehörigen Stunde gekommen.

„Mir scheint's, daß Sie Recht haben, Fräulein. Man hat am Hauptthore geschellt."

„Wer kann jetzt kommen? Es schläft doch alles im Hause?"

„Oh, freilich! Cadet wird nicht aufwachen. Wenn der einmal weg ist, so dauert's bis zum hellen Tage. Das Haus könnte ihm auf den Leib fallen, ohne ihn irre zu machen. Ich will hinabgehen, um zu erfahren, was es giebt."

„Warte, Johanna, ich will mit Dir gehen; man muß nicht dem nächsten Besten aufmachen. Wir wollen zuvor durch das Pförtchen Rücksprache nehmen."

„Kommen Sie, Fräulein, wenn's Ihnen Vergnügen macht!"

Fräulein von Boussac schlang eine Barège-Echarpe um ihren Kopf, nahm Johanna's kleine Laterne, und schwebte mit ihr die Treppe hinunter, halb neugierig, halb erschrocken ob diesem Abenteuer.

Man schellte schüchtern, wie aus Besorgniß, die gastfreien Besitzer des Schlosses barsch zu wecken.

„Das ist kein verwegenes Volk," sagte Johanna, das Pförtchen öffnend; „was wollen Sie denn?"

„Ein Freund kehrt zu Ihnen heim!" antwortete eine Stimme, an welcher Marie sogleich Sir Arthur erkannte.

„Ei, schnell, ei schnell aufgemacht!" rief sie, ihn durch das Pförtchen liebreich als Freund begrüßend.

Um auf den schlechten Wegen schneller fortzukommen, hatte Sir Arthur zu Sainte-Sévère ein Pferd genommen. Johanna, deren Züge er in der Finsterniß nicht erkannte, faßte den Zügel des Miethpferdes, um es in den Stall zu führen, während der Engländer dem jungen Schloßfräulein munter die Thore verschließen half. Sie gingen sodann dem Schlosse zu, und traten in den in eine Küche verwandelten großen Waffensaal, welcher das Erdgeschoß einnahm.

„Die Nacht ist kühl, und sicher haben Sie Erwärmendes nöthig," sagte Marie; „da ist ja noch Feuer! Ich will die Mama und Wilhelm wecken."

„Wilhelm, . . . damit bin ich einverstanden, aber Ihre Mutter, . . . da muß ich protestiren. Lassen Sie sie schlafen, und morgen früh will ich zur gewöhn-

lichen Stunde ihres Erwachens ein Trompetenstück vor ihrem Fenster blasen."

„In der That, sie litt heute an Kopfweh, und Schlaf thut ihr sehr Noth. . . . aber Wilhelm . . ."

Marie wollte in das Zimmer ihres Bruders hinaufgehen, als dieser auf der Schwelle der Küche erschien. Er hatte die Glocke, das Knarren des großen Thores in seinen Angeln, und überdieß das Gebell der Hunde gehört, welche durch die Liebkosungen Sir Arthurs noch nicht beschwichtiget waren. Eilig sich ankleidend, kam er in die Küche, um Licht zu holen.

„Ei sieh doch!" rief er bei dem Anblicke Sir Arthur' aus, „ein nächtliches Tête-à-Tête mit meiner Schwester!" Und nun warf er sich in die Arme seines Freundes, glücklich, ihn zu sehen, obwohl ein sonderbares Weh zu gleicher Zeit sein Herz durchschauerte. Claudine, von Johanna geweckt, lief herbei, ihre Dienste anzubieten, und da Sir Arthur um keinen Preis die übrigen Bewohner des Schlosses stören wollte, bedienten ihn Marie und die flinke Zofe mit einer Art von Nachtessen an der Ecke des Küchentisches. Das Unumständliche dieser landlebenmäßigen Aufnahme ergötzte sehr die jungen Bewirther, und ihr Gast, heiter und fröhlich wie immer, that den kalten Speisen und den eingedickten Brühen der Stegreifmahlzeit alle Ehre an.

„Wir hofften Sie nicht so früh," sagte Wilhelm; „deßwegen steht auch das fette Kalb noch im Stalle."

„Meine Kinder, ich bin zwei Tage früher gekom-

men, als ich erwartete, und ich werde Ihnen sogleich die Ursache sagen."

Marie merkte, daß Herr Harley in Claudinens Gegenwart nicht sprechen wollte, und trug ihr sohin auf, Johanna zu helfen, das Zimmer für Sir Arthur in Stand zu setzen."

„Ich will's Euch nun sagen, meine Kinder! . . ." fuhr Sir Arthur mit einem feierlichen Tone fort, mit der einen Hand die Hand des Bruders, mit der andern jene der Schwester fassend. Er schwieg einen Augenblick, als wollte er sich sammeln. Wilhelm fühlte sich die Glut in's Gesicht steigen.

„Ich habe einen großen Entschluß gefaßt mein lieber Wilhelm," sagte der Engländer mit Wichtigkeit, „und da ich weiß, daß Sie vor Ihrer Schwester keine Geheimnisse haben, so freut es mich sehr, ihr meine Pläne mittheilen zu können. Ich habe mich entschlossen, zu heirathen, und da ich endlich eine Person nach meinem Herzen gefunden habe, so bin ich hieher gekommen, um sie, und ihre Eltern, wenn sie deren noch hat, um ihre Hand zu bitten."

„Da haben wir's nun!" dachte sich Marie seufzend, und blickte ihren Bruder an, um ihn zu bedeuten, daß er Sir Arthur verhindern solle, noch weiter auf diese Sache einzugehen: Allein Wilhelm war ganz in Gedanken vertieft.

„Ich habe zwei Briefe geschrieben," fuhr Sir Arthur fort: „einen an die Person unmittelbar, und

den andern an die Frau von Charmois, die ich für die Beschützerin, oder so zu sagen für die Vormünderin des ihrer Tochter beigegebenen Fräuleins halte... Ich habe keine Antwort empfangen, und in der Besorgniß, daß meine vielleicht etwas ungewöhnliche Bitte, nicht ernstlich mochte genommen werden, bin ich gekommen, um mich deutlicher zu erklären. Ich glaube nicht, daß Frau von Charmois mir besonders geneigt ist. Sie also, mein lieber Wilhelm, und vielleicht auch Sie, mein gutes Fräulein Marie, bitte ich, ganz offenherzig und redlich die Vermittlung meiner Verheirathung mit Miß Johanna zu übernehmen, deren Name ich zwar nicht kenne, aber deren Gesicht mir gefällt, und mir eine vollkommene Bürgschaft leistet."

„Lieber Arthur," erwiederte Wilhelm, „Sie sind edel und bewundernswürdig, vorzüglich in Ihren seltsamen Einfällen; aber Sie sehen uns sehr betrübt, meine Schwester und mich, daß wir Ihnen einen Irrthum benehmen müssen. Mehr als wir erwarteten, und wider unsern Willen, haben Sie, einem Scherze Glauben geschenkt, dessen Folgen vorauszusehen wir weit entfernt waren. Ich muß Ihnen also sagen... Miß Johanna hat nie existirt!"

„Ho! ...." erwiederte Herr Harley mit dem unzubezeichneten Ausdrucke pflegmatischen Erstaunens, welchen die Engländer in diesen Ausruf legen.

„Leider, nein!" sagte Fräulein von Bouffac mit einem mitleidigen Lächeln, und Herrn Harley die Hand

drückend. „Weder Fräulein von Charmois hat eine Gouvernante, noch ich. Miß Claudine und Miß Johanna sind ganz einfach Johanna und Claudine, diese eine Dienstmagd, und jene Kühhirtin und Milchmädchen im Hause."

„Ho!" sagte der Engländer, dessen große blaue Augen immer runder wurden.

„Trösten Sie sich," fuhr Marie mit Sanftmuth fort. „Sie haben sich über den socialen Stand der Person getäuscht; aber weder die Schädellehre des Doctors Gall, noch die Mienenkunde des ehrwürdigen Lavater, haben in Bezug auf den moralischen Werth Johanna's gelogen. Johanna ist eben so gut, und eben so rein als sie schön ist. Sie ist ein Engel. Ich muß aber schnell beifügen, daß sie keine Art von Erziehung genossen, daß sie auf den Feldern mit den Herden gelebt hat, daß sie eine Tochter von Wilhelms Amme ist, eine einfache Bäuerin, und endlich, daß sie nicht lesen kann, und zu befürchten steht, sie werde es auch niemals lernen; denn es fehlt ihr an natürlichem Geschicke zu allen unsern eiteln Kenntnissen, und sie versteht sich besser auf die himmlischen als auf die irdischen Angelegenheiten."

„Ho!" sagte der Engländer zum drittenmale, und blieb lange im tiefen Nachsinnen.

„Mein lieber Arthur," sagte Wilhelm, „fürchten Sie keine Folgen Ihres Irrthumes. Es würde uns unendlich Leid thun, wenn unser thörichter Scherz auch

nur zu einem Lächeln außer der Familie berechtigte. Frau von Charmois hat von Ihrem Billete mit uns nicht gesprochen; wir wissen nicht einmal, ob sie es empfangen hat. Da Johanna nicht lesen kann, so kennen nur wir Beide den Inhalt Ihres Briefes, von dem wir gar nichts ihr mitgetheilt haben. Wir werden Ihnen diesen Brief zurückgeben, und nie soll davon die Rede sein, selbst nicht im Scherze. Auch meine Mutter weiß nichts von Allem. Was Frau von Charmois betrifft, so wird es Ihnen leicht sein, sie glauben zu machen, daß Ihr Brief eine Fortsetzung des Aprilfisches sei, und daß Sie sich über sie lustig gemacht haben."

In Gedanken verloren hatte Herr Harley von dem, was Wilhelm gesprochen, kein Wort verstanden. Er war beschäftiget, die Worte Mariens zu deuten, die noch in seinen Ohren klangen; er wendete sich zu ihr, und stellte an sie, auf eine sehr ernste und regelmäßige Weise, eine Reihe von Fragen über den Charakter, den Geschmack und die Gewohnheiten Johanna's. Das junge Mädchen antwortete hierauf mit dem ganzen Feuer seiner Zärtlichkeit und Bewunderung für Johanna, und schloß mit einer vollständigen, aber vollkommen aufrichtigen Lobrede, worin sie ihm die Schwierigkeiten nicht verhehlte, die ihm anfangs im Austausche seiner Gedanken mit einem so offenherzigen, und von der Welt, worin er bisher gelebt, so verschiedenen Wesen, ohne Zweifel begegnen würden.

Herr Harley hörte aufmerksam zu, dem Anscheine nach kalt. Als dann die Glocke ein Uhr nach Mitternacht schlug, küßte er Marien die Hand, und sagte: „Auch Sie sind ein Engel. Erlauben Sie, daß ich heute Nacht überlege, um meinen Entschluß zu fassen."

„Nehmen Sie mehr Zeit dazu Freund," sagte Wilhelm; „es drängt nichts. Johanna kennt Ihre Absicht nicht . . ,"

Aber Herr Harley schien für Wilhelms Stimme taub zu sein. Dadurch, daß Wilhelm von der Wirkung dieses Schrittes, und von der Sorge für sein Ansehen in den Augen der Welt sprach, konnte er ihn von seiner Liebe nicht abbringen. Denn, wer hätte es vermuthet? Sir Arthur bewahrte, unter dem Anscheine des Unstörbaren, eine große Selbstbestimmung, und zugleich eine große Beharrlichkeit in seinen Neigungen. Er nahm von Marie auf der Treppe Abschied, ging auf den Zehen durch die Corridore des alten Schlosses, und trat mit Wilhelm in das für ihn bereit gehaltene Zimmer.

Der erste Gegenstand, welcher die Blicke des Eintretenden überraschte, und ihm noch ein unterdrücktes „Ho" entriß, war Johanna, die an seinem Bette stand, und seine Kopfkissen mit neuen Ueberzügen versah. Johanna, als Oberbefehlshaberin der Wäsche und Schlüsselbewahrerin der Leinwandkammer, führte die Aufsicht bei Vertheilung des Leinenzeuges, und das Feine ging immer nur durch ihre Hände. Die Leinwand, weiß

wie der Schnee, duftete, Dank ihrer Sorge, nach Schwertlilie und Veilchen, und ohne sie zu zerknittern, berührte sie die Besätze von leichtem Musselin, welche sie anmuthig die Kissen umwallen ließ.

Sie war etwas langsam in allen ihren Bewegungen; aber da sie nie ruhte, überflügelte ihre unaufhörliche Arbeit die oft schlaudernde und lärmende Thätigkeit Claudinens. Ihr Antlitz verklärte eine Art engelhafter Majestät, welche die Alltäglichkeit ihrer Beschäftigungen verschwinden machte. Sah man sie langsam die Bänder der Kopfkissen mit ernster und sinnender Miene in Schleifen knüpfen, so konnte man sie für eine Oberpriesterin halten, mit irgend einer geheimnißvollen Verrichtung ihrer Opferungen beschäftiget.

Der Engländer schwieg regungslos. Wilhelm, bewegt, stand auf Kohlen. Er hätte in diesem Augenblicke lieber Sir Arthur's Freundschaft verloren, als ihn mit Johanna allein gelassen. Und Gott weiß doch, daß Sir Arthur in einem Tête à Tête mit diesem jungen Mädchen noch schüchterner und zurückhaltender gewesen wäre, als Wilhelm. Johanna knüpfte leidenlos und mit gesenktem Kopfe gewissenhaft ihre Schleifen. Wilhelm schien es, als schürze sie den gordischen Knoten, so lange währten ihm die Sekunden. Endlich ging sie fort, und der verliebte Engländer, welcher es nicht gewagt hatte, ihr einen guten Morgen oder guten Abend zu wünschen, sank mit einem tiefen Seufzer in einen Armstuhl. „Morgen, mein lieber Wilhelm," sagte er,

dem jungen Barone zum Abschiede die Hand schüttelnd, „morgen werde ich Ihnen sagen, wie sich dieß alles in meinem Geiste gestaltet hat. Die Nacht schafft Rath."

„Sie wollen also wachen?" fragte Wilhelm, der, ungeachtet seiner Zuneigung zu ihm, sich eines Anfluges ironischer Bitterkeit im Grunde seiner Seele nicht erwehren konnte. „Ich rathe Ihnen vielmehr, gut zu schlafen, mein Freund, da Sie von der Anstrengung sehr ermüdet sein müssen. Die Ruhe wird Ihren Geist freier machen, und tüchtiger, morgen zu überlegen."

Herr Harley antwortete nicht, und Wilhelm verließ ihn, schmerzlich eifersüchtig auf seine Freiheit und seinen Muth.

Arthur öffnete seine ihm vorausgesendeten, in dieses Zimmer gebrachten Felleisen, zog seinen Schlafrock und seine Pantoffel an, zündete zwei Wachskerzen auf dem Kamine an, und setzte sich in seinen Armstuhl, um sich behaglicher seinen Betrachtungen hinzugeben. Aber noch waren nicht fünf Minuten verflossen, als man leise an seine Thüre klopfte. Er öffnete sie, und erblickte Johanna, die ihm ein Theebrett mit vollständigem Thee brachte.

„Fräulein Marie sendet Ihnen dieß," sagte Johanna, das Theebrett auf den Tisch stellend, und den Siedkessel zum Feuer tragend. Indem Herr Harley diese Erscheinung als verhängnißvoll, und als einen Fingerzeig des Schicksals betrachtete, verschloß er beherzt die Thüre, setzte sich wieder in seinen Armstuhl mit den-

fender Miene, die nicht geeignet war, die Schamhaftigkeit bange zu machen, und sagte, während Johanna das Porcellangeschirr auf dem Tische ordnete: „Wollen Sie mir erlauben, eine Frage an Sie zu stellen?“

Johanna fand den Engländer außerordentlich artig, und antwortete ihm mit ruhiger Miene, daß sie seine Befehle erwarte.

Fünfzehntes Kapitel.

Die reine Nacht.

„Ich nehme mir die Freiheit, Sie zu fragen, Fräulein Johanna, ob Sie nicht zu heirathen gedenken?“ —

Dieß war Sir Arthur's Eingang in die Sache, und wie wir gestehen müssen, nie eine Einleitung ungeschickter. Der gute Engländer war in Bezug auf seine Offenheit, Redlichkeit und Hochherzigkeit, ein bewundernswerthes Wesen; aber in keiner Sprache ein Redner. Er trug in seiner Seele eine Art bleibender Begeisterung für erhabene Ideen, die keinen Ausdruck gefunden, und ein ruhiger Zustand, weil ein langweiliger zu sein schien. In diesem Sinne hatte sein Charakter mit jenem Johanna's geheimnißvolle Verwandtschaften. Die Liebe, und die Uebung des Guten waren ihm zur Natur geworden, wie das Athmen, und er kannte das Böse so wenig, daß er gar nicht daran

glaubte. Ernst und ruhig, weil er das Ideal unaufhörlich und mühelos erreichte und umfaßte, brauchte er sich nicht zu ereifern, um seine religiösen und philosophischen Glaubenslehren zu bekennen und zu beobachten.

Biederkeit, Ergebenheit, Geduld, dieß war sein Wahlspruch, dieß war auch der Hauptinhalt seiner Lehrsätze. Seine Einbildungskraft schweifte nicht darüber hinaus, blieb aber auch nie unter diesem zu seinem Gebrauche entworfenen Gesetzbuche, das er auf eine lakonische und eben nicht glänzende Weise zur Schau stellte. Da er kein großer Geist war, konnte man ihn leicht in Verlegenheit setzen, und wenn er sich auch nur ein wenig noch mehr offenbaren wollte, verwirrte er sich, und wurde auf französisch unbegreiflich. Er blieb also gegen sich selbst auf der Hut, ließ sich auf keine Erörterung ein, und begnügte sich, gegen mißfällige Beweisgründe schweigend zu protestiren. Dann antwortete er nur mit jenem, in seinem Munde vielsagenden „Ho," dem stärksten Ausdrucke seines Erstaunens, seiner Unzufriedenheit, und bisweilen seiner Freude.

Johanna war über diese Frage eines Mannes, den sie gar nicht kannte, sehr erstaunt. „Wollen Sie sich einen Spaß machen," antwortete sie, „weil Sie mich so fragen?"

„Nein," erwiederte der Engländer, „ich spasse niemals. Ich frage Sie sehr ernsthaft, Fräulein Johanna, ob Sie frei sind, um heirathen zu können?"

„Mein Herr, das geht nur mich an," antwortete Johanna.

„Ich bitte um Verzeihung, es geht auch mich viel an. Ich bin beauftragt, für einen Bekannten von mir um Ihre Hand anzuhalten."

„Und für wen denn, mein Herr?"

„Wenn Sie nicht heirathen wollen, haben Sie nicht nöthig, zu wissen für wen?"

„Das ist wahr! Gehen Sie, mein Herr, Sie machen sich lustig über mich. Schlafen Sie also wohl; ich wünsche Ihnen gute Nacht. Brauchen Sie sonst nichts mehr?"

„Warten Sie noch einen Augenblick Fräulein Johanna, ich bitte Sie. Sie wollen nicht heirathen, weil Sie vielleicht einen lieben, den Sie nicht heirathen können?"

„Ach, mein Herr, entgegnete Johanna lächelnd, „ich werde keine große Mühe haben, mich davor in Acht zu nehmen, da es nicht so ist."

„Hören Sie, mein Kind; ich bitte Sie, mir die Wahrheit zu sagen, wie einem Freunde."

„Sie scherzen, mein Herr. Wie wären wir denn Freunde, da wir uns fast gar nicht kennen?"

Vielleicht Johanna, kenne ich Sie sehr gut, ohne daß Sie mich kennen."

„Ich wüßte nicht, wie dieß sein könnte, es seie denn, daß Sie meine arme verstorbene Mutter zu jener Zeit gekannt hätten, da sie hier wohnte?"

Zum erstenmale in seinem Leben fühlte Arthur Neigung zu einer wahrlich sehr unschuldigen List.

„Vielleicht hab' ich Ihre Mutter gekannt," erwiederte er, in der Meinung, daß dieß das einzige Mittel sei, Johanna Vertrauen einzuflößen.

Diese kleine Lüge machte auf sie eine magische Wirkung. Sie hatte nicht daran gedacht, das Gesicht des Engländers zu betrachten; sie stellte keine Berechnung seines Alters an. Obwohl Sir Arthur nicht viel über dreißig Jahre zählte, obwohl er üppiges Haupthaar, ein schönes, sehr frisches Gesicht, herrliche Zähne, die glatteste, heiterste Stirne, eine hohe, schlanke Gestalt hatte, so lag doch in seiner ungezierten Tracht, in seinem ernsten Gange, nichts Leichtfertiges, Gefallsüchtiges, Junges. Johanna sann nicht darüber nach, ob er wohl ihre Mutter zwanzig Jahre früher kennen konnte.

„Wenn Sie mit mir von meiner armen seligen Mutter sprechen, so ist's etwas anderes," erwiederte sie, „und ich denke wohl, daß Sie hierüber nicht mit mir scherzen möchten. Lassen Sie hören, was haben Sie mir darüber zu sagen?"

„Johanna, ich nehme eben so sehr an Ihnen Antheil, wie Fräulein Marie und Herr Wilhelm, Ihr Milchbruder; ich wünsche, daß Sie glücklich seien; ich mache mir eine Pflicht daraus, dazu beizutragen, und ich bin reich genug, um Ihre Wünsche zu erfüllen. Wenn es wahr ist, daß Sie eine Person Ihres Standes lieben, und nur Mangel an Vermögen ein Hinder-

niß ist, so übernehme ich es, Sie anständig auszusteuern. Vertrauen Sie mir also, und antworten Sie mir furchtlos!"

„Mein Herr, Sie sind sehr gütig gegen mich," erwiederte Johanna; „vielleicht hat meine Mutter zu ihrer Zeit Ihnen einen Dienst erwiesen; aber durch meine Aussteuer wäre er zu theuer bezahlt. Uebrigens bedarf ich einer solchen nicht. Ich bin in Niemand verliebt, und Niemand erregt in mir ein Verlangen zu heirathen."

„Könnten Sie mir dieß bei der Ehre Ihrer Mutter beschwören, die Sie so sehr zu lieben und zu bedauern scheinen?"

„Oh ja, mein Herr, dieß wäre mir ein Leichtes, und wenn es nöthig ist, bin ich dazu bereit."

Herr Harley schwieg einen Augenblick. Aus den Zügen und dem Tone Johanna's, erkannte er die Wahrheit ihrer Worte.

„Dennoch," sagte er, als er sah, daß sie fortgehen wollte, „wünsche ich etwas für Ihre Zukunft zu thun, und dieß ist eine Pflicht für mich. Wollen Sie mir nicht sagen, welche Bedingungen Sie zur Begründung Ihres Glückes in der Ehe für nöthig halten?"

„Es ist doch drollig," erwiederte Johanna, „daß hier Jedermann vom Heirathen mit mir spricht, während ich selbst nie davon spreche, und gar nicht daran denke!"

„Nun denn, finden Sie, daß ich Sie beleidige, wenn auch ich davon spreche? In diesem Falle würde ich

nichts mehr sagen; meine Absicht ist nicht, Sie zu beleidigen."

„Oh, ich glaub' es wohl, mein Herr," versetzte Johanna, die fürchtete, unhöflich gewesen zu seyn, und für welche die Höflichkeit, als ein Ausdruck ihres Wohlwollens und ihrer Aufrichtigkeit, eine Pflicht war. „Sie können mir alles sagen, was Sie wollen, ohne daß ich darüber unwillig würde."

„Erlauben Sie mir also, meine liebe Johanna, Sie zu fragen, wie Sie wünschten, daß der Mann seyn sollte, den Sie nehmen möchten?"

„Das weiß ich nicht, mein Herr. Ich habe an das, was Sie mich fragen, gar nie gedacht."

„Aber ich setze nur voraus! Können Sie nicht auch voraussetzen? Wissen Sie denn nicht, was man unter Voraussetzung versteht?"

„Ja, mein Herr, ich kenne dieses Wort. Man spricht es bisweilen bei uns."

„Nun denn, voraussetzend, daß Sie einen Gatten wählen sollten, wie müßte er nach Ihrem Wunsche seyn?"

„Sie fragen mich hierwegen zu viel! Ich sage Ihnen, daß ich es nicht weiß."

„Gut, wie wünschten Sie also, daß er nicht sey? Wissen Sie dieß auch nicht? Wohlan, wenn er arm wäre, würden Sie ihn abweisen?"

„Oh nein; deßwegen würde ich ihn nicht abweisen, da ich selbst arm bin, mit Armen aufgewachsen bin, und wie die Armen sterben werde!"

„Und was würden Sie dazu sagen, wenn er reich wäre?"

„Ich würde sagen: Nein, mein Herr!"

„Oh, warum dieß?"

„Ich kann Ihnen hierauf nicht antworten. Aber ganz gewiß würde ich ihn abweisen."

„Halten Sie die Reichen für böse?"

„Oh nein, mein Herr. Meine Pathe, mein Pathe, Fräulein Marie sind auch reich, und sind recht gut."

„Sie glauben etwa, daß ein Reicher sich nur an Sie machen würde, um Sie zu versichern, und nicht ernstlich und aufrichtig daran dächte, Sie zu heirathen?"

„Dieß könnte wohl geschehen. Wenn ich aber auch wüßte, daß es ihm Ernst wäre, so möcht' ich ihn doch nicht."

„Wenn er aber, um Ihnen zu gefallen, auf sein Vermögen verzichten, wenn er das Gelübde der Armuth ablegen würde, um Ihrer würdig zu seyn?" rief Sir Arthur ganz erfreut aus, indem er die geheimnißvollen Gedanken Johanna's zu ergründen wünschte.

„Dieß könnte meine Ansicht etwas ändern," antwortete Johanna; „aber es wäre doch nicht hinreichend."

„Welches Opfer müßte er denn bringen?" erwiederte der in seinem Innern aufgeregte Engländer. „Es giebt vielleicht Einen, der Sie so innig liebt, daß er in Alles williget."

„Nein, mein Herr, nein," sagte Johanna; „es giebt keinen Solchen, ich stehe Ihnen gut dafür, und gäbe

es Einen, der sich auf meine Gedanken aus einer eigennützigen Ansicht einließe, so würde er es eines Tages gewiß bedauern!"

„Ich verstehe nichts mehr . . . Oh! . . . erklären Sie sich!" rief Arthur aus, auf dessen Stirne der Schweiß der Anstrengung thaute, den Sinn der Räthsel der Schäferin von Epnell zu finden.

„Das ist schon genug, mein lieber Herr," erwiederte sie, „ich kann Ihnen nicht mehr darüber sagen. Wenn Sie mir wohlwollen, so denken Sie nicht daran, mich zu verheirathen. Ich brauche nichts, und für Ihre Freundschaft, wenn sie von meiner Mutter auf mich übergeht, würde ich Ihnen sehr verbunden seyn."

Herr Harley, von Ueberraschung versteinert, wagte es nicht, sie noch länger zurückzuhalten.

Johanna traf vor der Thüre Claudine, welche horchte, und durch das Schlüsselloch schaute, und sich gar nicht schämte, auf frischer That der Neugierde und Unschicklichkeit ertappt zu werden. Johanna dachte nicht daran, es ihr übel zu nehmen. Es fiel ihr nicht ein, jemals ein Geheimniß vor ihr zu haben, die sie sehr liebte, und von der sie eben so sehr geliebt wurde. —

„So, Du warest da?" sagte sie zu ihr, als sie nach ihrem gemeinschaftlichen Kämmerlein gingen. „Warum hast Du Dich denn nicht niedergelegt?"

„Ich konnte nicht schlafen," antwortete offenherzig das Mädchen von Toull, „als ich sah, daß Du von

dem Herrn nicht zurückkamst. Dann wollte ich hören, was er Dir sagte. Das war recht drollig!"

„Warum gingst Du denn nicht hinein? Du hättest mir geholfen, ihm zu antworten; Du kannst besser reden, als ich."

„Oh, ich hätte mich zu sehr geschämt," erwiederte Claudine, die immer die Schüchterne spielen wollte, obgleich sie ziemlich frech war. „Ich begreife nicht, wie Du so lange und von hunderterlei Sachen mit Leuten reden kannst, die Du nicht kennest."

„Worüber sollt' ich mich denn schämen? Man hat mir nichts Unrechtes gesagt, und dieser Herr ist sehr anständig."

„Oh, was dieß betrifft, ja! Er spricht recht anständig, und wäre er nicht so drollig, so würde er ein recht hübscher Mann seyn."

„Was findest Du denn Drolliges an ihm?"

„Ei, ist es nicht drollig, ein Engländer zu seyn?"

Also plaudernd, waren die beiden jungen Mädchen in ihr Zimmer getreten, welches in einem Thürmchen lag, erleuchtet durch ein Fenster, oder vielmehr durch einen schrägen Einschnitt, der unten in eine runde Schießscharte auslief, welche früher den Wächtern zur Aufstellung eines Falkonettes gedient hatte. Eine steinerne Bank zog sich quer durch diese enge und tiefe Mündung, und der Mond, welcher durch den Einschnitt leuchtete, war das einzige Licht, dessen die jungen Mädchen bedurften, um sich in das Bett zu legen.

Als Dienerinnen, die es sich zur Pflicht machten, dem Hause sparen zu helfen, löschten sie ihre Laterne aus, und Johanna, die auf der steinernen Bank saß, um sich aufzuschnüren, schaute auf das Feld hinaus, und versank in ihre Träumerei.

„An was denkst Du denn?" rief ihr Claudine vom Bette aus zu. „Willst Du denn diese Nacht nicht schlafen?"

„Die Stunde des Schlafes ist vorüber," sagte Johanna, „und es ist fast nicht der Mühe werth, noch damit anzufangen, denn der Tag wird bald anbrechen. Du kannst gar nicht glauben, Claudine, welch' drollige Wirkung es auf mich macht, wenn ich den Mondschein sehe."

„Oh, den Mondschein hab' ich gerne!" erwiederte Claudine, zwischen Schlaf und Plauderlust schwankend. „Während des übrigen Theiles der Nacht bin ich furchtsam bis auf den Tod; scheint aber der Mond, so fürcht' ich mich nicht, weil ich alles sehe."

„Nun, da bin ich nicht, wie Du," entgegnete Johanna. „Der Mondschein beunruhiget mich ein wenig; der ist das Vergnügen der Feiden! Die guten und bösen sind zu solcher Zeit drauffen, und wenn die christlichen Seelen nicht im Stande der Gnade sind, droht ihnen Gefahr."

„Ah, sei still, Johanna," sagte Claudine; „wenn Du Deine Geschichten von den Feiden anfängst, jagst Du mir Furcht ein. Du weißt, daß ich an so etwas

nicht mehr glauben will. Das war gut bei uns zu Hause; aber in der Stadt ist es albern; Jedermann lacht darüber. Wenn Du mit Fräulein Marie darüber sprächest, würdest Du sehen, wie sie Dich auszankte!"

„Ich zwinge Dich nicht, daran zu glauben, Claudine; die Feiden haben sich nie mit Dir abgegeben. Es giebt Personen, welche die Geister nie belästigen. Aber es giebt andere, die wohl gezwungen sind, zu wissen, wovon es sich handelt, und das Mittel zu kennen, sich vor den Bösen zu hüten, um mit den Guten befreundet zu bleiben. Ich kann nicht sagen, daß es keine Feiden giebt. Hierüber weiß ich zu viel, Claudine."

„Wohlan, sei still, und leg Dich nieder! Ich fürchte mich schon. Ich kann nicht begreifen, wie Du Dich um diese Stunde von ihnen zu reden getraueſt, da Du doch gewiß weißt, daß es Feiden giebt . . . Glücklicherweise bin ich in diesem Zimmer beruhigter, wenn die Thüre gut verschlossen ist, weil sie durch das Fenster nicht herein könnten; denn es ist keines da."

„Das würde sie nicht hindern, geh, Claudine. Wie klein auch die Oeffnungen eines Zimmers seyn mögen, so können sie durch, wenn sie wollen. Aber fürchte Dich nicht. Sie werden Dir nichts zu Leide thun, so lange Du bei mir seyn wirst."

„Das ist ein Glück für mich," erwiederte Claudine, „denn ich besitze das nicht, was nöthig ist, um sie wegzubringen."

„Red' nicht so, Claudine!"

„Dir kann ich es wohl sagen. Du weißt es ja. Eben recht! Sagt Dir Marsillat nichts Schönes mehr vor?"

„Nein, gar nichts."

„Gar nichts, gar nichts?"

„Du fragst mich so alle Tage! Ich sage Dir doch nein!"

„Gleichviel, Johanna. Es giebt nicht viele Mädchen oder Frauen, die sich vor einem Manne hüten könnten, wie er ist."

„Das ist doch so schwer nicht!"

„Ich sage Dir: ja, es ist schwer! Ein Mann, der will was er will! Er will es durchaus, was!"

„Er läßt sich bedeuten, wie ein Anderer, geh!"

„Dahin hab' ich ihn niemals gebracht."

„Weil Du selbst keine große Lust hattest, Claudine, ihn zu bedeuten."

„Ei, einen so hübschen Mann, und der so gut spricht!"

„Und der Dir Geschenke gemacht hat!"

„Die Geschenke sind auch hübsch!"

„Noch hübscher wäre es gewesen, kein Verlangen darnach zu haben!"

„Nicht Jedermann kann seyn, wie Du, hör' doch! Ich sage nicht, daß ich Recht gethan habe; denn dieß alles macht mir Kummer."

„Geh, mach Dir keinen Kummer; es wird Dich nicht hindern, Dich zu verheirathen, meine Claudine."

„Das nimmt die Luft dazu. Was soll man denn mit einem Bauer machen, wenn man es dahin gebracht hat, mit einem Herrn zu schwätzen? Marsillat hat so viel Geist, und Cadet ist so dumm!"

„Aber dieser ist gut, ist herzhaft, liebt immer; ein Marsillat liebt nicht lange!"

„Du glaubst also, daß er mich gar nicht mehr liebt?"

„Dieß sag' ich nicht; aber was sagst Du selbst davon?"

„Ich sage, daß ich viel Kummer gehabt habe! Aber es geht nach und nach vorüber. Man muß sich trösten, wenn man nichts Besseres thun kann."

„Ja, man muß sich trösten, Claudine. Dieß alles hindert Dich nicht, ein gutes, fleißiges Mädchen zu seyn, das noch von einem rechtschaffenen Manne geliebt werden kann. Das Unglück, welches Du gehabt hast, ist auch anderen schon begegnet, und es ist nicht so gar Böses, wenn es aus Güte und Freundschaft geschah. Der gute Gott verzeiht dieß; warum sollten es also die Menschen nicht auch verzeihen?"

„Ja, 's ist wohl nöthig, daß sie es verzeihen," sagte Claudine, eine Thräne trocknend, und schlummerte auf demselben Kissen ein, wie die reine und nachsichtige Johanna.

Man erstaune nicht, die keusche Johanna so duldsam gegen die reuige Claudine zu sehen. Ein oder zwei Fehltritte der Jugend und Selbstvergessenheit, ent-

ehren bei uns auf dem Lande ein junges Mädchen nicht. Sie sind von Natur schüchtern und keusch, aber schwach; die Männer rechnen ihnen nicht als Verbrechen jene Schwachheiten an, die sie in Versuchung führen und benützen. Nie gab es einen Mann aus der gebildeten Welt im achtzehnten Jahrhunderte, der es besser verstanden hätte, das, was man damals das Vorurtheil nannte, mit Füssen zu treten, als die Bauern unserer Zeit. Hier gilt es, eine Thatsache anzuführen, aus der keine Folgerungen gegen die Grundsätze Johanna's dürfen gezogen werden. Unsündig durch ausnahmsweise Entschlossenheit, war sie voll Nachsicht und Liebe gegen die Fehler Anderer.

Indessen lag Johanna, gewöhnt vor dem Einschlafen zu beten, noch mit offenen Augen da, als sie plötzlich die das Innere des Thürmchens erleuchtende Schießscharte, von einem undurchsichtigen Körper ausgefüllt sah. Sie konnte einen Schrei nicht unterdrücken, worauf der Körper sogleich verschwand. Dann hörte sie ihn die äußere Mauer entlang gleiten, und ein schwaches Knittern des Sandes im Garten unter seinen verstohlenen Schritten. Dieses Stockwerk ragte nur zehn bis zwölf Fuß über den Boden empor, und es war möglich, auf dem Gitterwerke der die Mauer umrankenden Weinreben bis zur Luke hinaufzusteigen.

Claudine, erschrocken aus dem Schlafe auffahrend, steckte ihren Kopf unter die Bettdecke, und Johanna, so muthig sie auch war, traute sich anfangs nicht, durch

die Schießscharte zu schauen. Als sie nach mehreren Bekreuzungen und frommen Beschwörungen, sich dazu entschloß, sah sie nichts mehr. Der Mond war rein, und der Schatten der Obstbäume spiegelte sich unbeweglich und klar im leuchtenden Sande der Luftgänge ab.

„Bist du toll, mir so Furcht einzujagen?“ sagte Claudine. „Du glaubst immer den Teufel zu sehen!“

„Ich habe nicht gesagt, daß es der Teufel war,“ erwiederte Johanna. „Es sah aus, wie ein Kopf.“

„Hatte er Hörner?“

„Nein. Er war wie ein Menschenkopf, und obgleich ich nicht so viel Zeit hatte, um genau zu sehen, weil von hinten der Mond leuchtete, so erblickte ich doch schlichte Haare auf einem platten Kopfe.“

„Der sah dann also wie der Kopf des alten Kuhzaumes aus?“

„Ich hab' auch schon daran gedacht. Aber was sollte Raguet hier zu thun haben?“

„Sicher nicht etwas Gutes. Hast Du die Thore gestern Abend geschlossen?“

„Das Fräulein und der Engländer haben sie geschloßen, und vielleicht den Querbalken vorzuschieben vergessen. Uebrigens weißt Du ja, daß dieser böse Raguet wie eine Schlange ist. Er würde durch ein Schlüsselloch schlüpfen.“

„Bah! Du wirst wieder etwas in der Einbildung gesehen haben. Die Hunde haben nicht gebellt.“

„Du weißt, daß die Hunde nie etwas zu diesem

Menschen sagen. Er versteht es, sie mit gewissen Worten zu beschwichtigen."

„Ja, saubere Worte! Fleisch von todten Pferden wirft er ihnen vor. Er ist mehr Dieb als Zauberer, geh, und mehr böse als in geheimen Künsten erfahren."

„Wir müssen uns ankleiden, und draußen nachsehen," sagte Johanna.

„Meine Feine, ich mag nicht mitgehen," erwiederte Claudine. „Ich fürchte mich zu sehr."

„Und wenn er im Hofe oder Garten irgend eine Verwüstung anrichtet, wird es nicht unsere Schuld sein, Claudine? Ich will ganz allein hingehen. Ist's Raguet, so hab' ich schon nicht mehr so viel Furcht, als wenn es etwas anderes wäre."

Claudine wollte Johanna das Abenteuer nicht allein bestehen lassen. Sie faßte Muth, und begleitete sie. Alles war still, und die beruhigte Claudine machte sich auf dem Rückwege über Johanna lustig.

„Gleichviel," sagte Johanna, „ich hab' ihn gesehen, und bin dessen gewiß. Ist's Raguet, so ist es schon nicht so befremdlich; dieser Mensch schleicht sich überall ein, lauft die ganze Nacht, und schläft wenn Andere wachen."

„Wahrhaftig, er ist so neugierig, wie eine Amsel," versetzte Claudine; „er kommt einem immer in die Quere, wenn man etwas verstecken will. Er hörte bisweilen Abends alles, was bei uns gesprochen wurde, und wußte selbst alle meine Verhältnisse mit Marsillat,

ohne daß ich Jemanden ein Wort davon gesagt hatte. Auf solche Art will er sich für einen Zauberer ausgeben, und den Leuten Furcht einjagen."

Sir Arthur schlief nicht. Seine gewöhnlich so friedliche Einbildungskraft, flog in vollem Galoppe dahin. Das Einfache und Seltsame im Wesen Johanna's bildeten einen Gegensatz, der ihn ganz verwirrt machte. „Wer mir gesagt hätte," dachte er sich, „daß ich in eine Bäuerin mich verlieben, und entschließen würde, ein Wesen zu heirathen, das nicht lesen kann, und daß ich durch ihren Stolz mich zurückgestoßen, und durch die Tiefe ihres räthselhaften Charakters angezogen fände!"

„Freund," sagte er zu dem jungen Baron, als dieser um neun Uhr Morgens in sein Zimmer trat, „ich bin heute früh in das Landmädchen Johanna noch verliebter, als ich es gestern in Miß Johanna war. Ich habe mit Ihr geplaudert, nachdem Sie mich verlassen hatten."

„Wahrhaftig?" rief Wilhelm erröthend aus.

„Wahrhaftig; sie sprach in Räthseln mit mir; sie schien mir aber das reinste und göttlichste Vorbild, welches jemals aus der Hand des Schöpfers hervorging, und ich fange an, das zu glauben, was ich schon vermuthete, daß gewisse Wesen, welche nicht lesen gelernt haben, mehr wissen, als die meisten Gelehrten auf der Welt. Sie ist sehr überspannt, diese Johanna; sie verschließt ein Geheimniß in ihrem Herzen, welches mich erschreckt und anzieht. Dieß kann nur etwas Erhabe-

nes oder Wahnsinniges sein. Und ich, der ich das Leben trocken und langweilig fand, der ich bisweilen, ohne es Ihnen zu gestehen, Anfälle von Spleen fühlte, bin jetzt ganz bewegt, ganz verjüngt. Ich zittere, ich leide . . ., aber ich lebe."

„Das heißt: Sie hoffen auch," sagte Wilhelm. „Wie sollte es Ihnen nicht gelingen, von diesem armen Mädchen geliebt zu werden?"

„Ich befürchte sehr das Gegentheil. Dieses arme Mädchen hat keinen Ehrgeiz. Deßwegen bewundere ich es; deßwegen lieb' ich es, und beharre auf dem Vorhaben, es zu heirathen, wenn ich es zur Einwilligung bewegen kann."

Wilhelm versuchte es nicht, Sir Arthur davon abzureden. Niedergebeugt und sorgenvoll, führte er ihn zu seiner Mutter, die ihn mit Ungeduld erwartete. Die Familie von Charmois frühstückte so eben. Die Unterpräfektin war mit dem Engländer sehr spröde, der nicht einmal daran dachte, ihr auch nur sein Billet zu erklären, so unmöglich war es ihm, frei heraus von einer Liebe zu sprechen, die, nicht mehr ernstlich, sondern noch leidenschaftlicher, als es anfangs der Fall war, sich seiner mit Gewalt zu bemächtigen begann.

Frau von Bouffac und ihre Freundin, hielten also jenes Billet nur für einen Scherz. Diesen verzieh ihm aber die Unterpräfektin um so weniger, als sie ihn für die Reize ihrer Tochter völlig unempfindlich sah, daher sie nach Rache an ihm dürstete. Ihrem Scharfblicke

konnte es auch nicht entgehen, wie sehr Johanna ein Gegenstand der Unruhe für Wilhelm war. Von zwei für Elvire erspäheten Männern, sah sie also nicht einen mehr, den diese Magd nicht beschäftigte, und schon haßte sie die arme Johanna, und legte es darauf an, sie bei jeder Gelegenheit hochmüthig zu behandeln, und schwur in ihrem Innern, mit Verwirrung und Schmerz das Haus erfüllen zu wollen, worin sie ihren Einfluß nicht ausüben konnte.

Sechszehntes Kapitel.

Die Velléda des Berges Barlot.

Marsillat kam Nachmittags an. Da er sich zu Guéret keine zahlreichen Klienten zu verschaffen suchte, war er nicht angekettet, wie alle Advokaten der Provinz. Er wollte nur seinen ersten Feldzug in seiner Heimath eröffnen, und nur in wichtigen und Aufsehen erregenden Prozessen plaidirend, blieb ihm oft so viele Muße, einige Tage in Boussac zu verleben. Seinen verzehrenden Ehrgeiz verbarg er unter einer Miene der Unbekümmertheit und selbst der Verachtung der Lorbeeren des Gerichtshofes; kurz, er trachtete, späterhin Deputirter zu werden.

Es dürfte schwer zu begreifen sein, wie ein Mann von solchem Charakter einer großen Leidenschaft für

ein Frauenzimmer, wie Johanna, zugänglich sein konnte. Auch war Marsillat hinsichtlich der Schäferin von Epnell sehr beruhigt. Allein er besaß zu viel überlegte Beharrlichkeit des Willens, um sie nicht auch instinktmäßig auf seine Wünsche zu übertragen. Ein nicht befriedigtes Gelüsten quälte ihn mehr, als ihm selbst lieb war, und seit seinem fast zweijährigen, vergeblichen Anstreben des Besitzes des schönsten Mädchens der Gegend von Combraille, beschlichen ihn zeitweise Anfälle böser Laune gegen sie und sich selbst, indem er sich erinnerte, daß ihm zum erstenmale in seinem Leben ein Unternehmen dieser Art scheiterte. Und dennoch hatte er bei ihr mehr Mühe aufgewendet, als bei jeder andern.

Mit Vergnügen sah er sie im Schlosse Boussac aufgenommen, in der Hoffnung, sie dort in seinen Händen zu haben, und während der ganzen Krankheit Wilhelms, benützte er alle möglichen Vorwände, um im Schlosse seine Aufwartung zu machen. In den weiten Gemächern der alten Behausung, durch welche sie zur Bedienung ihres lieben Pathen eilte; insbesondere Abends, wenn er ihr im Hofe oder in der Milchkammer auflauerte, ja bis zum Bette des Kranken hin, dessen bewußtloser Zustand ihm bisweilen ein Tête à Tête mit Johanna gewährte, hatte er seine barsche und gebieterische Beredsamkeit, seine bestechenden Anerbietungen, und seine Versuche von Vertraulichkeit erschöpft, ohne sie einen Augenblick bewegt oder eingeschüchtert zu haben.

Sie besaß physische Kraft genug, um einen Kampf

nicht zu fürchten, auf den übrigens Marsillat schon aus Klugheit sich nicht eingelassen hätte, weil er wohl wußte, daß ein einziger Schrei, ein überlauter Ausruf Johanna's, in diesem strengen und schweigsamen Hause, ihn mit Hohn und Schande bedecken würde. Er konnte also nur hoffen, durch verführerische Worte und Verheissungen sich Gehör zu verschaffen; allein zu allen seinen schönen Worten zuckte Johanna die Achseln, und sagte: „Ich weiß nicht, woher Sie den Muth nehmen, so zu spassen, während mein armer junger Herr so krank ist, und meine arme Pathe voll Kummer. Dennoch thun Sie, als ob Sie sie liebten; denn Sie sind sehr dienstfertig im Hause; allein Sie sind so toll, daß Sie immer Jemand erzürnen müssen. Ich glaube, Sie würden mit brennenden Füssen um die Mädchen herumflattern. Gehen Sie, lassen Sie mich in Ruhe; Sie sind ein N i c h t s s a g e r. Wenn Sie mir wieder so kommen, werde ich Sie Claudinen empfehlen."

Johanna's kaltes Blut war eine bessere Schutzwaffe, als Zorn oder Furcht. Im Grunde fühlte Marsillat, daß sie mit gesundem Verstande sprach, und ihn nicht schlechter beurtheilte, als er war; denn er hatte Ergebenheit und Zuneigung für Wilhelm, und sein Betragen war nicht durchaus Heuchelei.

Dieß war übrigens alles, was er von der Perle von Combraille, wie er sie mit halb leidenschaftlicher, halb spöttischer Miene nannte, erhalten konnte. Selten machen unsere Bürger Mädchen dieser Klasse ernsthaft

den Hof. Sie behalten im Verkehre mit ihnen jenen Ton geringschätziger Ueberlegenheit bei, den diese in ihrer liebenden Einfalt nicht verstehen, was bisweilen zu ihrem Unglücke sich ereignet, ohne daß die Geldgierde (aber ich will nicht sagen die Eitelkeit) dabei im Spiele ist. Unsere entsetzlich verderbten Bürger haben die vornehmen Feudalherren in gewissen Rechten abgelöset, die sie sich vermittelst ihres Geldes und einer Art von Abhängigkeit, worin sie die Familie des Armen erhalten, anmassen.

Nach dem Maaße von Wilhelms fortschreitender Genesung, hatte Marsillat den eifersüchtigen Schutz sehr wohl bemerkt, welchen er seiner Pathe zuwendete, und aus Besorgniß lächerlich zu werden, sich gestellt, als kümmere er sich nicht mehr um Johanna. Es gab sogar Augenblicke, wo er in seinem jungen Freunde eine wirkliche, schmerzliche Leidenschaft zu errathen glaubte, und sich versucht fühlte, hochherzig zu sein, und seine Liebe zu begünstigen. Nur hätte er gewollt, daß Wilhelm selbst seinen Beistand und die Rathschläge seiner verderbten Erfahrung in Anspruch nähme; aber der junge Mann würde lieber gestorben sein, als sein Herz verrathen haben.

Uebrigens war Marsillat im Innersten der Seele von der auszeichnenden Aufnahme geschmeichelt, insbesondere da die Damen des Hauses ihn mit größerer Aufmerksamkeit behandelten, als irgend einen Andern seines Standes. Jeder ehrsüchtige Bürger leidet an die-

ser Schwachheit, obwohl es wenige Provinzen geben mag, in welchen der Adel unbeachteter wäre, als in der unserigen, und obwohl es damals zum guten Tone gehörte, seiner zu spotten, und ihn mehr, als er es verdiente, zu mißachten.

Aber die Macht der Verhältnisse hatte Johanna vor den ungestümen Zudringlichkeiten Marsillat's in Sicherheit gebracht. Da er anderswo lebte, an seine Angelegenheiten, an seinen Ruf, an seine Zukunft denken mußte, erwachte seine Laune für das Landmädchen nur mehr in kurzen Pausen, so auch, als die Gelegenheiten, mit ihr zu sprechen immer seltener, und für seinen Ruf als Mann von Gewicht immer gefährlicher wurden. Von Tag zu Tag erschienen die Thorheiten der Jugend, denen man bei uns nur zu viele Nachsicht schenkt, mit der Stellung des berühmten Advokaten unvereinbarer. Mit einem Worte, seine Sehnsucht nach Johanna war in seinem Busen entschlummert. Vielleicht harrte sie nur einer etwas kraftvollen Anregung, um wieder zu erwachen.

Vor dem Mittagsessen ging er mit Wilhelm und Sir Arthur auf die Wiese hinaus, wo Johanna gewöhnlich ihre Kühe hütete. Er nahm das Vergnügen zum Vorwande, in den Felsen, den Fluß entlang, einige Hasen aufzujagen und zu schießen. Eigentlich wünschte Marsillat Sir Arthur in der Anwesenheit des Gegenstandes seiner Gedanken zu sehen; denn Claudine hatte an der Thüre Sir Arthur's zu gut gehorcht, um

nicht fast auswendig die sonderbare Erklärung zu wissen, welche er der Johanna persönlich gemacht hatte, und Marsillat war Claudinen nicht schon so völlig fremd geworden, um nicht noch eine Viertelstunde geheimer Unterredung mit ihr zu finden. Da Claudine in keinen andern Beziehungen mehr zu Marsillat stand, als nur von der Lust angezogen, von Zeit zu Zeit mit ihm zu plaudern, und sein Ergötzen an ihrem Gewäsche bemerkte, erzählte sie ihm ganz gefällig alle kleinen Ereignisse des Hauses, und Marsillat, der gerne alles erfuhr, machte sie seiner persönlichen Polizei dienstbar, ohne daß sie dabei Arges vermuthete. Diese geschäftige Vertraulichkeit liegt ganz in den Neigungen der Bürger des Landes.

Unsere drei jungen Männer gelangten an das Ende der Wiese, ohne daß Marsillat's scharfes Auge, noch Wilhelms schwermüthiger und unruhiger Blick, Johanna entdeckt hätten. Da die Kühe auf der Wiese waren, konnte die Hüterin nicht ferne sein. Aber sie mußten darauf verzichten, sie anzutreffen, und Leon in die Felsen gehen, um das der Flinte des Herrn Harley versprochene Wildpret aufzutreiben.

Hier nun sah er Johanna, an einen großen, schirmenden Felsen gelehnt, im tiefsten Schlafe. Dieser Anschein von Ermattung und Trägheit war ein greller Gegensatz zu Johanna's Gewohnheiten, und zu dem ländlichen Vorurtheile, daß es gefährlich sei, im Freien einzuschlafen. Allein sie hatte diese Nacht kaum zwei

Stunden geruht, und die Müdigkeit sie überwunden. Ihr Spinnrocken schmiegte sich noch an ihre Seite; aber die Spindel war auf dem Boden gefallen, und der Faden entzweigerissen. Ihr schöner Kopf neigte sich gegen den Felsen, und der Hanf am Spinnrocken diente der keuschen Wange zum Kissen. Sie saß in der züchtigsten Stellung da, und ihre rechte, zur Seite herabhangende Hand, machte von Zeit zu Zeit die unwillkürliche aber schwache Bewegung des Spindeldrehens.

Marsillat, der sie zuerst gewahrte, blieb einige Schritte vor ihr stehen, und winkte seinen Gefährten, sich zu nähern. Wilhelm fühlte sein Herz krampfhaft zusammengepreßt, da er seine keusche Johanna den lüsternen Blicken dieses Mannes mußte preisgegeben sehen. Aber Sir Arthur, nachdem er Johanna einige Augenblicke schweigend betrachtet, schien plötzlich sehr bewegt, und murmelte mit gedämpfter Stimme, seine Hände auf die Arme seiner zwei Begleiter legend:

„Ho! . . . Erinnern Sie sich?"

„Wessen?" fragte Marsillat, „Es scheint, daß Sie irgend eine liebliche Erinnerung haben!"

„Ho!" sagte der Engländer, seine Hand gegen Johanna mit Rührung ausstreckend: „ich erinnere mich ganz! Sie war das schönste Kind von der Welt, sie ist das schönste Mädchen auf Erden!"

„Mein Gott!" rief Wilhelm aus, mit der Hand über seine Stirne fahrend, „ich erinnere mich an etwas, wie in einem Traume! . . . Helfen Sie mir! Erinnern Sie mich!"

„Wilhelm," erwiederte Herr Harley, erinnern Sie sich der salzigen Steine und der Druidin Velleda, und der drei Gaben, und der drei Wünsche, die wir ihr gemacht haben!"

„Ja, das ist's!" rief Leon aus; „nun erinnere ich mich. Was die drei Gaben betrifft, weiß ich nicht mehr genau, woraus sie bestanden. Es waren drei verschiedene Münzen. Unter den drei Wünschen . . . fällt mir noch jener des Herrn Harley bei: „„einen guten Mann,"" und der meinige: „„einen herzhaften Liebhaber"" . . . an jenen Wilhelms erinnere ich mich nicht mehr."

„Ich auch nicht," sagte Wilhelm; „doch gedenke ich meiner Spende. Es war ein Goldstück."

„Und ich erinnere mich an alles, als wär' es heute," rief Sir Arthur aus.

„Und Sie glauben, Johanna sei's gewesen?" fragte Wilhelm verwirrt.

„Warum nicht?" versetzte Leon; ich weiß es nicht; aber es ist leicht, sich Gewißheit zu verschaffen."

Da er rücksichtlos laut sprach, erwachte Johanna, erröthete völlig vor Bestürzung und Scham, rieb sich dann die Augen, stand auf, lächelte, und schaute auf ihre Kühe. Sie waren ein wenig weit weg; Johanna wollte ihnen nachlaufen; aber Marsillat ließ sie nicht fort.

„Johanna," sagte er zu ihr, um sie zu prüfen, „hast Du denn Niemanden jemals gesagt, was Du mit

den drei Münzen gethan hast, welche die Feiden des Berges Barlot in Deine Hand gelegt hatten, als Du klein warest, eines Tages, da Du auf den salzigen Steinen im Schlummer lagest?"

Zum erstenmale seit dem Brande der Hütte zu Epinell, bemerkte Wilhelm in Johanna's Antlitze große Unruhe und gewaltigen Schrecken.

„Gott im Himmel!" rief sie aus, bleich werdend wie der Tod, „wie wissen Sie dieß, mein Herr? Ich hab' es nur meiner Mutter, und meine Mutter hat es sonst Niemanden gesagt."

„Deine Muhme wußte es, dem Anscheine nach, Johanna!"

„Nein, meine Muhme hat es nie gewußt. Wer hat es Ihnen sagen können? Meine Schuld ist es nicht, daß Sie es wissen; ich hab' es Niemanden gesagt."

„Aber warum bist Du so besorgt gewesen, eine so einfache Sache zu verheimlichen?" fragte Wilhelm.

„Ich kann nicht begreifen, warum Du diesem Zufalle so viele Wichtigkeit beilegest, meine liebe Johanna!"

„Und Sie auch, mein Pathe, Sie wissen es also?" sagte Johanna bestürzt.

„Und auch ich," sagte der Engländer, die Hand Johanna's mit väterlicher und zugleich achtungsvoller Miene ergreifend, „auch ich weiß es, und bitte Sie, uns zu sagen, warum dieß für Sie eine Ursache des Kummers war?"

„Nein, mein Herr," erwiederte Johanna mit dem

Ausdrucke eines eigenthümliches Stolzes in ihren Zügen, „ich habe deßwegen niemals Kummer gefühlt."

„Aber warum hast Du es verhehlt?" fragte Marfillat, der affektirte, Johanna zu dutzen, um seine beiden Nebenbuhler ein wenig zu ärgern. „Ja, ja! Hast Du nicht ernstlich geglaubt, daß dieß von den Feiden kam?"

„Ich habe Ihnen hierüber nichts zu sagen, Herr Marfillat," antwortete Johanna mit mißvergnügter Miene. „Ihr Gelehrten habt Eure Gedanken, und wir haben die unserigen. Wir sind einfältig, das ist wahr, aber wir sehen im Freien, wo wir Tag und Nacht leben, Dinge, die Sie nicht sehen, und niemals kennen werden. Lassen Sie uns, wie wir sind. Wenn Sie uns anders machen, so bringt es uns Unglück."

„Also Du glaubst, daß es die Feiden sind!" erwiederte Marfillat. „Gut, wohl bekomm Dir's! Du siehst, Wilhelm!" fügte er bei, indem er auch den jungen Baron zu dutzen affektirte, wie er es bisweilen in einer Anwandlung störriger Laune machte, „das ist die Denkweise unserer schönen Hirtinnen! Sie haben tausend abgeschmackte abergläubische Dinge, und Deine Pathe scheint sie seit bald zwei Jahren, glaub' ich, nicht verloren zu haben, während welcher Deine Schwester ihren Verstand zu ordnen sucht. Johanna, willst Du, daß ich es Dir sage?"

„Nein, mein Herr, ich will daß Sie mir nichts sagen," erwiederte Johanna mit einer Traurigkeit, welche

der ganze Ausdruck ihres Unwillens war. „Es wurde schon genug darüber gesprochen. Machen Sie sich über mich lustig, wenn Sie wollen, und über Dinge, die Sie nicht kennen, wenn Sie sich nicht fürchten. Ich aber habe nichts gesagt, und nichts Böses gethan."

„Oh!" rief Sir Arthur aus, von dem Schmerze betrübt, der in Johanna's Zügen sich malte, „ich verstehe nichts von dem allem . . . Aber wenn Johanna im Irrthume ist, so muß man ihr die Wahrheit sagen. Man muß sich nicht über sie lustig machen, sondern sie belehren . . ."

Sir Arthur brach kurz ab, als er Johanna's Gesicht von Thränen überströmt sah. Der Gedanke an seine Mitveranlassung dieser Thränen, war ihm so peinlich, daß er vor Bestürzung keine Worte fand, und voll des Wunsches sie zu beruhigen und zu trösten, ihr nur sagen konnte. „Ho!"

Die Betrübniß und Unruhe Wilhelms waren noch sichtbarer; aber die Anwesenheit Marsillat's scheuend wagte er weder einen Schritt zu thun, noch ein Wort zu sagen, um Johanna zurückzuhalten, die sich eilig entfernte.

„Wohlan," fragte Marsillat, der Einzige, welcher nicht bewegt schien, „was sagen Sie, Sir Arthur, zu diesem wunderlichen Zeuge? Läßt sich da nicht eine seltsame Beobachtung der Sitten unserer Landleute machen? Sie haben ferne und wilde Länder durchreiset, vermuthen aber gewiß nicht, ich wette darauf, daß es

im Mittelpunkte Frankreichs noch einen hinter der Zeit so sehr zurückgebliebenen Aberglauben geben könne!"

„Sagen Sie: „„so viel phantastische Poesie,"" erwiederte Herr Harley. „Ich finde in dieser Sache nichts Lächerliches, nichts Verächtliches, und erinnere mich dessen noch recht wohl, was Sie mir von Feen oder Feiden erzählt haben, welche die alten gallischen Cromlechs fleißig besuchen. Aber erklären Sie mir doch, warum dieses junge Mädchen weint?"

„Weil es Unglück bringt, von den Feiden zu reden, und die Verbindungen zu verrathen, deren sie die Sterblichen gewürdiget haben. Dieß ist ein Verbrechen gegen sie, und von diesem Augenblicke an verfolgen und quälen sie die Unverschwiegenen, denen sie ihr Vertrauen geschenkt hatten. Sie sehen schon, daß es diesem Mädchen nicht eingehen wollte, daß wir die drei Feen des Berges Barlot seien. Sie beharrt auf dem Glauben des Empfanges der Spende von guten Genien, und aus Besorgniß der Weiterverbreitung ihres Geheimnisses, seufzt sie, und verwahrt sich vor der Vermuthung, daß sie es ausgeschwätzt habe.

„Hinsichtlich der sogenannten phantastischen Poesie, bin ich nicht so nachsichtig, wie Sie, Sir Arthur. Ich hasse den Aberglauben, und beklage den groben Irrthum, unter welcher Gestalt sie auch erscheinen mögen. Nie lasse ich eine Gelegenheit unbenützt, mich darüber lustig zu machen, und ich glaube dadurch eine Pflicht gegen diese einfachen Leute zu erfüllen, die vielleicht von dem

Tage an uns gleich seyn werden, da wir sie aufklären wollen, anstatt sie in den Finsternissen viehischer Dummheit zu halten."

„Sie sind ja ein Menschenfreund geworden, seitdem ich das Vergnügen nicht mehr gehabt habe, Sie zu sehen," sagte Wilhelm nicht ohne Bitterkeit.

„Ich bin es immer gewesen," antwortete Marsillat, „und ich bin stolz darauf, es noch, und mehr zu seyn, als Sie, Wilhelm. Denn er durchschaut die Absicht Ihrer Kaste, die Unwissenheit des Armen zu verewigen, um ihn dadurch in ewiger Unterwürfigkeit zu erhalten. Bewundern Sie auch noch, als Dichter, für die Sie sich ausgeben, die Wunder, von denen das Gehirn dieser Armen angepfropft ist, und Sie thun nichts anderes, als durch die Andacht, durch den Schutz, welchen Sie wunderthätigen Bildern, Wallfahrten und andern Albernheiten angedeihen lassen, die Dummheit unserer armen Landleute sorgsam pflegen, während wir infamen Liberalen wünschten, sie könnten Voltaire lesen, wie wir, und sich von dem Respekte gegen Gott, den Teufel und gewisse Menschen losmachen."

„Herr Marsillat, Sie haben in einem Punkte Recht, und im andern Unrecht," erwiederte Herr Harley. „Ich wünschte, wie Sie, daß man den Landmann von seinen Schrecknissen, wie von seinem Elende befreie . . . Aber wenn Sie für ihn, sobald er lesen gelernt hat, kein anderes Buch wissen, als Voltaire, so werde ich für ihn seine dichterischen Sagen, und seinen Glauben an

Wunder bedauern. Johanna sagte so eben etwas sehr Sinniges, das Ihnen entgangen ist. „„Die Bauern, welche Tag und Nacht auf dem Felde leben,““ sagte sie, „„sehen Dinge, die Sie niemals sehen werden.““ Das heißt: ihr Geist ist empfänglicher für Poesie, als der unsere, und in diesem Punkte ist es eine Frage, ob wir sie beklagen oder beneiden, enttäuschen oder bewundern sollen.“

„Ja, ja, Sie bewundern Sie als Neugierige, als für sie Eingenommene!“ sagte Marsillat. „Sie würden gerne ihre Sagen sammeln, um sie in Verse, in blühende Prosa, und in Musik zu gestalten. Aber Sie möchten nicht, daß Ihre Kinder mit solchen Mährchen unterhalten würden, und trügen die größte Sorge, ihnen ihren Irrthum zu benehmen, im Falle sie jene ihrer Ammen ernstlich nähmen.“

„„Sie täuschen sich vielleicht,“ sagte Wilhelm. „Das Kind bedarf der Poesie, wie der Bauer, und man kann sie nicht wohl anders, als vermittelst der Sinnbilder unterrichten. Ich selbst bin mit jenen Mährchen aufgewachsen, die Sie so sehr verachten, und würde es sehr bedauern, Voltaire's Geist mit der Milch eingesogen zu haben.“

„Ich weiß, daß Sie mit der nämlichen Milch genährt wurden, wie Johanna,“ erwiederte Marsillat lächelnd, „und die Mährchen der Mutter Tula konnten nach Ihrem Geschmacke seyn, wie jene meiner Groß-

mutter, welche, nehmen Sie es nicht übel, eine Art von Bäuerin war, vielleicht früher nach dem meinigen waren. Allein Sie lieben diese Sinnbilder nur mehr zu dem Zwecke, ihren Sinn zu suchen und zu finden, während die arme Johanna und ihres Gleichen, darin nur große und schreckliche Wirklichkeiten sehen, welche die Beschäftigung, die Qual, die Unwissenheit und Erniedrigung ihres Lebens bilden. Was sagt unser Philosoph dazu?" fügte er mit einem Anfluge von Ironie bei, gegen Herrn Harley gewendet.

„Ich sage," antwortete dieser, „daß man den Verstand der Bauern so behandeln müßte, wie es mit Wilhelm geschah: ihnen die Poesie lassen, und zugleich die Bedeutung erklären."

„Dann gäbe es keinen Glauben an Poesie mehr," rief Leon aus, der sich gerne auf Erörterungen einließ. „Sie würden dann nichts mehr thun, als sich nur daran ergötzen, wie Ihr; die Kältesten kritisiren, die Geschicktesten Schriftsteller werden; ich habe nichts dagegen; allein von da an würden sie ihre leichtgläubige Einfalt verlieren, welche Sie ihre Poesie nennen, und die in Ihren Augen den ganzen Zauber ihres Aberglaubens ausmacht."

Herr Harley wollte antworten, wurde aber durch die Einwürfe Marsillat's bald aus dem Felde geschlagen, der mit Leichtigkeit das Wort führte, und mehr Klarheit der Logik besaß. Dennoch überzeugte er den Engländer nicht, der zwar der Gründlichkeit seiner Kritik

Gerechtigkeit widerfahren ließ, jedoch seine Gefühle sehr trocken fand, und nur mit Schrecken seine materialistische Philosophie gewahrte. Aber die Geister, welche sich mit einem gewissen knappen und deutlichen Theile erworbener Wahrheit begnügen, werden in der Erörterung immer denjenigen scheinbar überlegen seyn, die im Unbekannten eine größere und idealere Wahrheit suchen. Herr Harley mußte bald die Palme des Beweisens dem Advokaten überlassen, und Wilhelm, dessen Ansichten durch das Talent Leon's wankender geworden waren, als er es gestehen wollte, wurde immer trauriger, und er beobachtete zuletzt ein völliges Schweigen.

Diese Unterredung wurde am Abende am Arbeits-Tische wieder aufgenommen, wo die beiden Schloßfräulein und ihre jungen Gäste gewöhnlich abgesondert plauderten, während die Eltern mit einigen Beamten oder royalistischen Bürgern der Stadt Karten spielten. Arthur und Wilhelm hätten gewünscht, daß von Johanna nur zwischen ihnen und Marie allein die Rede gewesen wäre. Allein es gab kein Mittel, Marsillat zu verhindern, vor Elvire das Abenteuer des Berges Barlot zu erzählen, die Entdeckung des Herrn Harley, daß Johanna und die kleine Ziegenhirtin, die Druidin der salzigen Steine genannt, ein und dieselbe Person sey, dann den Verdruß dieses leichtgläubigen Mädchens, als es den Umstand mit den in seine Hände gelegten Geldstücken erzählen hörte.

Fräulein von Boussac hörte diesen Vortrag mit großer Aufmerksamkeit, und wünschte alle Einzelnheiten davon zu wissen. Nur Herr Harley erinnerte sich derselben genau und bis in's Unbedeutendste. Wilhelm, der zur Zeit des Ereignisses noch sehr jung gewesen, hatte nur eine dunkle Erinnerung davon, die sich nach dem Maße Sir Arthur's fortschreitender Erzählung aufhellte. Marsillat's Gedächtniß war stärker, als Wilhelms; aber die Poesie dieses kleinen Romanes hatte ihn weniger ergriffen, als seine zwei Gefährten, und ohne Herrn Harley's Beistand würde er sich vielleicht nie besser als Wilhelm daran erinnert haben. Die Verschiedenheit des Eindruckes, welchen mehrere Personen von der nämlichen Sache erhalten und bewahren, ist durch die tägliche Erfahrung hinlänglich bewiesen.

Sir Arthur war nur einmal in seinem Leben bei den salzigen Steinen gewesen. Dieser wilde Ort hatte seinem Gedächtnisse ein deutliches Bild eingeprägt, und die übrigen damit verbundenen Umstände schienen ihm einen Theil davon auszumachen. Marsillat war zuvor und darnach hundertmal des Weges gekommen, und hätte dennoch nichts Besonderes angeben können. Ehedem, und vielleicht nicht auf eine so unschuldige Art, hatte er wohl die in den Felsen und unter den Gebüschen dieser wenig besuchten Gegenden, entschlummerten Schäferinnen belauert und überrascht.

Die weit entlegene Wohnung und die wilden Gewohnheiten Johanna's hatten sie lange genug vor den

Blicken des eifrigen Jägers geschützt, um seine Züge zu vergessen, welche übrigens seit der Begegnung auf dem Berge Barlot bis zur Zeit, wo Claudinens schwarze Augen den jungen Advokaten zu den Heiden von Toull und den Dolmens von Epnell zogen, sehr verändert, und so zu sagen ganz umgestaltet waren. Wilhelm betreffend, lagen vier in der großen Welt zu Paris verlebte Jahre gleichsam wie ein Abgrund zwischen den Erinnerungen seiner Jugend, und den Aufregungen eines neuen Lebens.

Als Jedermann, nach der friedlichen und regelmäßigen Gewohnheit der Stadt Boussac, frühzeitig nach Hause gegangen war, verlängerten Arthur, Wilhelm und Marsillat die Abendunterhaltung noch ein wenig im großen Salon. Der Engländer beharrte auf seiner Liebe zu Johanna, und Fräulein von Boussac, weit entfernt, ihm davon abzurathen, bewunderte das, was sie seine Weisheit nannte, und begeisterte sich mit ihm für sein seltsames Heirathsprojekt. Wilhelm verhielt sich schweigend, unter dem großen Kamin geduckt, und schürte das Feuer mit sonderbarer Gemüthsbewegung hin und her.

Herr Harley wollte ihn zu einer vollständigen Beistimmung bereden; allein der junge Mann verschanzte sich hinter die Gefahr, eine erleuchtete Intelligenz mit zwar ehrbaren, aber blinden Instinkten, unauflöslich zu verbinden. Dann sprach er von dem vielleicht ewigen Kampfe, den sein Freund gegen die Meinung würde zu bestehen haben. Er erschrack über das Lächerliche und

Mißbilligende, hervorgerufen durch diesen überspannten Entschluß.

Arthur bestritt diese Einwürfe durch Gründe, unwiderleglich aus dem Gesichtspunkte des Gefühles und der natürlichen Vernunft, und Wilhelm war bewegt, gedrückt, und im Innersten seiner Seele überwunden. Dann gewährte ihm auch die Voraussicht einen geheimen Trost, daß Johanna, ihrem wunderlichen Entschluße getreu, den Gedanken an eine Heirath von sich weisen würde, und er beschwor Sir Arthur, sich nicht zu erklären, bis es nicht zuvor seiner Schwester oder nöthigenfalls ihm selbst gelungen seyn würde, den Grund der Gesinnungen der geheimnißvollen Schäferin zu erforschen. Und nun zankte ihn auch Marie aus, wegen seiner Kälte und seines Kleinmuthes, der erhabenen Rolle seines Freundes gegenüber. Endlich wurde beschlossen, daß Fräulein von Boussac am andern Tage Johanna nicht von der Seite weichen sollte, bis sie ihr Geheimniß würde erfahren haben.

Siebenzehntes Kapitel.

Die große Hirtin.

Die Sonne war noch nicht aufgegangen, als die romanhafte Marie zu Johanna in den Stall ging, sich

auf den Rand der Krippe ſetzte, und während das junge Mädchen die Kühe melkte, von dem Abenteuer auf dem Berge Barlot zu ſprechen begann. Nach der gegebenen Erklärung und Betheuerung, daß Wilhelm, Arthur und Marſillat die Urheber des Wunders geweſen, welches Johanna als das Hauptereigniß ihres Lebens betrachtet hatte, ſtellte das ſchöne Milchmädchen ſeine Arbeit ein, und blieb wie niedergedonnert von dieſer Offenbarung, der ſie, aus dem Munde irgend einer andern Perſon, keinen Glauben geſchenkt hätte; aber ſie verehrte ihre junge Gebieterin faſt ſo ſehr, wie ihre Schutzpatronin, die jungfräuliche Himmelskönigin, und war tief beſtürzt ob dieſem Schlage eiſiger Wirklichkeit. In der That, wenn man einem Bauer ſeinen Glauben an Wunder nimmt, ſcheint man ihm einen Theil ſeiner Seele zu rauben.

„Nun denn, meine Johanna," ſagte das junge Schloßfräulein, „Du bedauerſt wohl Deinen Traum?"

„Ja, mein liebes Fräulein, ich bedauere ihn," antwortete Johanna. „Ich war gewohnt, alle Tage daran zu denken. Doch iſt mir dadurch ein Vergnügen genommen, ſo hab' ich auch um einen Kummer weniger."

„Erkläre Dich deutlich. Mir darfſt Du alles ſagen, Johanna. Du weißt, wie ich Dich liebe. Du weißt auch, daß ich mich nie über Dich luſtig mache, und wiewohl ich bis jetzt nicht gewußt habe, wie ſehr Du an die Feiden glaubteſt, ſo fühl' ich mich doch weniger als jemals fähig, Dich zu quälen und zu demüthigen."

„Oh, ich weiß es, meine Liebste, Beste! Sie haben ein zu gutes Herz! Sie glauben eben nicht, was wir glauben."

„Das ist wahr; aber ich kann Dich hören, und vielleicht Deine Ansichten annehmen, wenn sie mir recht scheinen. Unterrichte mich also in Deinem Glauben, wie wenn ich eine Heidin wäre, und Du mich bekehren wolltest. Lehre mich, was die Feiden sind."

„Ei, Fräulein, das ist sehr einfach; sie sind Töchter Gottes oder des Teufels. Sie lieben oder hassen, helfen oder quälen uns, erhalten uns im Guten, oder stürzen uns in das Böse, je nachdem wir sie kennen, und wir uns dem Guten oder Bösen ergeben. Hat eine Person die Wissenschaft, so macht sie ihr Glück, wenn sie klug bleibt. Weiß sie aber nichts, so kommen ihr böse Gedanken, und sie überläßt sich dem Bösen, ohne zu wissen, wie."

„Nun denn, hast Du, als Du nach Deinem Schlafe auf den salzigen Steinen jene Geldstücke in Deiner Hand gefunden, sie für ein Geschenk der Feen, oder für eine Falle gehalten?"

„Warten Sie, meine Liebe. Ich muß Ihnen alles sagen. Sie wissen nicht, daß in unserer Gegend ein Schatz verborgen liegt?"

„Ich weiß dieß. Jedermann sucht ihn, Niemand findet ihn. Man sagt auch, daß ein Kalb von massivem Golde tief unter dem Berge von Toull liegt; daß dieses goldene Kalb, oder dieser goldene Ochs, wie Ihr

zu sagen pflegt, zu gewissen Zeiten im Jahre, besonders in der Nacht vor dem Weihnachtsfeste, sich erhebt, aus seinem verborgenen Lager hervortrabt, und, aus Augen und Nüstern Flammen sprühend, über das Feld hin zu laufen beginnt."

„Ja, Fräulein, so wird's erzählt."

„Man sagt auch, daß, wenn Jemand, der eine schlechte Handlung begangen hat, dem Ochsen in den Wurf kommt, dieser ihn erschreckt, verfolgt, und tödten kann; dagegen eine Person im Stande der Gnade, dicht neben ihm gehend, nichts zu befürchten hat. Endlich sagt man auch, daß, wenn diese Person das Glück hat, ihm in der Nacht vor dem Weihnachtsfeste, gerade zur Stunde der Wandlung in der Messe zu begegnen, sie ihn bei den Hörnern fassen und bändigen kann; dann kniet der goldene Ochs vor ihr nieder, und führt sie in seine Höhle, welche eben die Goldhöhle ist, die Stätte, wo der verlorene, und seit Tausenden von Jahren vergebens gesuchte Schatz der alten Stadt Toull liegt."

„Ja, Fräulein; woher wissen Sie denn dieß Alles?"

„Ich hörte es gestern Abend im Scherze erzählen; Herr Marsillat hat uns viele Einzelnheiten davon mitgetheilt, und versichert, daß fast alle Einwohner von Toull und der Umgegend fest an diese Thorheit glauben, obwohl sie es den Bürgern nicht gestehen. Glaubst Du daran, Johanna?"

„Meine Liebe, Sie sagten schon, daß es eine Thorheit sey! Ich sage nichts darüber. Ich kann nicht

sagen, daß es unwahr ist; meine Mutter glaubte daran. Ich kann nicht sagen, daß es wahr ist; der Herr Pfarrer von Toull sagt, daß es eine Sünde ist. Ich war nur immer bemüht, nichts Böses zu thun, um vom Ochsen nicht umgebracht zu werden, wenn ich ihm begegnete, und um den Schatz zu finden, wenn es Gottes Wille seyn sollte."

„So, meine gute Johanna, Du glaubst daran. — Hernach?"

„Hernach, Fräulein? Hat man Ihnen nicht gesagt, daß man, um nicht Gefahr zu laufen, niemals Gold besessen haben dürfe, auch nicht einmal ein Splitterchen?"

„Richtig, dieß hat man mir auch gesagt. Du glaubst also, das Gold bringe Unglück?"

„So ist's, dessen bin ich gewiß. So oft ein Bürger einem Mädchen Gold zeigte, verlor es gleichsam den Verstand, und hat sich ihm ergeben, selbst wenn er alt, böse und häßlich war. Nun denn, am Tage, da ich Gold in meiner Hand gefunden, fing ich damit an, es weit von mir zu werfen. Dann, damit es nicht Andern Unglück bringe, machte ich mit meinem Messer ein Loch unter den großen salzigen Stein, und drückte den Louisd'or mit meinem Holzschuhe hinein. Da ich aber auch Silber in meiner Hand hatte, mißtraute ich dem Silber nicht, und brachte es schnell meiner Mutter."

„Du dachtest also gleich an die Feiden?"

„Nein, Fräulein, ich dachte nicht daran; ich hatte keine Wissenschaft; ich wußte nur, daß das Gold Un-

glück bringe, und wollte keines. Als ich meiner Mutter erzählte, was mir begegnet war, und ihr die zwei Silbermünzen zeigte, fing sie an, mich zu unterrichten. Sie scholt mich tüchtig aus, daß ich auf den salzigen Steinen mich dem Schlafe überließe, die ein verdächtiger Ort seyen, und lehrte mich, was ich thun müßte, um mich vor den bösen Geistern zu schützen, welche mit mir umgegangen, als glaubten sie, mich gekauft zu haben. Es war ihr Recht, daß ich den Louisd'or auf dem Berge Barlot gelassen, nicht in meine Tasche gesteckt, nicht mit Vergnügen angeschaut, und nicht zu behalten gewünscht habe. Sie wußte den großen weißen Thaler nicht genug zu loben. Er konnte gut oder böse seyn; aber er konnte weder böse noch gut seyn, weil es Feidelchen giebt, welche Neckbolde sind, sich gerne unterhalten, und allerlei kleine, ein wenig langweilige, aber eben nicht schlimme Possen treiben, zum Beispiel: die Spindel verstecken, oft unterm Spinnen den Faden abreißen, oder auch den Knäuel losmachen, indem sie den Haspel verkehrt drehen, wenn Sie nicht Acht haben. Wir ließen also den Thaler in der Kirche segnen, und warfen ihn dann in den Almosenstock. Auf dem Fünfsousstücke, welches recht blank, recht klein und recht hübsch war . . . befand sich der Kaiser Napoleon, und meine arme, liebe Mutter liebte diesen Kaiser sehr. Sie sagte oft, daß, wäre sie keine Amme gewesen, sie gerne eine Marketenderin geworden wäre, um gegen die Engländer in den Krieg zu ziehen, die unser Land in den

frühern Zeiten, zur Zeit der großen Hirtin *), eingenommen und verwüstet haben."

„Nun denn, die kleine Kaisermünze?"

„Meine liebe Selige sprach so zu mir: „„Dieses Geldstück ist gut; es bringt Glück und Ehre. Wie die gute Feide sah, wie die böse Feide Dich mit Gold in Versuchung führen wollte, hat sie diesen kleinen, blanken Sou in Deine Hand gelegt, um Dich zu vertheidigen. Das ist ganz gewiß die große Feide von Epnell, die Dir wohl will, weil sie weiß, daß Du nicht böse bist, und daß Du Deiner Mutter niemals Kummer gemacht, und Niemanden Unrecht gethan hast. Mußt also ihr Geschenk behalten, und Dich nie davon trennen.""

„Hierauf durchstach sie den kleinen, blanken Sou, und ich mußte ihn an das Kreuz meines Rosenkranzes mit der kleinen Medaille der guten, heiligen Jungfrau heften, die allen guten Feiden gebietet. Und sehen Sie, Fräulein, ich hab' ihn noch immer. Hier ist er am Ende meines Rosenkranzes, in meiner Tasche; bei Nacht trag' ich ihn an meinem Halse, und so verlasse ich ihn nie."

Johanna zeigte ihrer jungen Freundin einen kleinen Rosenkranz von jenen graulichen Körnern, die auf unsern Feldern wachsen, und deren Namen ich nicht mehr weiß. Die kleine Spende Sir Arthur's war an einem eisernen Ringelchen daran befestiget.

*) Die Jungfrau von Orleans.

A. d. Ueb.

„Dieß, meine Liebe," fuhr Johanna fort, „ist die Geschichte der drei Geldstücke, die mich zu so vielen Gebeten veranlaßt, weil ich glaubte, es sei ein Wunder, und mir oft auch Furcht eingeflößt haben. Sie sagen, es sei keines. Je nun, Sie täuschen sich vielleicht. Die Feiden können sich wohl eingemischt, und die Wahl der drei Herren, ohne daß sie es wußten, auf das Geldstück gelenkt haben, das mir Unglück oder Glück bringen konnte."

„Weißt Du, meine arme Johanna, von wem Dein lieber kleiner weißer Sou kommt?"

„Der muß von meinem Pathen seyn!"

„Nun denn, nein; er ist vom Herrn Engländer!"

„Vom Engländer? Ah!" sagte Johanna erstaunt, „kann ein Engländer einer Christin Glück bringen?"

„Du glaubst also, daß ein Engländer kein Christ ist?"

„Ich weiß es nicht."

„Ich versichere Dir, Johanna, daß sie eben so gute Christen sind, wie wir!"

„Ich weiß wohl, daß man jetzt so sagt, Fräulein; aber zu Lebzeiten Ihres Papa's, den Sie nicht mehr recht gekannt haben, sagte man anders. Wissen Sie, warum meine Mutter gerne gewollt hätte, daß ich den Ochsen fangen und den Schatz finden sollte?"

„Laß hören!"

„Sie sagte, der Schatz sei so groß, daß Niemand jemals das Ende davon zu sehen vermöchte; daß er hinreichend sei, alle Menschen auf Erden glücklich zu ma-

chen, und noch eine große Armee zur Vertreibung der Engländer aus Frankreich zu bezahlen, welche, wie es scheint, zur Zeit da sie dieß zu mir sagte, die Herren von Paris waren."

„Warum haßte sie denn England so?"

„Ei, Fräulein, sie hatte es bei Ihnen gelernt, damals, da sie Ihren Bruder erzog. Ihr seliger Papa, der ein großer Kriegsmann war, wie man sagte, führte Krieg mit denselben, und Ihre Mama, die immer fürchtete, er könnte getödtet werden, haßte sie bis auf den Tod. Als dann der Kaiser von den Engländern vertrieben, und in einen eisernen Käfig gesteckt wurde, hat meine Mutter geweint, geweint, und ich weinte auch, weil ich sie weinen sah.

„Und wie es hernach hieß, die Engländer hätten aus ihrem Lande einen englischen König geholt, und nach Paris gebracht, um den Franzosen zu gebieten, ärgerte sie sich, und sagte: „„Ah! meine arme liebe Herrin von Bouffac wird keinen kleinen Aerger haben!"" Ich war auch recht erstaunt, Fräulein, als ich hierher kam, und Ihre Mama sagen hörte, daß sie Ludwig XVIII., den englischen König, liebe, und ich wußte nicht, was ich davon denken sollte, daß sein Portrait in ihrem Zimmer hing, während das Portrait des Kaisers auf den Speicher geworfen wurde. Ich hab' es aber in mein Zimmer gehängt, ohne daß sie es weiß, und glaube dadurch nichts Böses gethan zu haben."

„Nein, gewiß nicht. Auch ich bewundere und be-

klage den großen Kaiser. Aber nimm Dich in Acht, daß Frau von Charmois nicht dahinter kommt, daß Du sein Porträt so ehrest; sie gäbe sonst nicht nach, bis Mama es verbrennen ließe."

„Ich hänge alle Morgen eine Schürze darüber, Fräulein. Aber wenn ich Abends in mein Zimmer komme, schau' ich es mit Vergnügen an. Ei, Sie müssen wissen, mein Vater ist auch Soldat gewesen, zur Zeit der Republik und unter dem Kaiser; in einem Lande, welches man Italien nennt, hat er recht tapfer gefochten. Ich hab' ihn nicht mehr recht gekannt, aber ich weiß, daß er die Engländer nicht liebte, und in unserm Hause ein Porträt des Kaisers hatte, welches mit dem Uebrigen verbrannte."

„Du gedenkst also mit den Engländern Krieg zu führen, Johanna. Nach dem Auffinden des Schatzes wirst Du eine große Armee kaufen, und auf einem schönen weißen Pferde in's Feld ziehen, wie einst Johanna, die schöne Hirtin, welche unser Land von den Rothröcken befreit hat?"

„Oh, Fräulein, woher wissen Sie denn alle diese Sachen? Ich träume alle Nacht davon, und selbst oft, wenn ich ganz wach bin, und meine Thiere hüte, bild' ich mir ein, dieß alles kommen zu sehen. Ich sag' aber keinem Menschen etwas davon."

„Aber ich errathe Dich, Johanna, und vielleicht träume ich dieselben Träume, wie Du. Man kann nicht so nahe bei Sainte-Sévère seyn, ohne von der

Erzählung dessen, was dort geschehen ist, ergriffen zu werden. Man sagt, in Toull seien Löwen, welche die Engländer in den Felsen hauen ließen, um das Land zu demüthigen, und man schlage noch täglich mit Holzschuhen auf dieselben."

„Ah, Fräulein, ich sehe wohl, daß Sie ganz so sind, wie ich! Meine Mutter hat mir gesagt, daß Ihr Großvater ein eifriger Freund der großen Hirtin, und selbst ein tapferer, gegen die Engländer erbitterter Krieger gewesen sei."

„Mein Großvater?"

„Ja, Fräulein, ein Herr von Boussac. Sie hatte dieß im Hause hier sagen hören."

„Diese Geschichten sind viel älter, als Du glaubst, Johanna, doch dieß thut nichts. Es gab wirklich in unserer Familie einen Marschall von Boussac, der ein Kriegsgefährte der Jungfrau war, und ich denke, wie Du, Johanna, daß es angenehm wäre, dieses schöne Leben zu führen. Aber dieß liegt nicht mehr in unserer Zeit, mein Kind. Wir haben jetzt Friede mit England, auf lange Zeit, vielleicht auf immer. Wir gelten jetzt für frei, und die Engländer werden uns offen kein Gesetz mehr vorschreiben. Als einer guten Christin, wie Du bist, geziemt es Dir, sie nicht mehr zu hassen, und nicht mehr daran zu denken, eine Armee gegen sie aufzustellen."

„Was ich Ihnen gesagt habe, Fräulein, gefällt Ihnen also nicht? Ich bitte deßwegen um Vergebung."

„Im Gegentheile, Deine Gedanken, meine gute Johanna, gefallen mir recht wohl, und ich liebe Dich jetzt um so mehr, da ich alle diese Deine Ansichten kenne. Aber alles dieß ist unmöglich, und dann giebt es ja auch gute Engländer, die uns lieben, und den Kaiser Napoleon beweinen."

„Ist's wahr, Fräulein? Giebt es solche? Oh, diesen müßte man Gutes thun!"

„Gewiß, Johanna, und Du darfst gleich bei unserm Freunde Herrn Harley anfangen, welcher die große Hirtin und den Kaiser eben so sehr bewundert wie Du."

„Und doch," erwiederte Johanna, den Kopf schüttelnd, „haben die Engländer den Tod Beider verschuldet, und die Großhirtin verbrannt, weil sie eine Wissende war!"

„Herr Harley verehrt sie als eine Märtyrerin und Heilige, ich stehe Dir gut dafür."

„Potztausend! Er ist also ein sehr braver Mann, dieser Engländer?"

„Der beste, verständigste und menschenfreundlichste auf der Welt, Johanna."

„Das freut mich. Ich werde seinen kleinen weißen Sou nicht von meinem Rosenkranze wegthun."

„Thu dieß ja nicht! Du würdest ihn tief betrüben."

„Warum denn, Fräulein?"

„Weil er Dich liebt, Johanna."

„Er liebt mich! Es ist also wahr, daß er meine Mutter gekannt hat?"

„Ich weiß es nicht, mein Kind; aber er liebt Dich sehr.“

„Warum denn?“

„Weil er liebt, was gut und schön ist. Was sich gleicht, sich gern erreicht, Johanna! Nicht wahr?“

Fräulein von Boussac fuhr in diesem Tone fort, zum großen Erstaunen Johanna's, die sich in Dankesagungen erschöpfte, ohne die Zuneigung zu begreifen, deren Gegenstand sie war. Aber sie nahm sie als den Beweis einer großen Güte hin, und lauschte treuherzig der Lobrede, welche ihre junge Gebieterin dem Sir Arthur hielt. Als aber Marie versuchte, Johanna die Gefühle zu erklären, die sie ihm einflößte, gewahrte sie, daß sie mehr Rückschritte machte, anstatt immer weiter zu kommen, und eine Art Mißtrauen und Schrecken, Johanna's gewohnten Neigungen ganz entgegengesetzte Gefühle, sich des jungen Mädchens bemächtigte.

„Schon zweimal, Fräulein, verlangen Sie von mir zu wissen, was ich davon denke,“ sagte sie; „ich weiß nicht, warum Sie dieß so sehr beunruhiget.“

„Höre, Johanna,“ erwiederte das Fräulein von Boussac; ich bin ein heirathfähiges Mädchen, und täglich kann ein Mann kommen, der um mich wirbt.“

„Oh, wenn Sie mich so fragen, um meine Meinung zu erforschen,“ entgegnete Johanna die in ihrer Einfalt diese kleine List nicht durchschaute, „so muß ich wohl meine Zunge im Zaume halten, da ich Ihnen vielleicht Kummer machen könnte, ohne es zu wissen.“

„Keineswegs, Johanna; ich bin eben so wenig gedrängt, zu heirathen, wie Du, und in Niemand verliebt. Du kannst schon sprechen, wenn ich Dich um Rath frage."

„Oh, Fräulein, ich werde mir nicht erlauben, Ihnen zu rathen!"

„Du liebst mich also nicht?"

„Können Sie dieß sagen?"

„Nun so sprich," sagte Marie, den Arm um ihren Hals schlingend, und sie neben sich auf die Krippe ziehend. „Setze den Fall, Du seiest an meiner Stelle, und Herr Harley wolle Dich heirathen."

„Weiß ich es?"

„Aber Du kannst doch den Fall setzen, es wäre so!"

„Ich will alles voraussetzen, was Ihnen gefällt," erwiederte Johanna, „und Ihnen mit aufrichtigen Herzen antworten: Ich würde diesen Herrn nie heirathen, vor Allem, weil er ein Engländer ist, und ich keine englischen Kinder in die Welt setzen möchte. Ich kann ihn nicht verwerfen, und achte ihn, weil er ein so braver Mann ist, aber ihn heirathen — nein! Wär' er auch meines Gleichen, so möchte ich doch der Seele meiner lieben seligen Mutter, und meines armen seligen Vaters, dieses Herzeleid nicht anthun. Ferner, Fräulein, würde ich „nein" sagen, weil er reich ist, und mir dieß Unglück brächte. Man sagt bei uns, das Geld mache stolz und böse."

„Ich sage dieß nicht in Bezug auf Sie, meine liebe

Gute; Niemand ist so gut und menschenfreundlich, wie Sie. Es giebt aber vielleicht nicht viele, die Ihnen gleichen, und ich sehe schon, daß Fräulein Elvire nicht so ist, wie Sie sind. Ich selbst bin zu einfältig, um zu wissen, wie man mit dem Gelde umgeht. Ich würde vielleicht Böses damit thun, und meine Mutter hat mir befohlen, arm zu bleiben. Kurz, es könnte nicht seyn, und wollten mich vierzig tausend Engländer heirathen, so möchte ich den Besten darunter nicht, dieß schwöre ich Ihnen bei meiner Taufe!"

Johanna sprach mit ungewöhnlicher Lebhaftigkeit. Es lag in ihr eine Art patriotische Entrüstung, die aus ihren Augen blitzte, und sie noch schöner als gewöhnlich machte, obwohl ihr Ausdruck verändert war. Marie, leicht empfänglich, wie eine Dichterseele, konnte sich nicht enthalten, sie zu bewundern, obwohl ihr beharrliches Entgegensein sie sehr betrübte, und sie verglich sie in ihrem Innern mit Johanna von Arc. Sie glaubte die Jungfrau in der ganzen Rauhheit der bäuerlichen Sprache zu sehen und zu hören, die ihr eigen sein mußte, bevor sie den Hirtenstab mit dem Schwerte vertauschte. Dieses Gemisch von Sanftmuth und Festigkeit, von engelhafter Heiterkeit und innerer Begeisterung, mußte die Heldin von Vaucouleurs verklärt haben, und die romanhafte Enkelin des Herrn von Brosse bildete sich ein, daß die Seele der schönen Hirtin in Johanna wieder auflebte, um von ihren schweren Mühen in einem niedrigen und friedlichen Leben auszuruhen, wäh-

rend eine andere Umgestaltung sie aufriefe, sich wieder in dem vollen schmerzlichen Glanze der Kraft und des Ruhmes zu offenbaren.

Nachdem Marie ihrem Bruder und Herrn Harley dieses ganze Morgengespräch mit der geringfügigsten Genauigkeit erzählt hatte, wagte sie lächelnd die Schlußfolgerung, daß Sir Arthur die Hoffnung nicht aufgeben dürfte, seine unmenschliche Schäferin zu erweichen, daß jedoch dazu Zeit, Bemühung und Geduld gehörten.

Sir Arthur ergab sich in die Nothwendigkeit, seinen Roman einen langsameren Gang nehmen zu lassen, als den großen Trab der Ueberspannung, womit er ihn begonnen hatte. Die unvermuthete Erschwerung dieser Eroberung entflammte seine Liebe noch mehr, und er wurde verliebt und schwärmerisch wie ein Jüngling von zwanzig Jahren. Den Kopf ganz voll von poetischen Träumen, und das Herz durchdrungen von romantischen Gefühlen, aber linkisch, schüchtern und verlegen, wie es Cherub jemals bei einer reizenden Gräfin gewesen, war er für Marie ein Gegenstand der Bewunderung und der Theilnahme, und für Marsillat, der sein ganzes Verhalten beobachtete, ein vollendetes Muster von Lächerlichkeit. In der That hatte der gute Herr Harley von Beiden etwas, und glich, abgerechnet das traurige Gesicht und vorgerückte Alter des Don Quixotte, in diesem Augenblicke ein wenig diesem Helden des Cervantes, den Helm mit einem Blumenkranze vertauschend, um sich in einen Schäfer zu verwandeln.

Eine große Last schien Wilhelm plötzlich von seinem Herzen gewälzt zu sein, und er gab sich sogar die Mühe, sehr galant gegen Elvire zu sein, und Frau von Charmois, überrascht und entzückt, nicht den mindesten vertraulichen Verkehr zwischen ihm und Johanna zu gewahren, begann ernste Hoffnungen zu fassen.

Achtzehntes Kapitel.

Die Heuernte.

Tage und Wochen entschwanden in anscheinender Ruhe. Sir Arthur liebte das Landleben, und ließ sich nicht lange bitten, den ganzen Sommer in Boussac zu bleiben. Viel von seinem Einflusse auf ihren Sohn erwartend, hatte sie gehofft, er werde ihn seiner Gleichgültigkeit entreissen, und zur Wahl einer Laufbahn vermögen. Wilhelm zeigte von Tag zu Tag mehr Abneigung gegen die verschiedenen, ihn gebotenen Aussichten, und seine Mutter sah ein, daß sie ihm nur durch eine gute Heirath ein glänzendes Loos verschaffen könne.

Sie besuchte mit ihm die umliegenden Schlösser, und lud ihre adeligen Nachbarinnen zu sich ein; aber zu ihrem großen Mißvergnügen ohne eine andere Wirkung, als daß Wilhelm, weit entfernt ihre Reize zu bewundern, nur ihre Fehler hervorhob, und als sie ihren Kummer der Unterpräfektin klagte, brachte ihr diese mit

Erbitterung bei, daß Wilhelm irgend eine bedauernswürdige Neigung zu einer Person geringeren Standes, was er nicht gestehen wolle, hegen müsse. Sie nannte Johanna öfter; aber da, dem Anscheine nach, nichts diese Beschuldigung rechtfertigte, schenkte ihr auch Frau von Boussac keinen Glauben.

Herr Harley war ein schlechter Bundesgenoß für ihre ehrgeizigen Absichten. Er versuchte es bisweilen, auf ihre Pläne einzugehen; fragte ihn aber Wilhelm, warum er selbst ihm ein seinem Rathe so widersprechendes Beispiel gebe, so brach der gute Arthur lächelnd ab, und schloß mit dem Geständnisse, daß er im Punkte des Heirathens keine andere Erwägung kenne, als die Liebe. Er war einer von jenen Engländern, die nach Gutdünken heirathen, eine Schauspielerin, eine Sängerin, selbst eine Tänzerin, wenn sie ihnen nur gefällt, und da Johanna ihm wegen Eigenschaften gefiel, die weniger glänzend, aber desto wesentlicher waren, so glaubte er durch die Beharrlichkeit, sie zu heirathen, zu gleicher Zeit einen hohen Beweis der Vernunft und des Geschmackes zu geben.

Er liebte jedoch mit Geduld, und wollte sie nicht mehr durch drängende Anträge abschrecken, sondern entschloß sich, sie von weitem zu studiren, und sich ihr nach und nach zu nähern, in dem Maaße, als er in den Gewohnheiten des Landlebens die Gelegenheiten finden würde, ihr Vertrauen einzuflößen, und mit ihr in einer für sie verständlichen Sprache zu reden. Er

sann mit seltener Ungeschicklichkeit, doch mit rührendem gutem Glauben auf Mittel, ihr zu gefallen, und von ihr verstanden zu werden. Er erkundigte sich nach ihren Verwandten, nach ihrer Heimath, nach ihren Freunden in Toull. In diesem Orte hatte er mit dem Pfarrer Alain Bekanntschaft gemacht, um mit ihm über sein Vorhaben zu sprechen, und ihn in sein Interesse zu ziehen; aber unter dem Siegel der Verschwiegenheit und unter der Bedingung, daß der gute Geistliche mit Johanna erst dann darüber reden sollte, wenn das Benehmen des jungen Mädchens einige Hoffnung gäbe.

Bei dieser Gelegenheit machte er Johanna's Boten, indem er ihr Erspartes, in ihrem Namen, ihrer Muhme, der Großgothin brachte, und da er jenen kleinen Betrag vervierfachte, ohne Jemanden etwas davon zu sagen, und ohne sich zu bekümmern, ob diese Frau, unter dem Scheine des Elendes, nicht eine der reichesten in der Gegend sein möchte, brachte er sie, ohne es zu vermuthen, auf den Gedanken, daß er Johanna's glücklicher Liebhaber sei, und diese endlich einmal den Vortheil begriffen habe, den sie aus ihrer Jugend und Schönheit ziehen könne.

Ferner hatte Sir Arthur, als er eines Tages Johanna in Gegenwart des Fräuleins von Bouffac sagen hörte, daß sie unter den Sachen in ihrer Heimath nichts so sehr bedauere, als ihren Hund, den sie dem Vater Leonhard habe zurücklassen müssen, weil er ihm so sehr gefallen, nichts Eiligeres zu thun, als diesen Hund zu

kaufen und zu bringen. Der Sacristan hätte ihn Johanna gerne wieder abgetreten, verschmähte aber My-lord's Geld nicht, und das ganze Dörfchen Toull zerbrach sich den Kopf darüber, was wohl der seltsame Handel bedeuten möge, daß ein schöner Herr einen häßlichen Schäferhund zu so hohem Preise kaufe.

Da jedoch aus der Stadt durchaus kein böses Gerücht hinsichtlich der Sitten des Mädchens von Epnell verlautete, gerieth man zuletzt auf die Meinung, daß der Engländer übergeschnappt, das heißt: ein Narr wäre, und jede Bewohnerin von Toull, welche wöchentlich zweimal auf den Markt von Boussac kam, und dort Johanna bei dem Einkaufe der Bedürfnisse für das Schloß traf, verfehlte nicht, mit ihr von Herrn Harley in sehr spöttischen Ausdrücken zu sprechen. Man ließ jedoch seiner Großmuth Gerechtigkeit widerfahren; denn er streute Geld auf seinen Wegen aus, und war sinnreich, sich von den armen Bewohnern jener unfruchtbaren Gefilde tausend kleine unnütze Dienste leisten zu lassen, z. B. sein Pferd halten, während er eine Strecke Weges zu Fuß ging; einen Aufschluß geben, den er nicht brauchte; eine Blume pflücken, oder einen Vogel verkaufen, und alles nur, um Gelegenheit zu finden, diese zerlumpten Unglücklichen auf eine übermäßige Weise zu bezahlen. Aber der Landmann findet in jenen wilden Gegenden so selten Beistand, daß er staunet, ja fast erschrickt über eine solche Mildthätigkeit,

wie über eine Thorheit oder eine Falle, obgleich er mit Freuden davon Gebrauch macht.

Johanna war von Natur aus keine Spötterin, und die Spöttereien über Sir Arthur, flößten ihr eine Art achtungsvollen Mitleidens ein. „Der arme Mann,“ sagte sie; „man macht sich über ihn lustig, weil er gut ist!“ Sie sprach mit ihm voll besonderer Hochachtung, und umgab ihn im Dienste mit kindlich zarter Aufmerksamkeit. Aber sie schien nicht verliebter in ihn, als am ersten Tage, und mit bewundernswerther Entsagung harrte er eines Tages der Ergebung und des Gemüthsumschwunges, der nicht anbrach.

Obgleich er sein Geheimniß nur Wilhelm und seiner Schwester anvertraut hatte, und jeden Scherz über seinen Brief an Frau von Charmois hinnahm, ohne daß er die mindeste ernste Absicht damit verbunden zu haben schien, mußte seine häufige Anwesenheit auf der Wiese, im Garten, wo Johanna Gras für ihre Kühe holte, im Stalle, wo er, ohne irgend einen Fortschritt, Thierstudien nach der Natur machen wollte, Claudine zu allerlei Bemerkungen veranlassen, und selbst Cadet, der in Johanna ein wenig verliebt und ein wenig eifersüchtig, wenn auch noch nicht ganz gewiß war, ob er in sie oder in Claudine verliebt sei.

Claudine hatte mit der Aeußerung begonnen, daß der Johanna das Glück hold sei, und Mutter Tula sehr richtig vorausgesagt habe, sie würde die Goldhöhle finden, indem der Engländer mehr Thaler besitze, als er

unter dem Berge von Toull aufbewahren könnte; da aber Claudine das zuerst geweissagte große Ereigniß dieser Heirath nicht geschehen sah, wußte sie nicht mehr, was sie denken sollte, und hätte geglaubt, Sir Arthur wolle mit Johanna verfahren, wie Marsillat mit ihr, ohne die Versicherung Johanna's, deren Aufrichtigkeit sie nicht bezweifelte, daß der Engländer sich niemals erlaubt habe, „ein Wort von Liebschaft" mit ihr zu sprechen.

Aber Marsillat, der fast alle Sonnabende und Sonntage in Boussac zubrachte, sah Herrn Harley das spinnen, was er die vollkommene Liebe nannte, und konnte sich das Vergnügen nicht versagen, sich mit zwei oder drei Freunden in der Stadt darüber lustig zu machen, welche die Neuigkeit am vollen Billard wiederholten, von wo sie auf den Marktplatz getragen ... und dann zuletzt zu Land und zu Wasser in den benachbarten Städten und Dörfern verbreitet wurde, so zwar, daß man nach vier Wochen im ganzen Bezirke und darüber hinaus, wußte, auf dem Schlosse Boussac befinde sich ein Original von einem Engländer, ein Millionär und sehr schöner Mann, der in eine Magd dergestalt vernarrt sei, daß er auf dem Punkte stehe, sie zu heirathen.

Die Damen der Provinz, von Natur und in Folge ihrer Stellung auf die Schönheit der Dorfbewohnerinnen und Grisetten sehr eifersüchtig, waren gegen den Engländer entrüstet. Ihre Männer stimmten ihnen bei,

und sagten, man könne eine Magd wohl zur Geliebten machen, aber sie heirathen sei ein Beweis von Wahnsinn, wo nicht von Unmoralität. Die jungen Herren wurden neugierig, diese Schönheit zu sehen, welche dergleichen Eroberungen machte, und wie man sagt, die Grausame spiele, um desto gewisser geheirathet zu werden.

Man kam aus Chambon, Gouzon, Sainte-Sévère, und selbst aus Châtre, wo die Leute bösartiger und müssiger sind, als sonst irgendwo, um die schöne Boussaquerin zu sehen, und da man sie selten sah, so gab es darunter einige, die zur Verhütung des Gespöttes wegen einer vergeblichen Reise, geradezu behaupteten, daß sie gar nicht hübsch, und der Engländer ein abgelebter Lüstling sei, unschlüssig, ob er sich den Hals abschneiden, oder die übel gewachsene und schmutzige Weibsperson heirathen solle, um seine Langweile zu verlieren.

Alle diese Aeußerungen schlichen sich nur verstohlen in das Schloß Boussac, Dank Claudinen und Cadet, die sich wohl hüteten, laut davon zu reden, da ihnen ausdrücklich verboten war, außerhalb des Schlosses vernommenes Geschwätz dem Fräulein von Boussac oder deren Bruder jemals zu hinterbringen. Johanna zuckte die Achseln, wenn ihre Kammergefährtin ihr solche Dinge erzählte, und war die Einzige in der ganzen Stadt, welche nicht glauben wollte oder konnte, daß sie der Gegenstand aller Unterhaltungen, und der Zielpunkt aller Blicke sei.

Die Charmois stürmte auf Frau von Bouffac ein, schrie über Scandal, und forderte nachdrücklich Johanna's Fortweisung. Aber Frau von Bouffac, welche mit fünfzig Jahren in ihrer alten Burg das Leben einer jungen Frau des Kaiserreiches führte, stand spät auf, brauchte drei Stunden zur Toilette, auf dem langen Stuhle ihre Migraine-Anfälle mit Verzärtelung verschlummernd, war eben nicht scharfsichtig, haßte die äussersten Mittel, und hielt es übrigens für weit wahrscheinlicher, daß Sir Arthur ihre Tochter als ihre Magd zu heirathen gedenke.

Die freimüthige und offene wechselseitige Freundschaft Mariens und des Herrn Harley, konnte wirklich diese Wendung nehmen, und selbst die Charmois zerbrach sich oft den Kopf darüber. Auch Wilhelm erregte bisweilen in ihr den Irrthum süßer Täuschungen, indem er sich sehr eifrig mit Elvire beschäftiget zeigte; wenn er aber, überdrüssig sich zu zwingen und sie zum Besten zu haben, dieses bittere Spiel barsch abbrach, überließ sich die Charmoise, wie man sie in der Stadt nannte, (wo sie wegen ihres Hochmuthes, ihres ränkesüchtigen Charakters und ihrer erheuchelten Andacht bereits verhaßt war) wieder ihrem Argwohne und verbissenem Grimme.

Dieser ganze Roman Sir Arthur's brachte jedoch ernste Folgen in Bezug auf zwei Personen hervor, von denen die eine mit Bitterkeit seiner spottete, und die andere ihn traurig zu tadeln schien. Die erste Person

war Léon Marsillat, der, erpicht, und mit gereizten Kampfesneigungen, sein bestes Pferd und vielleicht seinen besten Rechtshandel für die Vorausnahme jener Rechte über Johanna, welche der Engländer mit seinem Namen und Vermögen zu erkaufen gedachte, hingegeben hätte. Marsillat bedauerte es voll Aerger, zur Aufnahme Johanna's in Boussac mitgewirkt zu haben, wo er sein Glück nur von ihrem guten Willen erwarten durfte, was ihm nicht gelungen war.

Wäre sie noch Schäferin zu Epnell gewesen, und wäre Arthur und Wilhelm als seine Mitbewerber erschienen, so hätte er sie bis in die Einöde verfolgt, und sich geschmeichelt, keinen langen Widerstand gegen verwegene Verführungsversuche zu finden. Aber von nun an mußte er auf andere Mittel sinnen, List brauchen, harren . . . Dazu fehlte es Marsillat an Zeit. Er dachte sich, daß er wohl ein Thor sei, an diese dumme Person zu denken, da er so viele andere Geschäfte und Vergnügungen habe. Dennoch träumte er in mancher Nacht, sie am Arme ihres Gatten, des Herrn Harley, aus der Kirche kommen zu sehen, und erwachte die Achseln zuckend und fluchend, über sich selbst ergrimmt, daß es ihm nicht gelungen, die Person dieses Mannes lächerlich zu machen. Sein Stolz war dadurch tödtlich verletzt.

Die zweite Person, auf welche die ganze Gemüthsaufregung von Sir Arthur's Roman zurückwirkte, war Wilhelm. Dieser junge Mensch fühlte für Johanna,

was man im Romanstyle eine Passion nennen kann. Dieß und sonst nichts war es; denn was Tiefe der Liebe, Fähigkeit zu Hingebung und Muth betrifft, stand er weit hinter Sir Arthur, den er doch in seinem Innern beschuldigte, daß er mit philosophischer Ruhe liebe, und die Begeisterung der Liebe nicht kenne. So täuscht man sich; man hält für Zuneigung, was nur die Aufregung der Begierde ist, und für Kälte die Heiterkeit einer jede Probe bestehenden Liebe.

Wilhelm hätte nie daran gedacht, dieses Landmädchen zu heirathen. Seine Einbildungskraft war von ihrer ungewöhnlichen Schönheit, von ihrer rührenden Einfalt, und von den romanhaften Ereignissen ihrer ersten Begegnung in Toull, entzündet. Ihre während seiner Krankheit ihm bewiesene Hingebung, schmeichelte sodann seiner harmlosen Eitelkeit. Damals glaubte er, und glaubte es noch, er brauche nur ein einziges Wort zu sagen, und sie würde gleich an seine Brust sinken. Er sprach es nicht, aus Pietät, aus Zartgefühl, und die Bewunderung seiner eigenen Tugend brachte ihn so weit, daß er sich in den Gegenstand eines so großen Opfers verliebte. Er hatte jedoch den Entschluß gefaßt, sich von dieser Thorheit zu heilen, sich entfernt, seine Heilung gefunden, ja selbst Johanna vergessen; aber ihr Anblick, durch die Zuneigung seiner Schwester noch verschönert und dichterisch verklärt, ihn vom Augenblicke seiner Heimkehr an beunruhiget. Und nun weckte Sir Arthur's Liebe die seinige.

Johanna, so tiefe Gefühle und so ernste Absichten einflößend, gewann in seinen Augen einen neuen Reiz, und einen neuen Werth, und der selbst gewählten Pflicht huldigend, seine Heirath nicht zu hindern, suchte er doch, ungeachtet seiner Verzichtung auf sie, sich selbst auf eine knabenhaft-schwache Art anzufeuern, sie zu erstreben. Seine Einbildung wurde eine fixe Idee, eine beständige Träumerei, ein fieberhaftes Leiden, mit einem Worte: eine Passion, weil wir nun einmal dieses Wort aus Mangel eines andern gewählt haben, welches diese zugleich brutale und romanhafte, der Lage und der geistigen Natur unsers jungen Mannes eigenthümliche Neigung zu bezeichnen vermöchte.

Bisweilen wollte er sich ernstlich zerstreuen, um sie zu vergessen, und versuchte es, dem Fräulein von Charmois den Hof zu machen; allein Elvire mit ihren nichtigen Geistesgaben, mit ihren frechen Toilettenkünsten, mit ihrem, fremdem Witze abgeborgtem Geschwätze, stand so tief unter Johanna, daß Wilhelm sich bald ein Gewissen daraus machte, das Fräulein mit der Bäuerin verglichen zu haben. Elvire war von aller Anmuth völlig entblößt, und zeigte nur eigensüchtige Antriebe, prahlerische Schaustellung und engherzige Vorurtheile. Selbst die gute Marie, obgleich sie Wilhelms grausame Spöttereien über jene tadelte, konnte es nicht dahinbringen, sie zu lieben.

Eines Tages wurde die in Wilhelms Herzen lang verhaltene Aufregung so stark, daß es zum Ausbruche

kommen mußte. Es war zur Mähezeit, und man brachte das Heu von jener schönen Wiese in der Nähe des Schlosses ein, an deren Säumen nur Johanna ihre Kühe gehütet hatte, während der jungen Jahreszeit des Kräuterlebens. Der ganzen Jugend des Schlosses, Herren und Dienern, gewährte es ein großes Vergnügen, auf den Ochsenwagen zu klettern, und mit mehr oder weniger Geschicklichkeit und Leichtigkeit die Heugabel und den Rechen zu handhaben. Cadet lenkte das Gespann, den Stab mit der Eisenspitze schwingend, stolz wie ein Kaiser des Orients. Sir Arthur, als der stärkste, stand ganz oben auf dem Gipfel des von ihm mit Sachkenntniß des Gleichgewichtes gehäuften Wagens. Der gute Engländer war auf die Leichtigkeit ein wenig eitel, womit er dieses bäuerliche Talent durch Abschauen an dem Verfahren der Burschen der Meierei erworben hatte. Er trug eine Blouse von dicker blauer Leinwand, und mit einem von den Hirtenknaben auf den Feldern geflochtenen Strohhute auf dem Kopfe, entfaltete er anmuthig die Kraft seiner Muskeln, und freute sich, von der Sonne seine schönen Hände bräunen zu lassen, auf die er bisher so viele Sorgfalt verwendete, aus Besorgniß, die weibische Weise derselben möchte Johanna mißfallen. „Sie arbeiten zu gut!“ rief ihm Johanna zu, treuherzig erstaunt über seine Kraft und seinen Eifer; „ich habe nie einen Stadtherrn so geschickt die Feldarbeit verrichten sehen. Sollte man nicht glauben, Claudine, daß dieser Herr unser einer wäre?“

Kein Wort konnte dem Ohre Sir Arthur's süßer klingen. Schon träumte er: Besitzer einer schönen Meierei in der Marche oder in Berry zu seyn, nach ihrer Art lebend, als ein tüchtiger Landmann, fern von der Welt, deren er müde war, selbst seine Ernten einbringend, arbeitend wie ihrer einer mit seinen Meierei-Leuten, seine Bauern bereichernd, seine ganze Gemeinde beglückend, und sich selbst an der Seite seiner schönen und kräftigen Gefährtin der höchsten Glückseligkeit erfreuend.

„Dieß ist das Leben, das ich mir immer geträumt habe," dachte er sich, „und Gott schuldet es mir, weil ich diesem einfachen Geschmacke, und der Liebe zu der durch die Arbeit des Menschen verschönerten Natur immer treu geblieben bin." Während Sir Arthur mit schweißbedeckter Stirne, und voll süßer Hoffnung leuchtenden Augen, mit Johanna wohlwollende Blicke, fröhliche Worte und volle Heugabeln wechselte, schüttelten die Ochsen, bis an die Knie im Heu stehend, das man an diesem Tage ihrem Belieben überläßt, um ihnen die Qual der Stechfliege zu erleichtern, von Zeit zu Zeit ihre schönen, unter das Joch gepaarten Köpfe, und theilten dem Wagen eine schwankende Bewegung mit, wodurch die liebenswürdige Marie oft auf ihre Knie sank, welche bei Sir Arthur vorne auf der Heuladung stand. —

Dieses junge Mädchen, zu schwach, die Hitze zu ertragen, trieb allerlei Possen mit den Arbeitern, leicht

auf- und abkletternd, indem sie ihre kleinen Füsse auf die Schultern ihres Bruders setzte, wollte neben Claudine ein oder zwei Rechen voll Heu abgeben, und ließ sich dann, sogleich den Athem verlierend, lachend auf die kleinen zur Ladung gehäuften Heuschober fallen, in der dortigen Gegend Häuflinge genannt. Die flinke und kurzgeschürzte Claudine war roth wie eine Kirsche, und machte, wie Sir Arthur, eitle Schaustellung mit ihrer Behendigkeit und ihrem Eifer. Elvire war so kräftig, wie ein Landmädchen; aber zu sehr zusammengeschnürt, um sich frei bewegen zu können, wurde sie alle Augenblicke von ihrer Mutter gerufen, die, auf dem Heu sitzend, und unter ihrem Sonnenschirm bratend, die Meinung äußerte, das arme Mädchen werde roth wie ein Blutfink, und erscheine nicht zu ihrem Vortheile, indem sie mehr als erträglich von der Junisonne geschminkt würde.

Wilhelm hatte seine Weste abgelegt, und, indem er sein Batisthemd in der Sonne leuchten ließ, enthüllte er seinen mädchenhaft weißen und runden Hals. Unstreitig war er der schönste junge Mann, den man sehen konnte; aber Claudine fand ihn zu winzig, und die Miene zärtlichen Mitleidens, womit sie zu ihm sagte: „Sie erhitzen sich, Herr Wilhelm!“ demüthigte ihn durch die Vergleichung seines schwachen Körperbaues mit der gedrungenen Leibesgestalt des Engländers. (Sich erhitzen, heißt: den Sonnenstich und das Fieber bekommen.)

Darüber ärgerlich, daß Johanna ihr Geschäft nicht aufgab, dem Schichter das Heu zu reichen, wobei sie in fortwährendem Wechsel der Blicke und Worte mit Sir Arthur blieb, nahm er einen Zweig, stellte sich vor die Ochsen hin, und machte sich den Spaß, unter dem Vorwande, die Stechfliegen von ihnen wegzujagen, sie anzureizen, den Wagen heftig zu schütteln, und folglich auch seinen Nebenbuhler. Sir Arthur machte sich nichts daraus, und nichts vermochte ihn, einen lächerlichen Fall zu thun. Lachend versicherte er, einen Seemannsfuß zu haben.

Frau von Boussac hielt sich seitwärts unter einer dichten Baumgruppe auf, und sprach mit Marsillat von einem wichtigen Gegenstande. Endlich näherte sich dieser Wilhelm, und fragte ihn, was er denn so Interessantes im Gesichte der Ochsen finde, um da zu verweilen, unempfindlich für andere Gesichter, die in ihrer Beseelung viel interessanter seyen.

„Sie sind nicht genug Künstler," erwiederte der junge Mann, der sich stellte, als verstehe er ihn nicht, und sich von dem eigentlichen Gegenstande seiner Gedanken abziehen wollte, „um diese in unserer Gegend so stattlichen, in ihrer Gewalt so ruhigen Ochsengesichter zu bewundern. Ja, ich begreife es, wie Jupiter in einer poetischen Laune diese Gestalt annehmen konnte. Es liegt etwas Göttliches in dieser breiten, so gut bewaffneten Stirne, und in diesem schwarzen, eben so stolzen als sanften Auge. Es liegt auch etwas Kindliches

in diesen so kurzen Nüstern, und in diesem feinen und blanken Haare, welches diese zarte Lippe zierlich umsäumt. Es liegt etwas Bäuerliches in diesen breiten, einander nahe gerückten Knien, in dem langsamen, ruhigen Gange. Es liegt etwas Löwenartiges in diesem kräftigen Schweife, welcher den immer knorrigen und magern Rücken peitscht. Ja, das ist ein schönes Thier! Die Wampe ist prächtig, und die Weiche hat eine ungeheuere Entwickelung.

„Man behauptet, das Gesicht sey dumm; das ist falsch; es drückt die Kraft und die Einfalt aus; es hat Aehnlichkeit mit der Physiognomie des Menschen, der die Erde bebaut, und das Thier zähmet. Sehen Sie, wie unsere Bauern die Kunst verstehen, ohne es zu wissen! Welcher Maler, welcher Bildhauer hätte eine so gewaltige und doch so einfache Kopfzierde ersonnen! Diese Stirnbinde von geflochtenem Strohe, einem Diadem gleichend, und dieses sinnreiche Durchkreuzen der die Hörner und das Joch umschlingenden Riemen! In der That, dieß muß von antiker Ueberlieferung herrühren, und nie war der Ochs Apis majestätischer gekrönt!"

„Was Sie da sagten, ist recht hübsch," erwiederte Marsillat lächelnd. „Das ist Poesie, das ist Kunst; es giebt aber auch noch anderwärts Poesie, und mein künstlerisches Gefühl zieht andere Muster vor. So zum Beispiele, Wilhelm, sehen Sie Johanna an, dieses schöne, eben so sanfte als starke Mädchen! Stark wie ein

Mann! Sehen Sie! Sie hebt fünfzig Pfund Heu mit den Fingerspitzen auf, und dieß alle drei Minuten von Sonnenaufgang bis Sonnenuntergang . . .“

„Oh, ich glaub's gerne!“ rief Cadet aus, der mit Erstaunen die von Wilhelm über die Ochsen gesprochenen schönen Worte gehört, aber viel besser Johanna's Lob aus Marsillats Munde verstanden hatte. „Herr Leon, das ist das stärkste Mädchen, welches ich jemals gekannt habe. Sie hebt sechs Scheffel Getreid vom Boden, und legt sie so leicht auf ihre Schulter, wie ich, auf meine Ehre! Ah, was das schöne Mädchen nicht alles kann!“

„Nun denn, Cadet hat poetisches Gefühl nach seiner Weise,“ erwiederte Leon; „aber wüßten Sie nichts zu finden, Wilhelm, um Johanna auch so anmuthig zu loben, wie vorher diese großen gehörnten Thiere? Liegt in Johanna nicht ein besserer Theil der Gottheit? — Kräftig wie Juno oder Pallas, blühend wie Hebe, holdselig wie Isis, die Botin der Götter! Ich bin kein Dichter, ich plaidire nicht in solchen Bildern; aber an Ihrer Stelle hätte ich an diesem ländlichen Wesen tausend Schönheiten entdeckt, die Sie keiner Beachtung würdigen. Wie gut sie gekleidet ist! Der gute Gott sollte immer die Strahlen der Sommersonne über uns ausgießen, damit alle Frauenspersonen diese ursprüngliche Tracht annähmen. Nichts als einen kurzen Rock und ein Hemd! Gestehen Sie, daß dieß reizend ist!

„Sie sprechen von Antiken! Dieß ist keusch und

wollüstig wie die Antike; man sieht nichts, und man erräth diesen bewundernswürdigen Rumpf; das Hemd ist am Halse oben eingehäkelt, der Aermel am Handgelenke; der Stoff ist weder fein, noch durchsichtig; aber dieses grobe, abgenützte Hanfgewebe hat die Weiße und das Kernhafte griechischer Gewänder. Und welche Statue des Phidias ist Johanna! Ihre schönen Formen drücken sich in ihren freien und leichten Bewegungen aus. Sehen Sie, ob die junge Charmois neben ihr nicht wie eine Wachspuppe aussieht! Ja, ja, ich sage Ihnen, daß dieß viel schöner als ein Ochs ist; denn es liegt darin etwas von einer Göttin und einem Kinde. Erinnern Sie sich an die Druidin der salzigen Steine; es war Velléda, und doch war's Lisette! Die liebloſen kurzen Nasenlöcher und die zarte Lippe des Ochsen, locken weder meinen Athem noch meine Lippen, ich schwör's Ihnen, während dieses olympische Profil und diese Rosenlippen . . ."

Wilhelm kehrte Léon barsch den Rücken, ohne den Schluß seiner Rede abzuwarten. Er eilte, seiner Mutter den Arm zu bieten, die in das Schloß zurückging. Marsillat war ihm verhaßt. So lange seine glühende Schilderung dauerte, lächelte er mit teuflischen Blicken. Dieß schien Wilhelm zu mahnen: „„Du siehst dieses Meisterstück der Natur, diesen Gegenstand deiner geheimen Gedanken! . . . Bewundere und laß Dich's gelüsten! Ich bin's, der über ihre wilde Schamhaftigkeit triumphiren wird, und Du wirst erbärmlich schei-

tern, indem Du in poetischen Bildern sprichst, die sie nicht versteht.'"

„Wilhelm kehrte nicht mehr auf die Weise zurück. Er ging in sein Zimmer, und über den Balkon geneigt, der eine so schreckliche Tiefe beherrscht, überließ er sich den düstersten Träumereien, während das Lachen der Heumacherinnen und das Schreien der Ochsenhirten in der Ferne verhallten.

Neunzehntes Kapitel.

Die Liebe des jungen Mannes.

Sogleich nach dem Mittagessen, da Wilhelm seine Niedergeschlagenheit als ein heftiges Kopfweh erklärte, ging er in sein Zimmer zurück, und versuchte sich wirklich krank fühlend, einzuschlafen. Er bekam Schwindel, war leidend, und die Kraft zu denken in ihm wie eingestellt. Seine Schwester besuchte ihn. Sie fand ihn vom Fieber befallen, und seine Worte ohne Zusammenhang; sie lief zu ihrer Mutter, und setzte sie davon in Kenntniß. Der Stadt- und Schloßarzt wurde geholt. Um Mitternacht zeigte sich ein Nervenanfall, dessen Kraft jedoch durch einsichtvolle Behandlung gebrochen wurde. Um ein Uhr war der Kranke ruhig; um zwei Uhr lag er in tiefem Schlafe, und jede Fieberregung schien verschwunden. Der Arzt ging nach Hause. Um vier Uhr

ließ Marie, zu schwach um langes Wachen zu ertragen, den Roman fallen, worin sie las.

Dieß war der Connetable von Chester, und ihre Freundschaft für Johanna flammte um so inniger auf, als sie mit Theilnahme die bezaubernden Charaktere der jungen Burgherrin und ihrer ergebenen Vertrauten, der liebenswürdigen Rosa Fleeming, würdigte. Aber selbst Walter Scott konnte die Müdigkeit dieses zarten Kindes nicht beschwören. Als Johanna ihren lieben Liebling Marie sehr blaß fand, bat sie dieselbe, nun auch zu Bette zu gehen; erst den wiederholten Bitten nachgebend, und durch die Ueberzeugung beruhiget, daß die Hände ihres Bruders frisch seien, und sein Schlaf vollständig ruhig, entsprach sie dem dringenden Ansuchen ihrer ländlichen Gefährtin.

Johanna hatte einen Körper von Eisen, und früher so viele Nächte auf diesem Armstuhle, mit der Pflege ihres Pathen in seiner schweren Krankheit beschäftiget, durchwacht, daß sie eine Nacht mehr gar nicht zählte. Uebrigens versicherte sie auch, Claudine würde sie ablösen, und Sir Arthur, der gleichfalls bis drei Uhr gewacht, hatte versprochen um sechs Uhr wieder zu kommen. Marie betete ihren Bruder an, aber ein Schleier verhüllte ihre Augen. Das stille Hirtengedicht, dessen Held Sir Arthur war, hinderte sie, das unruhige und düstere Drama zu sehen, worin Wilhelm sich schweigend hin und hertrieb. Stieg ihr bisweilen ein Argwohn auf, so verbannte sie ihn als eine Beleidi-

gung brüderlicher Freundschaft. Es schien ihr so natürlich, daß Johanna von einem reichen und edlen Manne geliebt, und zur Frau begehrt werde, daß sie eine minder biedere Liebe in dem Herzen ihres Bruders nicht argwohnen mochte. Wilhelms Schweigen, der ihr in allen andern Beziehungen sein ganzes Vertrauen schenkte, und jene Art von Tadel, womit er sich über Arthur's Plan äußerte, machten es ihr unmöglich, die Reinheit seiner Neigung für seine Pathe zu bezweifeln.

Johanna, nun allein mit dem Kranken, hob den Roman auf, und studirte buchstabirend, um keine Zeit zu verlieren, oder um nicht einzuschlafen, einige Zeilen davon, die sie nicht verstand; aber sie fuhr zusammen und sprang auf, als sie von ihrem Pathen mit erloschener Stimme und schmerzlichem Tone ihren Namen rufen hörte.

Als Wilhelm sie neben sich stehen sah, stieß er einen Schrei aus, und verhüllte sein Gesicht mit seinen Händen.

„Ach, mein Pathe," sagte Johanna, „ich habe Sie erschreckt; Sie riefen mir aber."

„Ich habe Dir gerufen, Johanna?" erwiederte der blasse junge Mann, indem er die Hände wieder fallen ließ, und jene der Johanna ergriff, „und dennoch schlief ich! Aber ich träumte von Dir, und litt schrecklich! Doch was thust Du hier, Johanna? Warum bist Du in mein Zimmer gekommen? Oh, mein Gott, antworte mir!"

„Weil Sie ein wenig krank gewesen sind; doch es ist nichts, mein Pathe; Sie sind besser, Gott sei Dank!“

„Und Du willst fortgehen?“ rief Wilhelm aus, ihre Arme mit Gewalt fassend, „Du willst mich verlassen?“

„Oh nein, mein Pathe! Ich werde bei ihnen bleiben; Sie wissen, daß ich Sie nie verlasse, wenn Sie nicht wohl sind.“

„Oh, ja, ich habe gelitten, ich erinnere mich dessen!“ erwiederte der junge Baron. „Du warest also nicht da?“

„Oh, ja, mein Pathe!“

„Es ist wahr, ich habe Dich gesehen. Ich bitte Dich um Verzeihung, Johanna; mein Kopf ist sehr schwach.“

„Sie müssen Arznei nehmen, mein Pathe.“

„Nein, nein, keine Arznei; geh nicht fort, Johanna! Deine Hand in der meinigen verschafft mir mehr Linderung. Und doch ... wie sehr hast Du mir wehe gethan, seitdem ich Dich kenne!“

„Ich, mein Pathe, hätte Ihnen wehe gethan?“ erwiederte Johanna ganz erschrocken. „Wie konnte mir denn dieses Unglück begegnen, da ich für Ihre Genesung gerne gestorben wäre?“

„Johanna, o meine liebe Johanna!“ rief Wilhelm begeistert und zugleich mit gebrochener Kraft aus, und unfähig, seine Leidenschaft noch länger zu beherrschen, „Du hast mir Leiden bereitet, besonders seit einiger Zeit: seitdem Du mich nicht mehr liebst!“

„Ich liebe Sie nicht mehr?“ entgegnete Johanna, mit von plötzlichen Thränen erstickter Stimme. „Wer konnte Ihnen eine solche Lüge sagen? Es giebt doch recht böse Leute hier!“

„Du liebst mich nicht mehr, seitdem Du einen andern liebst, Johanna, gesteh' es! Ich kann mich nicht länger mehr bezwingen. Ich bete Dich an . . .“

„Wie? Was soll dieses Wort sagen, mein Pathe?“

„Ist dieß denn ein Wort, das Du nicht kennst? Und doch muß es Herr Harley zu Dir gesagt haben.“

„Oh nein, mein Pathe! Der Herr Engländer hat nie ein solches Wort zu mir gesagt; dieß ist ein Wort, das man nur zu Gott sagt. Aber warum sagen Sie, mein Pathe, daß ich einen andern liebe, als Sie? Sie wollen mir also sagen, daß ich Sie nicht mehr liebe?“

„Du hast mich also geliebt, Johanna? Oh, sag es mir!“

„Aber ich liebe Sie immer, mein Pathe.“

„Du liebst mich! Und Du sagst es mir so ruhig!“

„Nein, mein Pathe, ich sage Ihnen dieß nicht ruhig,“ erwiederte Johanna, die der Kälte beschuldiget zu seyn glaubte, und mit der melancholischen Heiterkeit der verleumdeten Unschuld weinte.

„Oh nein, Du liebst mich nicht,“ erwiederte Wilhelm, Johanna's Arme loslassend, und mit der Hand verzweiflungsvoll in seinen Haaren wühlend. „Du verstehst mich nicht; Du weißt nicht einmal, was ich von Dir verlange.“

„Ach, mein kleiner Pathe," sagte Johanna, neben dem Kopfkissen Wilhelms auf ihre Knie sinkend; „Sie müssen das Blut nicht so erhitzen; Sie sind gerade so, wie damals, da Sie krank waren, und mir immer vorwarfen, daß ich Ihnen nicht genug zugethan sei. Dennoch pflegte ich Sie, so gut ich konnte. Es ist nicht meine Schuld, wenn ich einfältig bin, und alle Worte, die Sie sprechen, nicht recht verstehe."

„Du verstehst alles, Johanna, mit Ausnahme des einzigen Wortes „lieben."

„Ach mein Gott! Wären Sie nicht krank, so würde ich Ihnen sagen, daß Sie ungerecht gegen mich sind. Wenn es Ihnen aber zuträglich ist, mich auszuzanken, so zanken Sie fort; erleichtern Sie Ihr Herz!"

„Oh, grausames, grausames Kind, welches die Liebe nicht begreift!" rief Wilhelm die Hände ringend aus.

„Sie sprechen da ein Wort, welches nicht hübsch ist, mein Pathe. Das sind Worte für Herrn Marsillat."

„Oh ja, ich weiß es; Marsillat hat mit Dir von Liebe gesprochen, er auch!"

„Er spricht davon mit allen Mädchen; aber er spricht sehr schlecht davon, gehen Sie, mein Pathe!"

„Der Elende! Hat er Dich beleidigt?"

„Oh nein, mein Pathe. Ich hätte mich nicht beleidigen lassen. Uebrigens müssen Sie sich über ihn nicht erzürnen. Er ist ein Mann, der nicht dumm ist, und Vernunft annimmt. Er langweilt mich schon lange nicht mehr, und eines Tages, da ich ihn wegen seiner

Albernheit beschämte, versprach er mir sogar recht ordentlich, mich fortan in Ruhe zu lassen, und ich kann nicht sagen, daß ich seitdem über ihn mich zu beklagen habe."

„Aber warum ist dir das Wort „Liebe" auch aus meinem Munde zuwider? Sprich! Antworte!"

„Ich wüßte es Ihnen nicht zu sagen . . . mein Pathe . . . Aber es scheint mir, daß Sie mich nicht mehr lieben, wenn Sie solche Sachen zu mir sprechen."

„Johanna, ich verstehe Dich; Du glaubst, ich wolle Dich betrügen, Dich verführen . . .

„Oh nein, mein Pathe, das glaub' ich von Ihnen nicht; Sie sind zu gut und zu rechtschaffen, um solche Absichten zu haben."

„Und doch beleidigt und erschreckt Dich meine Liebe."

„Ei, mein Pathe, wenn ich dumm bin, entschuldigen Sie mich. Es ist ein Wort, das wir Beide vielleicht auf verschiedene Weise verstehen. Wir zu Hause gebrauchen es, wenn wir von verliebten Leuten sprechen."

„Nun denn, Johanna, wenn ich verliebt in Dich wäre!"

„Oh nein, mein Pathe, das ist nicht der Fall," erwiederte Johanna, die Augen traurig senkend; „dieß spricht nur die Krankheit aus Ihnen."

„Wohlan, ja, dieß spricht nur die Krankheit aus mir: das Fieber ist wie der Wein: wir sprechen dabei, was wir denken."

„Sie müssen nicht so mit mir umgehen, mein Pathe," sagte Johanna mit ernstem Tone, ungeachtet ihrer Sanftmuth; „ich hab' es nicht verdient."

„Du stoßest mich also zurück, Du hassest mich?"

„Ist's möglich, mein Gott!" seufzte Johanna, ihr thränenvolles Gesicht mit ihrer Schürze verhüllend.

„Oh, ich beleidige und betrübe Dich! Wie unglücklich bin ich! Ich täuschte mich: Du fühlst keine Liebe zu mir!"

„Oh mein Pathe, ich hätte mir dieß nie erlaubt, und würde lieber sterben, als es mir in den Kopf setzen."

„Was sagst Du da? O Einfalt! O Thorheit! Du würdest glauben, mich zu beleidigen, Dich vielleicht gegen den Respekt zu verfehlen? Sprich; Du bist ein Närrchen!"

„Ich weiß nicht, ob es Sie beleidigen würde, mein Pathe, aber, dessen bin ich gewiß, meine Pathe, und vielleicht auch unser liebes Fräulein. Doch, Gott sei Dank, ich bin dessen unfähig! In Ihr Haus kommen, Geld darin verdienen, Ihr Brod essen, und dann mir in den Kopf setzen, in meinen Gebieter, in meinen Pathen verliebt zu sein! Aber dieß wäre eine Sünde, und niemals, niemals, der gute Gott weiß es, niemals hab ich einen Gedanken daran gehabt, auch nicht den allerkleinsten!"

„Vollende, Johanna, sag mir alles, weil ich mich verurtheilt habe, alles zu wissen; wenn ich in dich ver-

liebt wäre, wie Du sagst, wenn ich dich bäte, in mich verliebt zu sein, würdest Du niemals einwilligen?"

„Oh mein Pathe, sprechen Sie nicht so; man könnte sagen, es sei wahr, und wenn es wahr wäre, müßte ich Sie verlassen, und weit, weit fortgehen, in meine Heimath, um nie wieder mit Ihnen zusammenzutreffen."

„Oh, was Du da sprichst, ist abscheulich! Du wolltest, Du könntest also von mir weggehen . . . Du hättest die Kraft dazu! Auch ich versuchte sie zu haben; vergeblicher Versuch! Ich mußte heimreisen. Ich hielt mich für geheilt; da sah ich Dich wieder, und mein Uebel kehrte schrecklicher zurück, als früher."

„Oh, mein Gott, mein Pathe, was sprechen Sie da? Sie vermengen mich mit Ihrer Krankheit, und dieß kommt heraus, als trage ich die Schuld an allem! Was hab' ich denn dem guten Gotte zu Leid gethan, daß er Ihr Gemüth so gegen mich aufregt?"

„Johanna, Du tödtest mich mit Deinen Worten, nachdem Deine Gegenwart mir schon langsam den Tod gab. Deine Schönheit verzehrt mein Herz, und Deine Tugend vernichtet mich."

„Wenn meine Anwesenheit Ihnen den Tod gibt, mein Pathe," erwiederte Johanna trostlos und selbst verletzt, aber immer mit Sanftmuth sprechend, weil sie fest glaubte, Wilhelm sei von einer Art Irrereden ergriffen, „so muß ich fortgehen. Eine andere Person wird Sie gewiß nicht mit mehr Freundschaft pflegen, aber vielleicht mehr Glück haben, als ich, die ich Ihre

Ungeduld errege, und da Sie, wenn Sie krank sind, immer mit Unwillen mir begegnen. Ich will jetzt fortgehen und Claudine oder den Herrn Engländer holen, und verspreche Ihnen, mein lieber Pathe, daß ich, wenn ich auch nicht mehr Ihr Zimmer betrete, Sie nicht mehr bediene, was mir das Herz brechen wird, Sie deßwegen nicht weniger lieben werde."

„Das ist's, was ich erwartete, Johanna," rief Wilhelm erbittert aus. „Du suchtest eine Gelegenheit, um mich zu verlassen, und Du verlassest mich ruhig; Du raubst mir das Leben unter dem Vorwande, es mir zu geben. So geh denn! Leb wohl! Laß mich! Laß mich! Ich kenne mich nicht mehr!"

„Und der junge Mann, etwas gebieterisch wie ein verhätscheltes Kind, begann zu weinen, zu seufzen, und convulsivisch die Hände zu ringen."

Johanna war erschrocken aufgestanden, um Frau oder Fräulein von Boussac zu holen, dem erhaltenen Auftrage gehorchend, es ihnen sogleich zu melden, wenn ein beunruhigendes Anzeichen sich neuerdings einstellen sollte. Eben im Begriffe, das Zimmer zu verlassen, blieb sie stehen, entsetzt über den Anblick des heftigen Zustandes des Kranken. Sie wagte es nicht mehr, ihn allein zu lassen, und wieder an sein Bett tretend bemühte sie sich, wie ehedem, sanfte Verweise und mütterliche Bitten anzuwenden, um ihn zu bewegen, sich zu beruhigen.

Aber Wilhelm war viel weniger krank, und viel mehr verliebt, als früher. Er drückte Johanna an sein Herz, überströmte mit seinen Thränen ihre kalten und zitternden Hände, und nach dem ihr entrungenen Versprechen, diesen Tag und ihr ganzes Leben bei ihm zu bleiben, müde, gleich den schüchternen Liebenden abgebrochene Reden zu führen, erkühnte oder vielmehr verirrte er sich so weit, ihr eine vollständige Liebeserklärung, und das Geständniß seiner Eifersucht und selbst seiner Entzückungen in einem Alter von zwanzig Jahren, zu machen. Dieß war nicht Marsillat's brutale Sprache; aber es waren noch glühendere Worte, und die flammenden Reden der ersten Liebe, die sich schuldig fühlt, und sich, nach einem langen prüfenden Blicke auf den Abgrund, hinunterstürzt, eine Beute des Schwindels, des Schreckens und der Hinreißung.

Thränen nur waren Johanna's Antwort, und dieser aufrichtige Schmerz verleitete Wilhelm zu dem Wahne, daß er geliebt werde, vielleicht zwar ohne Leidenschaft, aber mit einer genügend blinden Hingebung, um alles zu opfern. In diesem Augenblicke wand sich Johanna aus seinen Armen los, und floh gegen die Thüre, wo sie plötzlich, und fast als Flüchtling, Aug' in Auge, dem Sir Arthur in die Hände rannte.

„Ho!" rief der Engländer aus, erstaunt über den Schrecken Johanna's und den erstickten Aufschrei des Kranken, der bei seinem Anblicke einen neuen Anfall von Eifersucht und Verzweiflung bekam.

„Herr Harley, es ist nichts," sagte Johanna, deren verwirrte Züge ihre Worte widerlegten. „Mein Pathe ist ein wenig krank, und Sie werden ihn zu trösten suchen. Ich ärgere ihn, und gehe deßwegen fort."

Sie lief in ihr Zimmer, und warf sich vor ihren verehrten Bildern auf die Knie: die Jungfrau Maria, Königin aller Feiden, Johanna, die große Hirtin, welche sie für heilig gesprochen hielt, und treuherzig die heilige „Johanna vom Felde" nannte, in der Meinung, welche die poetische Verwirrung im Kopfe ihrer Mutter veranlaßte, daß sie ihre Schutzpatronin sei, und der Kaiser Napoleon, den sie als den Erzengel Michael von Frankreich und Märtyrer Englands betrachtete.

Sie weinte und betete lange, und als sie sich ruhiger fühlte, flehte sie zu Gott um Erleuchtung, welches Benehmen sie unter so schmerzlichen und ihr so fremden Verhältnissen beobachten solle.

Claudine überraschte sie in diesem Nachsinnen.

„Wo denkst du hin?" sagte sie; „Deine Kühe haben noch nicht gefressen, und Du verweilest hier, um zu beten, als wärest Du bei einer Sonntagsmesse in der Kirche."

„Du hast Recht, meine Claudine," erwiederte Johanna, „ich kann unter der Arbeit eben so gut beten." Und die Schönheit, welcher die Seufzer eines verdienstvollen Mannes, eines interessanten Jünglings, und eines berühmten Advokaten galten, wollte das Frühstück der Hirschkuh, der Rosenrothen und der Königin, die-

ser ihrer Pflege anvertrauten drei schönen Kühe, besorgen.

Johanna war seit ungefähr zwei Stunden auf der Wiese, als sie Sir Arthur Harley auf sie zukommen sah, die Felsen entlang, welche über den Fluß hinragen. Sie fühlte Lust, ihm auszuweichen. Die „Herren" fingen an, ihr Mißtrauen und Furcht einzuflössen; aber der Engländer hatte, insbesondere eben jetzt, eine so wohlwollende und so ehrliche Physiognomie, daß sie sich etwas beruhigte, und zu stricken fortfuhr, während er, in einiger Entfernung von ihr, sich auf einen Felsen setzte.

„Meine liebe Johanna," begann er, „ich habe mit Ihnen von einer äußerst häkligen Sache zu sprechen, und wenn ich im Französischen mich nicht gut ausdrücke, so werden Sie mich der guten Absichten wegen entschuldigen."

Herr Harley, der, mit Ausnahme einiger unerheblicher Geschlechts- und Zeitfehler, sehr gut französisch sprach, wollte bei Johanna aus einer gewissen Gefallsucht unwissend scheinen, in der Hoffnung, sie werde dadurch leichter den Standesunterschied vergessen. Aber Johanna war weniger als jemals in der Stimmung, zu vergessen, daß sie großen Respekt zeigen müsse, um auch großen Respekt einzuflößen. Hierin fand sie die einzige Gleichheit, auf welche sie ohne Gefahr Anspruch machen konnte, und doch verdiente Sir Arthur, daß sie eine bessere Meinung von ihm hegte; sie fühlte

dieß innerlich, wagte es aber nicht, darauf zu vertrauen.

Hierauf versuchte Sir Arthur mit väterlichem Tone, und mit bewegter, Johanna's Herz mit Rührung und Achtung erfüllender Stimme, ihr offenes Geständniß zu erhalten. Er gab ihr deutlich zu verstehen, daß er so eben Wilhelms Geheimniß enträthselt, vielleicht entrissen hatte, und nun zu wissen wünschte, ob sie die Liebe ihres jungen Pathen erwiedere, um ihr Hülfe, Rath und Schutz in dieser Lage zu gewähren, von welcher Art auch immer seine Gefühle seyn möchten.

Johanna sträubte sich lange, das Geheimniß ihres Pathen zu gestehen, und erwiederte, als sie ihre Zurückhaltung fruchtlos sah: „Wohlan, mein Herr, da Sie von dieser Sache so mit mir sprechen, wie es der Herr Pfarrer Alain thun würde, so will ich Ihnen als einem braven Manne antworten, für den ich Sie halte. Es ist wahr, daß mein Pathe sich meinetwegen unglücklich fühlt; aber ich weiß dieß erst seit heute; es macht mir so viel Kummer, daß ich im Stande bin, das Schloß zu verlassen, wenn Sie es mir rathen, und darin eine Erleichterung für ihn finden. Was mich betrifft, so lieb' ich ihn sehr; Gott weiß es; aber ich liebe ihn nicht anders, als ich soll, und ich könnte Ihnen und meiner Pathe schwören, daß von Verliebtseyn in ihn keine Rede ist, und nie seyn wird. Auf meine Ehre, ich habe nie, auch nicht eine Minute lang, daran gedacht!“

„Sie haben nicht daran gedacht, Johanna, Sie hielten es nicht für möglich, daß Ihr Pathe in Sie verliebt wäre; aber werden Sie jetzt, da Sie es wissen, nicht ein wenig selbst wider Ihren Willen, daran denken?"

„Nein, mein Herr."

„Weil Sie stolz und klug sind, und weil Sie fürchten, von Andern und von Ihnen selbst darob verachtet zu werden. Wenn aber Ihr Pathe Sie heirathen könnte und wollte, würden Sie nicht einwilligen?"

„Nein, mein Herr, niemals."

„Weil Sie vermuthen, daß seine Familie es nicht zugäbe, und Sie Ihrer Pathe kein Herzeleid anthun möchten. Allein wenn Ihre Pathe selbst nichts dagegen hätte?"

„Dieß würde nichts an der Sache ändern, mein Herr."

„Sprechen Sie die Wahrheit, Johanna? Die Wahrheit, wie zu einem Freunde, zu einem Bruder, zu einem Beichtvater?"

„Ja, mein Herr."

„Dennoch ist, was ich Ihnen sage, vielleicht nicht unmöglich. Ich gelte etwas bei Frau von Bouffac; ich kann die Ungerechtigkeit des Glückes in Bezug auf Sie wieder gutmachen. Ich habe Ihnen dieß schon früher gesagt, und mehr als jemals bin ich Ihr Diener und Freund."

„Oh, was Sie betrifft, mein Herr, so sind Sie

gegen mich so gut und so rechtschaffen, daß ich es nicht zu fassen vermag, und nicht weiß, wie ich Ihnen danken soll. Aber alles dieß ist vergeblich. Niemals würde ich meinen Pathen heirathen, selbst wenn seine Mutter es mir befehlen sollte."

„Oh, Johanna, bedenken Sie doch! Herr Wilhelm ist ein recht schöner junger Mann; er ist liebenswürdig und gut. Er hat Verstand, erwies Ihnen große Dienste, und ist sterbensverliebt in Sie."

„Gerne stürbe ich statt seiner," sagte Johanna, „nur spreche man mir nicht davon, daß ich ihn heirathen solle."

Und nun weinte sie.

„Johanna," rief der Engländer aus, „Sie sind verheirathet! . . ."

„Ich, mein Herr?" erwiederte Johanna mit staunender Miene, den Kopf aufrichtend; „was denken Sie denn? Wüßte man es denn nicht, wenn ich verheirathet wäre?"

„Aber Sie sind doch schon an einen gebunden?"

„An wen? Nein, mein Herr, Sie irren sich."

„Aber Sie lieben irgend einen?"

„Nein, mein Herr;" antwortete Johanna, ihre langen Wimpern senkend, wie von diesem Argwohne verletzt.

„Ist es möglich," sagte der Engländer, „daß Sie zwei und zwanzig Jahre alt wurden, schön, und geliebt wie Sie sind, ohne daß je ein Mann so glücklich

gewesen wäre, Ihnen die mindeste Bevorzugung einzuflößen?“

Johanna schwieg einen Augenblick. Sie schien gedemüthiget, und Arthur glaubte über ihre von Anstrengung und Thränen gebleichten Wangen eine schwache und flüchtige Röthe gleiten zu sehen.“

„Nein, mein Herr,“ erwiederte sie endlich; „Sie betrüben mich mit solchen Fragen. Ich habe nie mein Gewissen verletzt, und war in meinem ganzen Leben nie verliebt. Wohl seh' ich, daß Sie wissen wollen, ob ich meinen Pathen in seinem Kummer trösten kann; allein dieß ist nicht möglich. Wenn er immer an mich denken will, muß ich fortgehen.“

„Johanna,“ rief Sir Arthur tief bewegt und verwirrt aus, „ich kann und darf Ihnen in diesem Augenblicke nichts rathen. Ich bin Wilhelms Freund; ich liebe ihn fast mehr, als mich selbst; ich fühle seine Leiden in meinem eigenen Herzen, und weiß nicht, wie ich ihn heilen soll. Ich bitte Sie nur um das Einzige, nicht zu vergessen, daß ich Ihr ergebenster und treuester Freund bin. Versprechen Sie mir, daß, wenn Sie dieses Haus verlassen, und ich selbst nicht mehr da bin, ich erfahren werde, wo Sie sind, und daß Sie mir erlauben, Sie zu besuchen. Auch ich habe Ihnen ein Geheimniß anzuvertrauen, das Sie nicht erröthen machen wird, ich schwör' es Ihnen bei meiner Ehre!“

„Wo anders soll ich hingehen, als in meine Heimath Toull-Sainte-Croix?“ versetzte Johanna. „Ich

will mich in irgend eine Meierei seitwärts von Combraille verdingen, weil es dort gute Kräuter giebt, und ich die meiner Pflege übergebenen Thiere gerne wohlgenährt sehe. Was aber Ihren Wunsch betrifft, mich zu sehen, mein Herr, so kann dieß nicht seyn. Es brächte mich und Sie in üblen Ruf; haben Sie mir aber etwas aufzutragen, so können Sie es dem Herr Pfarrer von Toull schreiben. Er kann Geschriebenes recht gut lesen, und wird mir sagen, was sie mir zu wissen machen wollen."

„Gut denn, Johanna," sagte Herr Harley immer gerührter, und machte eine Bewegung, zum Zeichen des Abschiedes ihre Hand zu fassen. Aber er fürchtete, in der Lage, worin die keusche Johanna sich befand, ihr Vertrauen einzubüßen, und eilte, nachdem er sie so ehrerbietig wie eine vornehme Dame gegrüßt hatte, schnell hinweg, entschlossen, Boussac noch am nämlichen Tage zu verlassen, um wenigstens seinem jungen Freunde die Qual der Eifersucht zu ersparen.

Einsam sann Johanna nun darüber nach, was so eben die Heiterkeit ihres Lebens so schmerzlich getrübt hatte, gerührt von dem innigen Mitleiden des Engländers mit ihrem Kummer, als sie einen schlecht gekleideten Menschen am Fuße der Felsen wie einen Fuchs hin kriechen und klettern sah.

Er trug eine Angelschnur in der Hand, und einen Korb, den er von Zeit zu Zeit neben sich stellte, als es ihm gelungen war, einen Felsen zu erreichen, welcher

den Rand des Flußes bildet. Diese Stelle ist so jähe, daß sie nie begangen wird. An der Grenze wäre dieß ein Fußpfad für Schmuggler; in der Nähe einer Stadt ist es der Weg eines Diebes oder Spiones.

Sein großer schmutziger und zerknitterter Hut fiel ihm über die Augen, und Johanna konnte von der Höhe von wo aus sie seine Bewegungen beobachtete, sein Gesicht nicht sehen. Dennoch meinte sie, den unsichern, bald langsamen, bald raschen Gang des Vaters Raguet zu erkennen. Er fischte nicht, und schien die Gegend zu studiren, oder die am andern Ufer Wandelnden zu belauern.

Johanna, beunruhiget, brach auf, und trieb ihre Kühe auf die andere Seite der Wiese. Dieser Raguet jagte ihr Schrecken ein, ohne zu wissen, warum. Er lebte immer mit ihrer Muhme, und erhielt seinen Antheil an den Geldsendungen Johanna's, wodurch diese, vom Anscheine getäuscht, die Großgothin vor dem Schicksale bewahren wollte, in's Elend zu gerathen.

Heimgekehrt, erkundigte sie sich nach dem Zustande ihres Pathen. Marie war traurig, und fand ihren Bruder abwechselnd niedergeschlagen und aufgeregt. Er sprach wunderliches Zeug, und wurde über das mindeste Geräusch im Hause unruhig; öfter hatte er schon nach Johanna gefragt. Johanna wußte allerlei Vorwände anzugeben, um nicht zu ihm zu gehen, wie Marie wünschte. Herr Arthur schrieb Briefe; er schien beschäftiget. Alle Augenblicke besuchte er den jungen

Kranken, und befragte den Arzt. Endlich Nachmittags gab er vor, Geschäfte bei einem Notar in Chambon zu haben, der ihm Gelegenheit bot, Gelder auf Grundbesitz anzulegen; er machte ein ganz kleines Felleisen zurecht, schwang sich auf ein Pferd, versprach in zwei bis drei Tagen wieder zu kommen, und schlug den Weg nach Bourbon ein.

Bei anrückender Nacht ging Johanna auf die Wiese, um die Stücke neuer Leinwand zu holen, die sie dort bleichen, und oft die Nacht hindurch ungefährdet liegen ließ. Aber sie erinnerte sich des Menschen, welchen sie in den Felsen gesehen, und um keinen Preis von der Welt hätte sie die Leinwand des Hauses durch ihre Nachlässigkeit mögen verschwinden sehen.

Der Mond ging auf, und warf große weite Schatten über die Wiese, als sie sich anschickte, die Leinwand aufzurollen. Doch sie hätte sie beinahe fallen lassen, und die Flucht ergriffen, als sie Raguet's Stimme hinter sich murmeln hörte:

„Warte, schöne Johanna, warte! Ich will Dir helfen!"

„Was wollt Ihr, und was macht Ihr da?" fragte ihn Johanna, indem sie ihre Stimme zu kräftigen suchte, und die zusammengerollte Leinwand, die sich in ihren Füssen verwickelte, auf ihre Schulter warf.

„Nicht wahr, ich bin es nicht, den Du hier zu finden glaubtest?" erwiederte Raguet mit dem Tone eines niedrigen und plumpen Spaßmachers. „Aber Dein Lieb-

Haber ist so eben abgereiset, Johanna, und auf einem großen gelben Pferde fortgeritten."

Johanna fand kein Behagen daran, mit ihm zu sprechen, und trat, ihre Schritte verdoppelnd, den Fußpfad an, der in den Garten führte.

„Du fürchtest Leinwanddiebe, schöne Jahanna?" sagte Raguet, ihr folgend. „Du würdest besser thun, jene zu fürchten, welche das Herz der Mädchen stehlen."

Und nach drei Schritten fuhr er fort: „Ist's denn wahr, schöne Johanna, daß Du einen Engländer heirathen willst? Was hätte Deine Mutter dazu gesagt?"

„Du lügst," erwiederte Johanna, die in dem Maße, als sie dem Garten näher kam, sich beruhigte; „ich heirathe Niemand."

„Man sagt doch, daß Du sehr reich werden wirst, und daß Du es schon bist. Ich rechne darauf, daß Du Deine Verwandten nicht vergessen wirst, wenn Du eine Stadtfrau seyn wirst."

„Ihr seyd kein Verwandter von mir," erwiederte Johanna, „und dieß geht Euch nichts an."

„Der Engländer geht gewiß nach Toull-Sainte-Croix, um das Aufgebot verkünden zu lassen," fuhr Raguet fort, der, wie gewöhnlich, sich ein Vergnügen daraus machte, die Leute zu erschrecken, indem er ihnen Abends mit Wolfsschritten folgte, und ihnen ränkesüchtiges Zeug vorschwätzte.

„Aber Du hättest in einer andern Pfarre heirathen sollen. Es wird dem Herrn Pfarrer Alain zu viel

Kummer machen. Gewiß wirst Du auch morgen in die Heimath zu uns gehen? Seit den zwanzig Monaten Deiner Abwesenheit ist Deine Muhme ganz von Kräften gekommen. Das Fieber verläßt sie nicht. Ich denke, Du wirst sie wohl nicht sterben lassen, ohne von ihr Abschied zu nehmen?"

„Ist's wahr, was Ihr da sagt?" fragte Johanna, die nun stehen blieb, weil sie die Gartenthüre erreicht hatte, welche sie zwischen ihr und dem nächtlichen Landstreicher halbgeöffnet hielt. „Ist meine Muhme krank?"

„Da Dein Engländer nach Toull geht, so kannst Du Dich wohl durch ihn erkundigen lassen, ob es wahr ist."

„Aber dieser Herr geht nicht nach Toull."

„Du weißt wohl, daß er hingeht; ich bin ihm ja rechts von den salzigen Steinen begegnet."

„Er geht nach Chambon oder nach Bonat. Ich weiß es selbst nicht, wohin er geht, werde es aber schon erfahren, ob Du mich anlügest, und ob meine Muhme krank ist?"

„Oh ja, Du wirst es erfahren, wenn sie todt ist."

„Wenn sie aber so übel daran ist, warum bleibt Ihr denn nicht bei ihr? Sie hat recht ungeschickt gehandelt, zu Euch zu ziehen, da Ihr sie so schlecht pfleget!"

„Ich?" sagte Raguet; „ich lebe nicht mehr mit ihr! Vor zwei Monaten hab' ich sie verlassen."

„Und wo wohnt denn jetzt meine arme Muhme?"

„Von mir aus mag sie in der Feidenhöhle wohnen, oder in der Mitte des großen Schilfteiches, wenn es ihr beliebt, ich kümmere mich nicht darum."

„Nun ja, Ihr seyd ein garstiger Mensch, ich wußte es wohl!" erwiederte Johanna, ihm die Thüre vor der Nase zuschlagend, und trat in das Haus, ungewiß, ob sie am folgenden Tage zu ihrer Muhme laufen, und ob sie den bösen Worten Raguet's glauben sollte.

Zwanzigstes Kapitel.

Der Abschied von der Stadt.

Wilhelm war am Abende aufgestanden, durch vernünftiges Nachdenken beruhigter, dem Anscheine nach besser. Als er aber vernahm, Sir Arthur sey abgereiset, erkannte er das großmüthige und zartfühlende Benehmen seines Freundes, und fühlte über sein eigenes den Stachel der Gewissensmahnungen.

„Wer weiß," dachte er, „wie weit Arthur's erhabene Hochherzigkeit gehen kann? Er hat mein Geheimniß durchschaut, und verzichtet vielleicht auf Johanna für immer. Er sieht, daß ich sie liebe, und glaubt, daß ich fähig sey, wie er, sie zu heirathen! Sie heirathen! . . . Ei, wenn sie mich liebte, mit

mir glücklich seyn könnte, warum sollte nicht auch ich diesen Muth und diese Biederkeit besitzen?

„Unglücklicher Thor! Ich habe sie zu verlocken, zu verführen gesucht, und der Gedanke, ihr eine Liebe zu bieten, die ihrer und meiner würdig wäre, wagt es nicht, in meinem unruhigen und freien Gemüthe Wurzel zu fassen! Könnte ich übrigens das Opfer meines Freundes annehmen? Dürfte ich, bisher der Vertraute seiner Liebe, nun zu meinem Vortheile seine Hoffnungen bekämpfen und vernichten? Dürfte ich Johanna ein ungewisses und gequältes Herz anbieten, den Unwillen meiner Mutter, den Kampf mit tausend Hindernissen, vielleicht das Erdulden von tausend Verfolgungen, statt jener sonnenheitern Zukunft, die ihr der edle Arthur bietet?“

Allen Beängstigungen seiner Schwäche, und allen Vorwürfen seines Gewissens preisgegeben, wollte der betrübte Jüngling seine Thränen und seine Gemüths-Aufregung in sein Kissen wühlen. Noch war man besorgt um ihn. Der Arzt kam wieder, und da er keine wirkliche Krankheit erkannte, äußerte er, daß irgend eine moralische Ursache diesen krankhaften Zustand hervorbringe.

Wilhelm machte unerhörte Anstrengungen, seine Qual zu verhehlen. Anstatt auf die zärtlichen Fragen seiner Mutter und Schwester sein Herz auszuschütten, machte er durch seine Verstellung jedes fernere Geständniß fast unmöglich. Er beschwor sie, sich nicht mehr

mit ihm zu beschäftigen, in der Hoffnung, man werde Johanna schicken, damit sie wieder bei ihm wache; dann wollte er sein unsinniges Betragen widerrufen, und als Fieberwahnsinn erklären. Doch statt Johanna's setzte sich Claudine in den großen Armstuhl; Johanna sey, sagte sie, zu ermüdet, um diese Nacht noch wachen zu können. Wilhelm, der sie während voller sechs Monate unermüdlich gesehen hatte, verstand ihr Urtheil, und unterwarf sich ihm mit bitterem Schmerze.

„Meine Freundin, Sie sehen mich tief betrübt," sagte am andern Tage Frau von Bouffac zur Unterpräfektin. „Der Geist meines Sohnes ist unstreitig von einem, ich weiß nicht welchem, finsteren Gedanken durchschauert. Der Arzt findet keine wirkliche Krankheit in ihm, staunet, und spricht von moralisch-krankhaftem Zustande. Bin ich verurtheilt, Wilhelm nach und nach in einen, für ihn schlimmeren Zustand, als der Tod, gerathen zu sehen? Bedauern Sie, beruhigen Sie mich, und da Sie so Vieles durchschauen und enthüllen, so erklären Sie mir doch dieses Räthsel, wenn Sie können!"

„Meine Liebe, ich hab' es Ihnen schon hundertmal gesagt," erwiederte die Unterpräfektin, „das Ihrem Sohne nothwendige Mittel ist die Heirath. Sie haben ihn wie ein Fräulein auferzogen, fromm und klug gemacht; das ist sehr gut; aber wenn Sie den Stand des ehelosen Lebens verlängern, worin er durchaus verharren zu wollen sich stellt, wird er ganz gewiß ein Narr werden."

„Sprechen Sie dieses abscheuliche Wort nicht aus, und sagen Sie mir, ob Sie wirklich glauben, daß Wilhelm wider mein Wissen verliebt sey."

„Dieß könnte wohl seyn; aber seitdem ich ihn Tag für Tag beobachte, scheint es mir, daß er im Allgemeinen verliebter ist, als im Besondern."

„Was wollen Sie damit sagen?"

„Daß er, gleich einem in ein Kloster gesteckten jungen Novizen, in alle Frauenzimmer verliebt ist, die er sieht. Ich wäre nicht darüber erstaunt, wenn ihm diese schöne Johanna, die Sie so sehr verhätscheln, und wie Ihres Gleichen behandeln, im Kopfe herumspuckte. Sie wollen mir nicht glauben, Sie haben ein Fell auf den Augen. Wilhelm glüht für dieses Mädchen mit einer in Bezug auf die Absicht sehr wenig keuschen Flamme... obwohl sie es vielleicht in Bezug auf die That seyn mag; ich will mich hierüber nicht aussprechen. Betrachten Sie nur die Begeisterung dieses jungen Mannes! Er liebt Sir Arthur wie einen Waffenbruder des Mittelalters. Er liebt seine Schwester fast wie ein Liebhaber... er liebt auch meine Tochter."

„Glauben Sie?"

„Sie zweifeln daran, und doch ist es so. Oh, ich weiß wohl, daß Sie unter Ihrer leutseligen und bescheidenen Miene viel Ehrsucht für Ihre Kinder verbergen. Sie hoffen, Marie werde Herrn Harley heirathen. Für Wilhelm gedenken Sie in irgend einem

Winkel unserer Provinz eine fette Aussteuer zu entdecken.

„Ich bin nicht so reich, wie Sie, und doch — Elvire ist die einzige Tochter — kann ich Ihnen gutstehen, daß innerhalb sechs Monate eine Präfektur uns wenigstens 30,000 Livres Renten ertragen wird. Wilhelm wähle die nämliche Laufbahn, und er wird einst reicher werden, als bei dem Geschäfte des Feldbaues; ein winziges Einkommen, das nur den Schein für sich hat."

„Meine Freundin, Sie täuschen sich, was mich betrifft," erwiederte Frau von Boussac. „Träumte ich auch bisweilen einen glänzenden Traum für ihn, so war ich doch vor Allem nicht minder mit seinem Glücke und seiner Gesundheit beschäftiget. Wüßte ich gewiß, daß er in Elvire verliebt wäre, so würde ich nicht zögern, Sie um ihre Hand für ihn zu bitten."

„Nun denn, er ist ganz gewiß in sie verliebt. Aber, um Ihnen die Wahrheit zu sagen, diese Neigung ist von Wunderlichkeiten und Launen durchkreuzt. Sie sehen, daß er sich tagelang mit ihr zu thun macht, und dann denkt er plötzlich auf andere Dinge, macht Verse, liest mit seiner Schwester Romane, schaut den Mond an, schaut Johanna an, er sieht, daß Ihr verbranntes Gehirn von einem Engländer in sie verliebt ist, und in dieser schlechten Atmosphäre verliert er den Verstand.

„Hören Sie, zeigen Sie festen Willen; schicken Sie Ihre zwei gemeinen Weibsbilder fort. Nehmen Sie

zwei Mägde, die miteinander hundert fünfzig Jahre zählen; lassen Sie alle diese Romane in's Feuer werfen; verlangen Sie, daß Wilhelm, anstatt Abends allein durch die Felder zu schlendern, uns fleißig Gesellschaft leiste, und ich stehe Ihnen gut dafür, daß er Ihnen, bevor zwei Monate verfließen, gestehen wird, meine Tochter zu lieben. Verheirathen Sie ihn, lassen Sie ihn ein wenig reisen, Tête à Tête, und Sie werden Ihre Wunder sehen."

„Es wird mir klar," versetzte Frau von Boussac, „daß Sie Johanna als ein Hinderniß dieses Projektes betrachten, und wüßte ich gewiß, daß es so wäre, so würde ich sie, obgleich Sie mir durch die Pflege meines Sohnes große Dienste erwiesen hat, . . . fortschicken."

„Verschaffen Sie ihr eine Versorgung, verheirathen Sie sie an einen Bauer, an Ihren Tölpel Cadet, und alles wird abgethan sein."

„Ich will es wohl; aber wenn es Wilhelm erbittert? Ich wage nichts. Die ganze Nacht hat er nach Johanna verlangt, und ich gestehe Ihnen, daß mich dieß auf den Gedanken bringt, Sie könnten Recht haben. Die Schönheit dieses Geschöpfes regt ihn zu sehr auf."

„Nun denn," sagte die Charmois nach einer kurzen Pause des Schweigens, „geben Sie ihm Johanna auf einige Zeit, und er wird sich beruhigen."

„Ich soll sie ihm geben! Aber was Sie da sprechen, ist gegen alle Moral, gegen alle Gottesfurcht!"

„Wenn ich Ihnen sage, Sie sollen sie ihm geben,

so will ich damit gemeint haben: lassen Sie ihn sie nehmen. Eine gute Mutter soll für alles sorgen, und wenn ein Uebermaaß von Klugheit traurig ist, soll sie vor gewissen, immer unvermeidlichen, und bisweilen nothwendigen Verirrungen, die Augen schließen."

„Wie können Sie mir so etwas rathen, da Sie so eben von einer Vermählung mit Elvire gesprochen haben?"

„Dieß beweise Ihnen, wie wenig ich in dieser Angelegenheit auf mein eigenes Interesse sehe, und daß mein einziges Sinnen nur auf die Rettung Ihres Sohnes gerichtet ist. Was verschlägt es mir übrigens, wenn mein künftiger Schwiegersohn vor der Heirath eine Geliebte hat? Soll's denn doch geschehen, so ziehe ich Johanna jeder anderen vor, da sie jung und von guter Gesundheit ist."

„Sie ist nicht abgedreht, um ihn heftig für sich einzunehmen; ihre Dummheit wird ihn gar bald überdrüssig machen, und sie, als sanft und unterthänig, sich ohne Murren wieder entfernen lassen. Es ist dann Ihre Sache, sie so gut zu bezahlen, daß sie keine Klage stellt. Dieses Opfer können wir Beide uns auflegen, wenn Elvire und Wilhelm Frau und Mann sein werden. Uebrigens könnte Herr Léon Marsillat, wenn man gerade wollte, Sie davon losmachen . . ."

„Schweigen Sie, meine Liebe," erwiederte Frau von Boussac erschrocken. „Es scheint mir, daß alles dieß voll Verderbtheit ist, und Sie einen teuflischen Geist haben!"

Die Unterpräfektin spottete der Gewissenszweifel der Schloßfrau. Diese vertheidigte sich schwach, und die beiden Damen plauderten noch lange miteinander, aber so leise, daß Claudine vergeblich durch das Schlüsselloch gehorcht hätte.

Sogleich nach dieser Unterredung wurde Johanna durch ihre Pathe unter die junge Hagebuche beschieden, und fand nur Frau von Charmois dort. Diese niederträchtige Creatur handelte wider Wissen der Frau von Boussac, und im Einklange mit ihren cynischen Neigungen dachte sie mit Recht, daß sie einen entscheidenden Schlag führen müsse.

„Johanna," sagte sie zu dem jungen Mädchen, welches erstaunt war, vor einem solchen Richter zu stehen, „Sie werden eine wichtige Sache vernehmen. Bereiten Sie sich zur Offenheit vor; Sie werden Jedermann zur Nachsicht geneigt finden. Ihre Pathe weiß alles."

Erröthend schlug Johanna die Augen nieder. Aber ein innerer Antrieb der Ergebenheit, der bei ihr die Stelle der Feinheit und Klugheit vertrat, bewog sie, zu schweigen. „Wenn die da Falsches auftischt, um Wahres zu erfahren," dachte sie, „soll sie nichts aus mir herausbringen. Ich werde das Geheimniß meines Pathen nicht verrathen, und mich über ihn nicht beklagen. Lieber will ich fortgeschickt, als von ihm ausgezankt werden."

„Wir wissen," fuhr die Charmoise fort, „daß Ihnen die Albernheiten des Herrn Harley den Kopf ver-

rückt haben, und daß Sie sich denken, es sei eben so leicht, von Herrn von Boussac geheirathet zu werden, als von ihm. Glauben Sie, meine Liebe, daß das Eine so unmöglich ist, wie das Andere; daß man Sie täuscht; daß man sich über Sie lustig macht. Herr Harley ist in Italien verheirathet, ich weiß es, und was den Herrn Baron betrifft, so wird es seine Mutter nie zugeben. Er selbst würde erröthen, den Gedanken daran zu hegen."

„Wenn Herr Harley verheirathet ist, und eine brave Frau hat, so macht es mir Vergnügen, es zu vernehmen," erwiederte Johanna mit der Kälte völliger Verachtung. „Hinsichtlich meines Pathen hab' ich, da ich keine Närrin bin, an das was Sie mir sagten, niemals gedacht, so wenig als er."

„Sie lügen, Johanna," versetzte die Unterpräfektin, die es vergebens versuchte, Johanna mit ihren großen schwarzen Augen einzuschüchtern. „Wir wissen alles; er hat es im Irrsinne des Fiebers gestanden. Er hat Ihnen versprochen, Sie zu heirathen, um Sie zur Einwilligung zu bewegen."

„In diesem Falle ist mein Pathe sehr krank; denn er hat gesprochen, was nicht wahr ist!"

„Sie werden es wenigstens nicht läugnen, daß er Ihnen den Hof macht?"

„Ich habe Ihnen hierüber nichts zu sagen, Madame."

„Aber ich werde Sie zu Ihrer Pathe führen, welche Sie beschämen wird.""

„Da ich weder Böses gedacht, noch Böses gethan habe, so fürchte ich nichts, Madame."

„Sie sind sehr unverlegen, Johanna, und möchten vielleicht Scandal anfangen. Wohlan! Dieß wird nicht geschehen; Ihrer Scheintugend wird man nicht die mindeste Aufmerksamkeit schenken. Schlagen Sie sich den thörichten Gedanken aus dem Kopfe, geheirathet zu werden, und man wird wegen des Uebrigen die Augen zudrücken, unter der Bedingung, daß es nicht gar zu lange dauert, und daß Sie dabei eben so viel Vorsicht und Geheimniß beobachten, wie Sie es bisher gethan haben."

Johanna war so entrüstet, daß sie nicht antworten konnte.

„Ich will mit meiner Pathe sprechen," sagte sie, und kehrte der Charmois barsch den Rücken, ohne noch ein Wort hören zu wollen.

Unglücklicherweise für Johanna war Frau von Boufsac in diesem Augenblicke im Zimmer ihres Sohnes, und Johanna wagte es nicht, sie dort aufzusuchen. Sie harrte ihrer in den Corridoren, aber Frau von Charmois wußte ihre allzu schwache Freundin zu rechter Zeit zu benachrichtigen.

„Ich habe Wunder gethan," sagte sie zu ihr, indem sie dieselbe auf den Balkon von Wilhelms Zimmer zog. „Ich habe mit Johanna gesprochen, und sie eingeschüchtert: wenn sie strafbar ist, wird sie unterwürfig sein; wenn sie klug ist, wird sie sich unterwerfen."

„Was wollen Sie damit sagen, und was haben Sie gethan?“ erwiederte Frau von Boussac; „Sie machen mich zittern.“

„Sie zittern immer, und handeln nie! Ueberlassen Sie die Sache mir. Verlangen Sie, daß Johanna diese Nacht bei Ihrem Sohne wache. Wenn sie sich verstehen, wird sie ihm sagen, daß es kein Mittel giebt, Sie zu täuschen, und sie werden es für das Beste halten, sich gütlich zu trennen. Wenn sie sich noch nicht verstehen, so wird dieß doch nach meiner Andeutung der Fall sein, und dieser Verkehr fortan keine Gefahr bringen. Sie werden sehen! Ist Wilhelm bis morgen früh nicht ruhig und sanft, so hören Sie nie mehr auf meinen Rath.“

„Aber dieß alles ist verbrecherisch!“ Dieß war der letzte Angstschrei des Gewissens dieser unsinnigen Mutter. Die Charmois erstickte die Gewissensbisse unter Drohungen.

„Wohlan,“ sagte sie, „wenn Sie die Sachen ihren Gang wollen gehen lassen, so machen Sie sich darauf gefaßt, daß Ihr Sohn wieder den nämlichen Zustand bekommt, wie vor seiner Abreise nach Italien, oder treffen Sie Anstalt zu seiner Reise. Vielleicht heilen ihn noch Reise und Zerstreuung. Es wird hiezu nur einer ein- oder zweijährigen Abwesenheit bedürfen.“

„Ah, das ist schrecklich!“ rief Frau von Boussac aus; „ihn wieder verlieren, das ganze Leben ferne von

ihm zubringen, auf seine Gesundheit nur zu solchen zählen zu dürfen, das übersteigt meine Kräfte."

„Ich wußte es wohl!" dachte sich die Charmois.

„Meine Liebe," sagte sie, „glauben Sie hiewegen meiner Lebenserfahrung und meiner Zuneigung für Sie. Lassen Sie sich leiten, insbesondere sprechen Sie während dieses ganzen Tages durchaus nicht mit Johanna; verschaffen Sie ihr heute Abend ein Tête à Tête mit dem Kinde, und ich verspreche Ihnen, daß bis morgen keines von Beiden Sie mehr beunruhigen wird."

Frau von Boussac gab nach. Dreimal bat Johanna um eine Unterredung. Sie wurde mit fühlbarer Härte abgewiesen.

Johanna wollte ihre Kühe füttern, und nachdem sie gesorgt hatte, daß ihnen bis zum andern Tage nichts fehlte, liebkosete sie noch einer kleinen weißen Kuh, welche sie vorzüglich liebte; sie suchte ihr die zartesten Kräuter aus, gleichsam um ihr zum Abschiede noch etwas Liebes zu erweisen; dann ordnete sie noch alles sorgfältig, und einen Augenblick auf der Schwelle jenes Stalles verweilend, worin sie süße Stunden niedrigen, liebgewonnenen Beschäftigungen geweiht hatte, machte sie ein großes Kreuz, als wollte sie einen Abschnitt ihres arbeitsamen Lebens gottesfürchtig schließen.

Dann ging sie in ihre Kammer hinauf, in das Thürmchen, machte aus ihren nothwendigsten Kleidungsstücken ein kleines Packet, und legte in Claudinens

Truhe einige Putzsachen, Geschenke ihrer Pathe, die sie ihrer Gefährtin zum Andenken geben wollte. Ihr einziger Reichthum, den sie mit sich fort nahm, war ein goldenes Kreuz, ein Geschenk Mariens zu ihrem Namenstage.

Nun begab sie sich in Mariens Zimmer, obwohl sie diese, von der Schießscharte des Thürmchens aus, am Ende des Gartens lustwandeln sah. Sie wußte wohl, daß sie ihr nichts gestehen konnte, und traute sich übrigens nicht die Kraft zu, von ihr Abschied zu nehmen. Aber sie wünschte wenigstens noch einmal den Betstuhl und das Bett ihres theuern Lieblings zu sehen.

Zum letztenmale kniete sie vor das alabasterne Bild der Mutter Gottes hin, an welches sie miteinander so viele innige und keusche Bitten gerichtet hatten. Sie nahm eine verwelkte Blume aus dem Kranze, womit sie das Bild am Vortage geschmückt, und steckte es nebst ihrem Rosenkranze in ihren Busen. Im Augenblicke des Fortgehens gewahrte sie noch ein Kleid und einen Shawl ihres lieben Fräuleins, die sie lange, bitterlich weinend, mit Küssen bedeckte.

Auf der Treppe begegnete sie Claudinen, und umarmte sie schweigend.

„Wo gehst Du denn hin?“ fragte ihre Gefährtin, erstaunt über ihre verweinten Augen und über ihr trauriges Lächeln.

„Auf die Felder,“ antwortete Johanna.

„Die Stunde dazu ist vorbei," sagte Claudine.

„Nein, nein, die Stunde dazu ist gekommen," erwiederte Johanna, und eilte hinunter.

Am großen Hofthore traf sie mit Cadet Aug' in Auge zusammen.

„Du gehst wohl spazieren, meine Johanna!"

„Ich gehe in meine Heimath, mein Alter. Meine Muhme ist sehr krank, und ich hätte schon heute früh gehen sollen."

„Und Du gehst so ganz allein, mein Liebling? Die Nacht wird Dich unterwegs überfallen."

„Oh, ich kenne den Weg, und Finaud begleitet mich."

„Der Hund Finaud ist ein gutes Thier; aber wenn Dir ein böser Mensch begegnet, würde er Dich wohl vertheidigen?"

„Ja wohl; geh, sei unbesorgt!"

„Aber warum hast Du es mir nicht heute früh gesagt? Ich würde um die Erlaubniß gebeten haben, Dich begleiten zu dürfen."

„Zwei bei der Hausarbeit weniger, würde Claudinen zu viel zu schaffen gemacht haben. Also gute Nacht, mein Cadet, raub' mir keine Zeit!"

„Du wirst doch morgen wieder kommen, Johanna!"

„So bald ich kann," erwiederte Johanna lächelnd. Aber so wie sie den Rücken wendete, fing sie von Neuem zu weinen an, bedenkend, daß sie nie wieder zurückkommen würde.

Zehn Minuten nach Johanna's Fortgehen, klopfte es leise an die Thüre von Leon Marfillat's Cabinete.

„Wer ist's?" fragte dieser mit seinem barschen Tone.

„Sind Sie allein, Herr Advokat?"

„Seid Ihr's wieder, Strauchdieb? Was wollt Ihr?"

„Ich möchte nur ein klein wenig um Rath fragen, Herr Advokat."

„Meister Raguet, ich bin Eurer schmutzigen Angelegenheiten überdrüssig. Uebrigens ist jetzt auch keine Zeit dazu. Schert Euch zum Teufel!"

„Sie sind gar zu artig, Herr Advokat; aber Sie werden mich doch anhören."

„Durchaus nicht. Fort, sag' ich! Ich vertrete Euch nicht mehr vor Gericht; Ihr seid unverbesserlich."

„Oh, wenn Sie mich zuvor gehört haben, werden Sie mich weiß wie Schnee finden."

„Ja, wie gewöhnlich! Wieder ein nächtlicher Diebstahl, nicht wahr? Oder eine Spitzbubenrache?"

„Nein, nichts von dem allem. Die bösen Leute wollen mir immer zu Leibe. Haben sie sich jetzt nicht in den Kopf gesetzt, daß ich als Weib mich verkleide, und bei Nacht mit der armen lieben Frau Gothin gehe, um an den Gruben die Waschfrau zu spielen?"

„Ich glaube, daß Euch nicht zu trauen ist, und daß Ihr Steine auf die Leute werft, die Euch wegjagen wollen."

„Gar nie, mein Herr! Ich bin's nicht; zur Zeit, da Johanna's Haus verbrannte, hörte ich sagen, daß

schlechte Menschen diese Posse getrieben hätten, um das alte Eisenwerk der Ruine zu stehlen; ich vermuthe wohl, wer es ist; aber mir hat man es aufgebürdet."

„Man kennt schon seine Leute . . . um so mehr, da ich Euch erkannt habe, Meister Raguet! Schweigt also!"

„Oh, Sie glauben dieß? Doch Sie werden sich getäuscht haben . . . Hinsichtlich Johanna's . . .

„Noch einmal, schweigt!"

„Sie hat so eben das Schloß verlassen; Sie wissen es wohl schon?"

Marsillat fuhr zusammen. Raguet sah mit einem Geierauge seine Unschlüssigkeit, seinen Widerwillen, ihn zu fragen, seinen Wunsch ihn zu hören, und fuhr fort:

„Ja mein Herr, ja! Ganz allein mit ihrem Hunde... Sie geht nach Toull . . . Sie kann jetzt eben zur Stadt hinausgehen. Sie schreitet rasch dahin."

„Was geht mich dieß alles an?" sagte Leon. „Ihr ermüdet mich; packt Euch fort!"

„Ich will gehen, und Eurem Diener sagen, daß er schnell Euer Pferd sattle."

„Der Elende!" murmelte Marsillat, als er ihn den Weg nach dem Stalle nehmen sah; „er thut wirklich, was er gesagt hat."

Fünf Minuten darnach setzte Marsillat den Fuß in den Steigbügel, das böse Gestirn verwünschend, welches den verworfenen Mitschuldigen seiner schändlichen Handlungen wieder zu ihm führte, ohne jedoch gegen das wilde Gelüsten zu kämpfen, das ihn fortriß.

Er ritt in starkem Trabe zur Stadt hinaus; dann, in Erwägung, daß er Johanna einen Vorsprung lassen müsse, um sie zur Tagesneige einzuholen, ritt er langsamer und im Schritte den steilen Weg hinan, welchen man von Bouffac aus in dieser Richtung erreicht.

An der Stelle, wo die Straße in zwei Zacken ausläuft, traf er Raguet, sich mit den Elbogen auf eine jener durchsichtigen und zerbrechlichen Mauern stützend, welche durch Schichten trockener Steine die Gebüsche ersetzen, von denen dieser unfruchtbare Boden entblößt ist.

„Sie hat den Weg nach Saint-Silvain eingeschlagen," sagte dieser Elende zu ihm, da Leon eben jenen nach Savau nehmen wollte.

Wie nun Marsillat seine Meldung benützte, ohne daß es schien, als höre er sie, stellte er sich vor den Kopf des Pferdes hin, und sagte:

„Das verdiente denn doch was, so ein Dienst!"

„Nimm Dich in Acht," erwiederte Leon, „oder Du sollst bald erfahren, aus welchem Holze der Griff meiner Peitsche gemacht ist!"

„Jesus, mein Gott!" brummte der Bandit entsetzt; „so gibt es doch lauter Undankbare auf der Welt!"

„Dieser Bandit Raguet ist mein böser Geist," dachte sich Leon, seine Eile verdoppelnd, „und gibt es eine Strafe des Himmels, so ist es die Nothwendigkeit, seinen Beistand anzunehmen, während ich ihn ausschlage. Aber Johanna ist so schön! . .

Einundzwanzigstes Kapitel.

Täuschung.

Johanna schritt rasch dahin; sie mußte vier starke Meilen zurücklegen, um nach Toull zu kommen; aber dieß kümmerte sie nicht. „Wenn die Nacht schon zu weit vorgerückt seyn wird," dachte sie sich, „als daß mir bei Mutter Grethe oder bei Vater Leonhard noch aufgemacht würde, so will ich den Tag in der Feidenhöhle erwarten. Dieß ist ein guter Ort, und nichts Böses dürfte es wagen, mich darin zu ängstigen."

„So abergläubisch sie war, und vielleicht gerade weil sie es war, kannte doch Johanna die Furcht wenig. Von ihrer Kindheit an hatte ihr Geist sich zu sehr mit dem Glauben an wunderbare Dinge vertraut gemacht, um sich nicht auf die von ihrer Mutter überkommene Wissenschaft zu verlassen, die bösen Feiden und verderblichen Kobolde abzutreiben.

Ehedem war sie in den ersten Herbstnächten oft bis nach Mitternacht auf den Feldern geblieben. Es ist in unsern Gegenden gebräuchlich, von Mitte Juli bis Ende September den Abendthau von den Schafen auflecken zu lassen, um die zum Verkaufe bestimmten fett zu machen, und man heißt dieß: die Schafe ausheitern.

Während der Dauer dieser Flurwachen ergötzten sich die kleinen Mädchen, die gewöhnlich braver sind, als die großen, damit, sich von einer Wiese zur andern zu antworten, indem sie mit lauter Stimme ihre alten Balladen, und die wunderlieblichen, so traurigen und so zärtlichen Melodien von Bourbon und Berry singen, aus denen die schöne Welt der Gegend sich so wenig macht.

Unsere Bauern, Gott sei Dank, bewahren sie, und machen auch neue dazu; und indessen die Fräulein am Clavier die gemeinsten und abscheulichsten Neuigkeiten der Oper singen, wiederhallen die Felder vom Echo der naiven und reinen Melodien der Hirten, welche gefunden zu haben selbst die größten Meister wünschen würden.

Obgleich das Ausheitern noch nicht begonnen hatte, konnte doch Johanna nicht in voller Nacht dahin wandeln, ohne sich in jene Zeit versetzt zu wähnen, die für sie so reich war an keuschen und poetischen Erinnerungen. Sie gedachte jener Tage ihrer ersten Kindheit, da sie auf der Gemeindewiese ihre kleine Herde gehütet, und ihre Gefährtinnen ihre schönsten Lieder gelehrt hatte.

„Sechs Monat' sind es, daß es Frühling war, ꝛc."

„Holzhauer waren's, drei, noch klein, ꝛc."

„Sing, Nachtigal, o singe, ꝛc."

Dann zogen vor ihrem Geiste ernstere Tage vorüber, da sie, von ihrer Mutter in geheimnißvolle Gedanken

eingeweiht, die thörichten Schäferinnen mied, die sich vereinten, um die Furcht zu beschwören, und sehr leichtfertige Schlußreime zu singen, bäuerliche Zoten, die in Melodie und Wort das Gepräge vom Ende des achtzehnten Jahrhunderts tragen.

Die wissende Tula hatte ihre geliebte Tochter gelehrt, daß man nichts solches singen solle, was man nicht verstehe, weil dieß die bösen Geister herbeilocke, anstatt sie zu verjagen, und diese dann die unklugen Sängerinnnen zu Närrinnen machten, wie es Claudinen und andern begegnet sei.

Johanna, wohl einsehend, daß es nicht gleichgültig sei, ob man in einsamer Nacht dieses oder jenes Lied singe, hatte dann oft, auf den wilden Hügeln der Marche, oder auf den kräuterreichen Abhängen von Bourbon, sehr alte Schlußreime von historischem Charakter wiederholt: die Klage des Bauers während der Unruhen und der Bedrängnisse der Militär- und Feudalherrschaft:

„Verwünscht sei der Sergeant,
Der Bauern plündert aus,
Der nimmt, der plündert,
Nichts giebt mehr aus der Hand."

Und das naive Kriegslied, von welchem Tula glaubte, die große Hirtin habe es componirt:

„Du kleine Schäferin
Ziehst in den Krieg dahin . . ."

. . . . . .

„Sie trägt das goldene Kreuz,
Die Lilie am Arm;
Nicht ihres Gleichen lebt, ꝛc."

Und wenn das Echo der Felsen die letzten Töne zurückgab, fühlte sich Johanna von einem heiligen Schrecken durchschauert, der nicht ohne Reiz war, indem sie die klare und schwache Stimme der guten Feide zu vernehmen wähnte, die sich mit der ihrigen verbinde, und den aufgehenden Mond begrüße, diese gallische Hekate, welche die Druidinnen zu beleidigen fürchteten, die schreckliche Rächerin der Unkeuschen und Meineidigen.

Johanna kannte weder die Worte, noch die Zeit, worauf sich diese unbestimmten und tiefsinnigen Glaubenslehren bezogen. Sie wußte nur von ihrer Mutter, daß es ehemals heilige Frauen gegeben habe, die, im ehelosen Stande lebend, das Land beschützt, und das Volk in göttliche Dinge eingeweiht haben. Diese Priesterinnen vermengten sich in ihrer Auslegung mit den Feiden; und man sagt noch in den Gegenden, welche mit Druidensteinen und früher den Druidinnen geweihten Grotten bedeckt sind, die „Feiden" und die Frauen," ohne sie zu unterscheiden.

Der Pfarrer Alain versicherte, daß noch zur Zeit Karls des Großen die Bischöfe und Behörden gezwungen waren, durch gewaltige Drohungen und kräftige, Maßregeln die Bauern abzuhalten, den Menhirs eine förmliche göttliche Verehrung zu erweisen. Wenn selbst damals noch das Druidenthum und das Christenthum

sich um die Herrschaft stritten, so darf es nicht befremden, wenn in unsern Tagen diese zwei Gottesdienste in einigen, durch die Wunder der Ueberlieferung begeisterten Köpfen, sich noch verwirren.

Unsere Bauern kennen das Christenthum so wenig, die religiöse Erziehung, welche ihnen zu Theil wird, ist so unbedeutend, oder vielmehr so gar keine, daß das katholische Geheimniß, und das unbenannte Geheimniß der früheren Gottesverehrungen, für sie gleich sehr unerforschlich sind. Tula richtete sich nie nach den Predigten des Herrn Alain, wenn er sie beschuldigte, ein wenig eine Heidin zu seyn, und Johanna hielt sich für eben so rechtgläubig, wie ihre Mutter. Die Druidinnen, die heiligen Feiden oder die heiligen Frauen waren in ihren Augen gute Christinnen, vom Himmel gesendete Seelen, alte klösterliche Feindinnen der Engländer, und hätte ihre Mutter ihr gesagt, sie habe dieselben auf den Steinen von Epnell Opfer verrichten sehen, so würde sie ihr ohne Zögern geglaubt haben.

Johanna von Arc, von der sie nicht einmal den vollständigen Namen wußte, sondern die sie die schöne Johanna und die große Schäferin nannte, war vielleicht nach ihrer Meinung wohl eine Feide oder eine Druidin. Was kümmert einen Bauer die Zeitfolge der Thatsachen? Der Gedanke hat für ihn kein Alter. Er empfängt ihn, lebt davon, und pflanzt ihn immer jung und glänzend auf seine von ihm erzeugten Kinder fort, die als Kinder leben und sterben, wie er.

Im vorigen Jahre hab' ich von einem alten Bettler gehört, wie die Engländer, zur Zeit des Philipp Auguſt, von einer Feſtung in der Nähe meines Aufenthaltes waren zurückgeſchlagen worden. Er beſaß eine bewundernswerthe Kenntniß der Strategie und der Einzelnheiten des Ereigniſſes, von welcher Seite der Angriff geſchah, welche Ausfälle die Belagerten machten, wie viel es Kämpfer und Todte gegeben. Welcher Alterthumskenner, welcher Hiſtoriker, hätte es mir ſagen können? Nur ein einziger Irrthum war in ſeiner Erzählung, daß er, vor der Revolution, Augenzeuge aller dieſer Sachen wollte geweſen ſeyn. Aber die Erzählung iſt deßwegen nicht weniger wahr; ſie hatte ſich in ſeiner Familie von Vater auf Sohn fortgeerbt.

Johanna war mit gebrochenem Herzen vom Schloſſe Bouſſac und von dieſer adeligen Familie geſchieden, die ſie wohl liebevoller in ihrem Herzen getragen hatte, als die Begegnung war, die ſie in Wirklichkeit gefunden. Die Ungerechtigkeit erzeugte in ihr einen tiefen Schmerz, eine äuſſerſte Beſtürzung. Aber ſie vertraute zu feſt auf die Güte Gottes und auf die Kraft der Wahrheit, um nicht gewiß zu ſeyn, daß man ihre Unſchuld bald einſehen würde. Nur erinnerte ſie ſich in dieſem Augenblicke an die Worte ihrer Mutter! „Es iſt nicht gut, ſeine Heimath und ſeine Familie zu verlaſſen;" ſie machte ſich Vorwürfe, ſie vergeſſen zu haben, und gelobte dieſen Ausſpruch der höchſten Weis-

heit, die aus dem Munde der lieben Seligen zu ihr gesprochen, nicht mehr zu vernachläſſigen.

Je weiter ſie ſich aber entfernte, deſto leichter wurde ihr Herz, und der Abendwind trocknete ihre thränenfeuchten Augen. Die kräftige Bergluft, welche ſie ſeit langer Zeit nur halb eingeathmet hatte, flößte ihr wieder Muth und Hoffnung ein. Nur mit großer Ueberwindung hatte ſie ihr Dörflein verlaſſen, und ein groſſes Opfer gebracht, daß ſie in der Stadt blieb. Ohne Wilhelms Krankheit würde ſie ſich nie dazu entſchloſſen haben.

Eine wilde Pflanze, dem ungebaueten Boden zugethan, der ſie hervorgebracht, war ihr Leben ſeit ihrer Verſetzung in eine bebaute Gegend nur ein Pflanzenleben geweſen. Sie ſehnte ſich, in ihrem wahren Elemente wieder heimiſch zu werden, und die Felſen zu umarmen, die ihre Wiege umſtarrten. Bei jedem Schritte ſchienen ihr der Himmel größer, und die Sterne klarer zu werden. Der Glockenthurm von Sanct-Martial in Toull erhob ſich am Horizonte wie ein rettender Schirmvogt. Er prägte ſich im dunkelblauen Lufttone ſcharf aus, und ſchien wie ein Rieſe emporzuragen. Vor etwa zwei Jahren kam er Johanna, die ihn alle Abende von der Höhe des Schloſſes Bouſſac betrachtete, ſo klein und ſo ferne vor.

Sie begann wieder in Träume melancholiſchen Glückes zu verſinken. Ihre Muhme hatte endlich den böſen Raguet verlaſſen; ſie wollte ſie pflegen und heilen.

Dann wollte sie wieder Schäferin werden, gleichgültig in wessen Diensten. Sie würde wieder Schafe und Ziegen finden, demüthige Thiere, welche sie mehr liebte, als die stolzen und oft widerspenstigen Kühe. Was kümmerte es sie, ob sie Eigenthümerin ihrer künftigen Herde seyn würde, oder nicht? Sie würde deßwegen die Thiere und die Arbeit nicht weniger lieben. Sie fände wieder die süße Muße, und die langen Träumereien, von der Einsamkeit nicht unterbrochen. Sie durfte dann singen, ohne Besorgniß, von den Stadtherren gehört zu werden; sie konnte beten und glauben, ohne dem Spotte der starken Geister ausgesetzt zu seyn.

Johanna hatte sich in der Stadt von Tag zu Tag immer mehr erkalten, immer unheimlicher gefühlt. Sie gestand sich nicht, ihre Dichtergabe beinahe verloren zu haben; aber sie fühlte sich, je tiefer sie in die Oede gerieth, von dem zurückkehrenden Dichtergeiste durchglüht. In süßer Entzückung vernahm sie die kleinen Laute der Natur, so lange von Menschenstimmen und dem Lärme der Arbeit erstickt, welche die Wohnungen der Reichen immer umtosen. Das Insekt der Wiesen und der Sumpffrosch unterbrachen kaum ihr eintöniges Gebet, als sie an ihren Behausungen vorüberging, und gleich darnach begannen sie wieder mit neuem Eifer jenen geheimnißvollen Psalmgesang, den die Nacht ihnen eingiebt. Der Stier brüllte in der Ferne, und die Wachtel ließ ihren Liebesruf in gellenden Schlägen über die Heiden hin erschallen.

Plötzlich verstummten bei dem kläglichen Schrei des Todtenvogels (die Fledermaus) aus Furcht und Bestürzung alle jene glücklichen Stimmen, und Johanna bebte zusammen. Finaud blieb stehen, und antwortete dem Unglücksrufe mit einem langgedehnten Geheule. Ein düsterer Gedanke durchzuckte Johanna's Geist. Sie versuchte den Glockenthurm von Toull zu schauen, den ein Gewölk verhüllte, und es dünkte sie, daß sie ihn nie mehr sehen, nie wieder erreichen würde. Ein kalter Schweiß bedeckte ihre Stirne; sie blickte um sich, und sah zu ihrer Rechten den Berg Barlot, und die düsteren salzigen Steine.

„Das ist ein böser Ort," dachte sie, „und ich darf mich nicht verwundern, daß ich meine Seele beängstiget fühle, indem ich so nahe an den bösen Steinen vorübergehe. Auf denselben sind ehedem Leute getödtet worden, und die Seelen ohne Beichte verlangen Gebete."

Sie machte ein Kreuz, und begann das „Gegrüßt seyst du, Maria," zu beten, das einzige Gebet, welches sie nebst dem Vaterunser auswendig wußte, als Finaud bellte, und hinter ihr sich quer über den Weg stellte, wie um die Annäherung eines Feindes zu verhindern.

Johanna kehrte sich um, und da sie einen Reiter im Schritte den steilen Fußpfad heranreiten sah, trat sie seitwärts, um ihn vorüber zu lassen, und zog ihre Kapuze herab, ihre Jugend zu verbergen.

„Ei doch, Finaud! Ei, kleiner Finaud! Gegen wen bist Du denn so aufgebracht?" sagte Marsillat,

dessen Stimme der Hund erkannte, der, den Schweif einziehend, seinen Steigbügel beriechen wollte.

„Wo zum Henker gehst Du denn so spät hin, Johanna?“ fragte der Reiter, indem er sein Pferd langsamer gehen ließ, um an Johanna's Seite zu bleiben, die immer fortging. „Hätte ich Deinen Hund nicht erkannt, so wäre ich an Dir vorüber, ohne Acht zu haben. Guten Abend, meine Alte!“

„Guten Abend, mein Herr, guten Abend,“ sagte Johanna, mit einem sanften, aber entschiedenen Tone, welcher zu bedeuten schien: „Gehen Sie Ihres Weges!“

„Ah, Du machst mich staunen,“ fuhr Marsillat fort, den Zaum der Fanchon anziehend. „Ein Mädchen wie Du sollte, ohne einen Freund zu seiner Vertheidigung, nicht so weit gehen.“

„Ich fürchte nichts, Herr Léon; der gute Gott ist mit mir.“

„Und Dein Liebhaber vielleicht nicht ferne.“

„Gut, gut, unterhalten Sie sich! Sie wissen wohl, daß die Liebhaber und ich nicht zusammenpassen.“

„Ich sehe wohl, daß man abgesondert geht; aber ich denke, daß man sich wieder zu finden weiß.“

„Necken Sie mich nicht, Herr Léon, ich bin nicht so heiter.“

„Wirklich, meine arme Johanna?“ Haben sie Dir im Schlosse Kummer gemacht?“

„Oh nein, mein Herr! Dazu sind sie zu gut; sondern weil meine Muhme so krank ist, daß ich vielleicht

eben recht komme, um sie sterben zu sehen. Haben Sie keine Nachrichten davon, Herr Marsillat?"

„Warum fragst Du mich deßwegen?"

„Weil Sie in Ihrem Arbeitszimmer allerlei Leute sehen, und auch Leute aus meiner Heimath könnten gesehen haben."

„Ich bin erst vor zwei Stunden von Gueret angekommen, und mußte sogleich wieder nach meinem Gute La Billette abreisen. Wer hat Dir gesagt, daß Deine Muhme krank ist?"

„Ei, der böse Mensch, der Raguet. Vielleicht hat er gelogen, um mir Verdruß zu machen."

„Das ist ein böser Mensch, in der That," erwiederte Marsillat, der sogleich die List seines niederträchtigen Spießgesellen begriff, und sich nun anschickte, sie mit einem wunderbaren Stegreiftalente für sich zu benützen. „Er hätte Dir dieß nicht sagen sollen; ich wußte es schon lange, würde es Dir aber niemals gesagt haben."

„Da hätten Sie jedoch Unrecht gehandelt, Herr Marsillat; dieß hieße mich verhindern, meine Pflicht zu thun."

„Das ist wahr; allein was willst Du? Ich hatte vielleicht meine Gründe, um mich nicht gerne zu entschließen, Dir diese widrige Nachricht zu sagen."

„Wäre meine Muhme etwa in Gefahr?"

„Ich weiß es nicht. Sie war sehr übel daran, als ich sie vor acht Tagen bei mir zu Hause verließ."

„Bei Ihnen, Herr Marsillat? Wo denn, bei Ihnen?“

„In Montbrat, Du wußtest nicht, daß sie seit vierzehn Tagen dort ist?“

„Ich wußte wirklich nichts davon. Und warum war sie denn bei Ihnen?“

„Oh, sie ist noch dort. Was willst Du? Das ist eine böse Frau, die ich nicht sehr liebe, weil ich sah, daß sie Dich unglücklich machte. Aber sie war selbst so unglücklich geworden, daß ich Mitleiden mit ihr gehabt habe. Von diesem Spitzbuben Raguet weggejagt, bettelte sie von Thüre zu Thüre, und kam so auch eines Tages nach Montbrat, als ich eben dort war.

„Sie war so krank und so schwach, daß sie in meinem Hofe gestorben wäre, hätte ich sie nicht in die Küche treten lassen, um ihr Wein und Suppe zu reichen. Dann fühlte meine alte Magd, die Du nicht kennst, eine brave Person, Erbarmen mit ihr, und bat mich, sie einige Tage zu behalten, bis sie im Stande seyn würde, ihren Quersack und ihren Stock wieder zu nehmen, und ihres Weges zu gehen. Ich habe herzlich gerne eingewilliget, wie Du wohl denken kannst, und ein wenig auch Deinetwegen, Johanna; und seit jener Zeit ist sie in Montbrat, sehr gut gepflegt, aber immer schlechter werdend, und vorzüglich beklagend, daß sie Dich nicht sieht.“

„Ah, mein Gott! Meine arme Muhme! Was Sie mir da sagen, Herr Léon, zerreißt mir das Herz! Wenn

ich's früher gewußt hätte! Ich kann es fast nicht glauben. Ich hab' ihr doch durch den Herrn Engländer noch mein letztes Geld geschickt, das ich eingenommen. Er wollte die Steine von Epnell besuchen, und hatte die Güte, es mitzunehmen . . . erst vor vierzehn Tagen, Herr Léon. Der alte Raguet hat mich angelogen."

„Der alte Raguet . . ." erwiederte Marfillat verlegen, „wird Dich wirklich angelogen haben. Sieh, das ist ganz einfach! Er wird das Geld für sich behalten, und Deine Muhme mißhandelt und davongejagt haben, um es ihr nicht geben zu dürfen. So viel ist gewiß, daß die Gothin bei mir ist seit . . . . . zwei Wochen, glaub' ich, ja, sicher zwei Wochen!"

„Das kann sein," versetzte Johanna vertrauend, „denn so lange ist es her, daß ich keine Nachricht mehr von ihr erhielt. Herr Léon, Sie sind sehr gütig gewesen! Es ist mir nicht auffallend. Ich weiß, daß Sie immer ein gutes Herz hatten. Ich danke Ihnen für meine Muhme. Morgen will ich sie in Montbrat besuchen, wenn Sie es mir erlauben, und ein Pferd zu bekommen trachten, um sie fortzubringen."

„Und wohin willst Du sie bringen?"

„Zu einem von unsern Verwandten. Ich hab' noch etwas Geld, und sie sind übrigens zu brave Leute, um eine alte Frau in ihrem Elende zu verlassen."

„Wie Du willst, Johanna; sie fällt mir aber nicht zur Last, glaub meinem Worte."

„Sie sind allzu großmüthig, Herr Léon; also noch einmal meinen Dank! Verhalten Sie sich meinetwegen nicht. Ich kann nicht so schnell gehen, wie Sie, und Sie können nicht so langsam gehen, wie ich."

„Aber wohin gehst Du denn jetzt?"

„Ich gehe nach Toull."

„Wozu dieß, da Deine Muhme nicht dort ist?"

„Vielleicht ist sie dort, Herr Léon. Sie wissen nicht gewiß, ob sie noch bei Ihnen ist."

„Ja, ja . . . man hat mir in La Villette gesagt, daß sie noch dort ist."

„Gut denn, morgen früh mit Sonnenaufgang werde ich kommen."

„Und warum denn nicht gleich auf der Stelle? Es ist nur eine kleine Meile hin, und Du hast noch zwei Meilen nach Toull. Um wie viel Uhr wirst Du übrigens dort eintreffen? Um ein Uhr Morgens? Niemand wird Dir aufmachen wollen."

„Oh, Sie irren sich, Herr Léon, ich komme vor zehn Uhr hin," erwiederte Johanna, nach den Sternen schauend, dieser Uhr der Schäfer, die ihnen die Stunde bis auf einige Minuten zeigt, nach der Stellung des großen und kleinen Himmelswagens."

„Wozu willst Du Dich durch einen unnützen Gang abmühen? Geh gleich nach Montbrat zu Deiner Muhme, Du kannst dort ruhig schlafen, und wirst morgen bei Zeiten wieder in Boussac sein, wenn Du willst."

Johanna schüttelte den Kopf.

„Nein, Herr Léon," sagte sie, „ich kann nicht in Montbrat schlafen."

„Vor wem fürchtest Du Dich denn? Vielleicht vor mir?"

„Davon sprech' ich nicht, Herr Léon; aber es würde ein Gerede veranlassen."

„Und was könnte man sagen? Ich schlafe nicht in Montbrat."

„Sie bleiben nicht dort?"

„Nein; ich muß noch heute, Nachts 11 Uhr, nach Boussac zurück. Ich gehe nur nach Montbrat, um dort liegen gelassene Papiere zu holen, und wenn ich zurückgekehrt bin, muß ich die ganze Nacht hindurch in meinem Geschäftszimmer arbeiten."

„In diesem Falle, Herr Léon, gehen Sie voran; ich werde in Montbrat ankommen, wenn Sie wieder fort sind, und so läßt sich alles ordnen."

„Wie Du willst, Johanna; aber weißt Du den Weg?"

„Oh, ich werde ihn schon finden, mein Herr, und mich nicht verirren; gehen Sie nur!"

„Dahin!" sagte Marsillat; „wir sind jetzt nahe bei Barlot. Du mußt Dich links halten."

Er gab seinem Pferde die Sporen; aber nach dreißig Schritten hielt er an, und stieg ab, als wollte er etwas suchen. Johanna holte ihn bald ein, und half ihm treuherzig seine Reitpeitsche suchen, die er in der Hand hielt. Die Nacht war sehr dunkel geworden.

Man erblickte nur noch einige Sterne. Der Weg war abscheulich, ganz starrend von Steinen, an welche die arme Johanna bei jedem Schritte stieß.

„Soll ich Dich nicht hinter mich nehmen?“ sagte Marsillat. „In dieser rabenschwarzen Nacht kannst Du den Weg nicht finden; auch wird es gleich regnen.“

„Oh, das macht nichts; ich habe meine Capuze.“

„Aber es ist für ein junges Mädchen nicht klug, in der Nacht so ganz allein in dieser öden Gegend zu gehen. Wenn Dir ein Unglück begegnete, Johanna, so wär' ich dafür verantwortlich, weißt Du! Komm, sitz hinten auf; Du wirst um eine halbe Stunde früher ankommen, und ich auch.“

„Warten Sie nicht auf mich, Herr Léon.“

„Doch; ich will auf Dich warten, und Dich im Schritte begleiten; ich fürchte, es möchte Dir ein Unglück begegnen?„

„Was soll mir denn begegnen?“

„Was fürchtest Du denn, daß Dir mit mir begegne? Wahrhaftig, Du fürchtest mich, als wäre ich diese Canaille, der Vater Raguet!“

„O nein, Herr Marsillat; ich weiß wohl, daß Sie ein ordentlicher Mann sind; aber Sie scherzen gerne, und mein Herz ist heute zu voll, um Scherz ertragen zu können.“

„Nein, meine arme Johanna, ich werde nicht scherzen. Sieh, hab' ich Dich nicht seit einem Jahre in

Ruhe gelassen? Hattest Du auf andere Weise jemals Ursache, Dich über mich zu beklagen?“

„Oh, nein, mein Herr, da müßt' ich lügen.“

„Nun denn, so komm!“ erwiederte Marsillat, umfaßte sie mit seinen Armen, und setzte sie auf seinen Mantel, den er sorgfältig über Fanchon's Croupe gebreitet hatte.

Johanna hätte durch eine übertriebene, in sich selbst haltlose Besorgniß, geziert spröde und selbst beleidigend zu sein gefürchtet. Sie beschloß, auf Gott und die Ehre des Wohlthäters ihrer Muhme zu vertrauen. Léon trieb Fanchon geschickt an, ohne seine schöne Amazone zu behelligen.

„Ah, halte Dich fest an mich,“ sagte er; wir müssen eilen; es fängt an zu regnen.“

„Nein, es regnet nicht, Herr Léon,“ erwiederte Johanna.

„Ich sage Dir, daß es schütten wird. Schling Deinen Arm um mich, oder Du fällst; ich sag Dir's voraus.“

Um sie dahin zu bringen, setzte er das Pferd in starken Trab. Johanna, die sich nun festhalten mußte, faßte mit der einen Hand den Rückenriemen, und mit der andern Marsillat's Weste. Kaum fühlte er die Hand des jungen Mädchens an seiner Brust, als die heftigen Herzschläge die letzten Schwankungen seines Gewissens erstickten. Um sie nicht ängstlich zu machen, sprach er kein Wort mit ihr, und in weniger als einer

halben Stunde, ungeachtet der Dunkelheit und schlechtem Wege, erreichten sie den Berg von Montbrat.

Das Schloß Montbrat, welches die Bauern, sei's durch Verderbung oder Bewahrung seines eigentlichen Namens *) auch die Festung Millebras nennen, ist eine, auf einem Berge liegende, mächtige Ruine. Die Feudalruine erhebt sich auf römischen Grundlagen, die früher an die Stelle einer gallischen Festung kamen.

Dieser Ort war Zeuge der furchtbaren Kämpfe der Cambiovicenser von Toull gegen Fabius. Ich glaube, daß man in der dortigen Gegend noch einige Spuren des römischen Lagers und des gallischen mallus entdeckt. Aber man muß diese achtungswerthen Dinge auf Treu und Glauben der Alterthumsforscher sehen, welche sie selbst, wie es der Pfarrer Alain machte, mit den Augen des Glaubens betrachten.

Léon Marsillat war reich. Er hatte mehrere Grundbesitzungen in der Umgebung von Boussac, und unter andern ein Gut oder eine Meierei seitwärts von Lavaufranche, auf welcher sich diese große Ruine befand, die der Besitzung in einer Gegend keinen Werth verlieh, wo die Bausteine und der Arbeitslohn in geringem Preise standen.

Die Meierei lag am Fuße des Berges, und Jo-

*) Die Alterthumsforscher leiten ihn von Montbard ab, der Berg der Barden.

A. d. V.

hanna, die nie nach Montbrat gekommen war, merkte nicht, daß der Reiter einen Umweg machte, um diesem bewohnten Orte auszuweichen. Léon schlug einen steilen Fußpfad ein, und führte seinen Raub gerade in die Veste, deren alten Glanz er nicht bedauerte, obwohl er auf ihren Besitz ein wenig eitel war.

Da sein Großvater, der Maurer, diese Behausung gekauft hatte, wo seine Ahnen sicher nicht geherrscht hatten, verlockte das Gefühl bekümmerter und eifersüchtiger Verwandtschaft, welches in den Herzen der Adeligen an die Spuren dieser mächtigen Wohnungen sich klammert, den Plebejer Marsillat zu keiner Täuschung. Und dennoch gewährte ihm der Gedanke, so gut ein Burgherr zu sein, wie jeder Andere, ein geheimes Vergnügen, voll Ironie und Rache gegen adeligen Hochmuth im Allgemeinen. Gerne hätte er auf den zerbrochenen Wappenschild seiner Festung, als Parodie gewisser frömmelnd-kühner Wahlsprüche, geschrieben: Mein Geld und mein Recht.“

Obgleich kein Hauptgebäude mehr übrig war, kein einziger ganzer Thurm, so bildete doch die kleine, noch von mehr oder minder bogenförmig auslaufenden großen Mauerwänden umgebene Wiese, einen sehr wohl geschlossenen Raum. Dank der Sorgfalt, womit man das ehedem durch ein Fallgatter gesicherte Portal, durch starke Querbalken von rohem Holze mit tüchtigen Vorlegschlössern, verriegelt hatte. Diesen Raum benützten

die Meier, um während der Sommernächte ihre Stuten nebst deren Gefolge, das heißt: nebst deren Füllen, grasen zu lassen. Das Gras wuchs hoch und dicht in diesem einst, wie der Boden einer Dreschtenne, durch die Schritte der Gewappneten gebahnten Hofe.

„Warte Johanna," sagte Léon, indem er dem jungen Mädchen auf das Gras absteigen half, „ich will den Balken vorschieben; dann werde ich Dich durch die andere Thüre zur Wohnung Deiner Muhme führen."

„Ist sie denn nicht hier?" fragte Johanna, mit den Augen jenen andern Ausgang suchend, von dem er sprach, und den sie bei der Nacht nicht hätte sehen können, wäre er auch wirklich vorhanden gewesen.

„Freilich, sei nur ruhig," erwiederte Léon, das Thor verriegelnd, und den Schlüssel zu demselben in einer Mauerspalte versteckend, aus welcher er ihn genommen hatte. „Laß mich nur auf dieser Seite zumachen, damit meine Fanchon nicht gestohlen wird."

„Aber wenn Sie ohnehin gleich wieder fortreiten wollen, Herr Léon?"

„Deßwegen führ' ich sie auch nicht in den Stall. Würde ich sie nicht abzäumen, so schlüge sie mir alles zusammen."

Fanchon, des Zaumes und selbst des Sattels ledig, den ihr Herr hurtig von ihrem Rücken nahm, witterte und grüßte mit freundlichem Wiehern seine friedliche Wirthin, die Stute des Meiers. Léon, Johanna's Hand fassend, führte sie zu dem Eingange eines zertrümmerten,

und durch den Einsturz der obern Theile unförmlich gewordenen Gebäudes.

Die enge und niedrige Thüre, und der schmale Gang zwischen den fünfzehn Fuß dicken Mauern, geleiteten in ein kleines rundes Zimmer, jenem ziemlich ähnlich, welches Johanna im Schlosse Boussac bewohnte, etwa mit dem Unterschiede, daß die enge und lange Spalte, welche es erleuchtete, für ein Fenster gelten konnte, und die Einrichtung, ohne eben reich zu sein, sorgte doch für eine gewisse Bequemlichkeit. Es befanden sich darin ein schönes Ruhebett, einige Stühle, Bücher, auf einem Tische von Mahagoniholze zerstreut herumliegend, zwei Jagdflinten, eine Violine, Fechtdegen, und ein an der Mauer aufgehängter Strohhut.

Allein es war allzu finster, als daß Johanna irgend etwas hätte bemerken können, und obwohl nicht ohne innern Schrecken ob dem Schweigen und Dunkel dieser Wohnung, war sie noch weit entfernt, zu vermuthen, daß sie sich in Marsillat's Zimmer befinde, allein mit ihm in dieser Behausung, worin ihre Muhme Gastfreundschaft weder nachgesucht, noch gefunden hatte.

Zweiundzwanzigstes Kapitel.

Der Thurm von Montbrat.

Auf dem Gute Montbrat, wie in den meisten vom Sitze des Eigenthümers entfernten Meiereien, gab es zwar ein Absteigquartier, das Herrenzimmer genannt. Aber Marsillat hatte es vorgezogen, sich ein solches im Schlosse herzurichten, und das einzige bewohnbare Zimmer in dieser weiten Ruine ausräumen und in Ordnung bringen lassen; dorthin kam er, bald um in der Einsamkeit sich zu begeistern, und die Wirkungen der Beredsamkeit zu studiren, die er anderwärts aus dem Stegreife übte, bald um sich minder achtungswerthen Beschäftigungen hinzugeben.

Sein Thürmchen in Montbrat war ein Studirzimmer, und zugleich eine Art kleiner Villa eines städtischen Lüstlings. Der Ort war dazu gut gewählt; keine geschwätzige Nachbarschaft konnte über die Geheimnisse seiner Aufführung eine Controle ausüben, und die Meier, vier Büchsenschuß weit vom Schlosse wohnend, wußten sehr wohl, wie schlecht sie empfangen würden, wenn sie bei dem mindesten Lärme herbeiliefen.

„Erwarte mich hier," sagte Marsillat zur zitternden Johanna. „Ich will Licht holen, und meine alte Magd wecken, die, wie es scheint, mit ihren Hühnern zu Bett geht."

„Ich werde mit Ihnen hinausgehen, Herr Marfillat," sagte Johanna, welche die Luft in diesem Thurme nicht nach ihrem Behagen fand und zu fürchten begann, daß es auf Leon's Gute weder Hühner noch Mägde gebe.

„Nein, nein, Du kennst die Oertlichkeit nicht, und könntest Dich stossen," erwiederte er. „Dieses alte Nest ist voll Löcher und gefährlicher Stellen. Geh nicht weg von da, Johanna; ich komme gleich wieder."

Er entfernte sich rasch, und schloß Johanna ein, welche ernstlich zitterte, als sie sich überzeugte, daß von außen der Schlüssel im Schlosse umgedreht war. Dennoch hielt sie Marfillat eines solchen Verbrechens nicht für fähig, und gelobte sich, daß kein Anerbieten, kein Versprechen auf sie Wirkung machen sollte.

In der That dachte auch Marfillat nicht daran, ein Verbrechen zu begehen. Er war zu sehr Zweifler, um zu glauben, daß es in dieser Beziehung so weit zu kommen brauchte. Nur immer gefallsüchtige oder schwache Städterinnen umschwärmend, hatte er keine grausamen gefunden, und eine tiefe Verachtung weiblicher Tugend affektirend, konnte er sich nicht überreden, daß irgend eine ihm zu widerstehen vermöge.

Das Wildscheue Johanna's schien ihm die Folge des höchsten Mißtrauens. „Sie wird mehr Zeit und Worte nöthig machen," dachte er sich; „aber nun hab' ich endlich eine Gelegenheit, die ich anderswo nicht finden könnte. Vier oder fünf Stunden mit ihr eingeschlossen, werde ich, mittelst beharrlichen Drängens; diese kalte Galathea

entflammen, und über sie, woferne sie nicht von Marmor ist, ohne Kampf und Lärm triumphiren. Weg mit brutaler Gewalt!“ fügte Marsillat noch bei; „das ist ein Mittel für Tölpel, welche nicht List und Beredsamkeit, Geist und Lüge, zum Dienste ihrer Leidenschaften in Bewegung zu setzen wissen. Ungeduldig und roh, können sie ihren Gelüsten keinen Zügel anlegen; sie beleidigen, anstatt zu überzeugen; sie herrschen und sind verwünscht, anstatt zu siegen und geliebt zu werden.

„Geliebt werden! . .“ dachte sich der Advokat, der raschen Schrittes auf der Wiese spazierte, während sein Geist Ruhe gewann, „geliebt werden, wie zuvor gefürchtet, und dieß im Zeitraume weniger Stunden! Da ist ein Prozeß zu führen, den ich gewinnen muß! . . Entwischte mir Johanna, so wäre mein Unternehmen erbärmlich und lächerlich. Morgen wär' ich, Dank ihr, das Mährchen der ganzen Gegend.

„Johanna darf also nicht von hier weggehen, ohne bei der Bewahrung des Geheimnisses viel mehr betheiligt zu sein, als ich. Also, das ist eine Vertheidigungsrede, ein Duell, und nicht triumphiren hieße unterliegen. Da giebt es keine Ausgleichung zwischen den Gegnern.“

„Johanna,“ sagte er zurückkommend, „Deine Muhme ist heute früh mit meiner Magd fortgegangen, welche sie selbst nach Toull führen wollte.“

„Fortgegangen? Sie ist also nicht mehr krank?“

„Sie fühlte sich etwas besser, und es scheint, daß

sie sich in diesem alten Hause langweilte; sie hatte schon das Heimweh. Mein Meier hat sie auf sein Pferd genommen, und zu einem Deiner Verwandten gebracht, ich weiß nicht mehr zu welchem. Nun können wir nach Boussac zurückkehren. Gedulde Dich nur noch so lange, bis ich meine Papiere in der Tischschublade gesucht habe."

„Ich will Ihnen Licht holen," sagte Johanna, durch Marsillat's letzte Worte ein wenig beruhigt. „„So im Finstern können Sie Ihre Papiere nicht finden."

„Sehr gut, im Gegentheile . . . ich weiß, wo sie sind; ich fände sie mit geschlossenen Augen. Geh nicht hinaus, Johanna; die Meier sind im Hofe, und da sie Dich nicht hereinkommen sahen, so will ich, daß sie Dich auch nicht fortgehen sehen."

„Aber dieß ist vielleicht schlimmer," entgegnete Johanna. „Warum sich verbergen, wenn man sich nichts vorzuwerfen hat?"

„Diese Leute haben sehr böse Zungen, und ich gestehe Dir, daß wenn Du Dich für Deine Person nicht um ihre Reden kümmerst, ich meines Theils nicht sehr erfreut wäre, die Zielscheibe Ihres Witzes zu werden. Die Dummköpfe von diesem Schlage haben mich in den Ruf eines schlechten Subjekts gebracht, und Du siehst doch, meine Alte, daß ich anständiger mich benehme, als es an meiner Stelle Dein Pathe Wilhelm, und vielleicht Dein heirathslustiger Engländer thun würden."

„Sprechen Sie nicht solche Sachen, Herr Léon, und

schicken Sie Ihre Meier vom Hofe weg, damit ich fortgehen kann."

„Sie sind eben daran, Fanchon ein Mäßchen Haber zu reichen. Hernach werden sie von selbst fortgehen. Ich hab' ihnen gesagt, daß ich arbeiten muß."

„Aber Sie haben nicht nöthig, sich so einzuschließen."

„Ja! Die Frau ist neugierig wie eine Mücke; sie käme bis hierher, mich aufzusuchen, angeblich um mit mir von ihren Lämmern und Truthennen zu sprechen, eigentlich aber um zu sehen, ob ich allein sei."

„Dieß beweiset, Herr Léon, daß Sie bisweilen in Gesellschaft hergekommen sind."

„Bah! ein oder zweimal mit Claudine; Du weißt es wohl, zu Zeiten war sie ein wenig närrisch!"

„Arme Claudine! Sie haben ihr viel Kummer gemacht, keinen geringen! Ein so gutes Mädchen! Das ist nicht schön von Ihnen, Herr Léon."

„Was willst Du? Sie hätte einen andern Liebhaber gehabt, als mich, und besser doch ich, als ein anderer; denn ich bin ihr Freund geblieben, und werde sie nie verlassen."

„Ja, Sie glauben, daß Geld und Geschenke über alles trösten. Sie täuschen sich. Ich sage Ihnen, daß Claudine fast alle Abende weint. Aber nun ist's genug, Herr Léon, gehen wir."

„Gönne mir nur zum Athmen Zeit! Fürchtest Du Dich nicht, daß ich Dich wider Deinen Willen zurück-

halte? Du hältst mich für einen schlechten Menschen, Johanna!"

„O nein, mein Herr!"

„Nun denn, so bleib doch einen Augenblick ruhig! In einer kleinen Viertelstunde werden wir frei seyn; setze Dich, und sprich nicht so laut; ich suche meine Papiere."

„Sie suchen sie sehr lange, Herr Leon . . . Sie sind Schuld daran, wenn ich zu spät nach Toull komme."

„Nach Toull? . . Du willst also heute Nacht nicht nach Boussac zurückkehren?"

„Nein, mein Herr, weil ich meine Tante besuchen will!"

„Johanna, da steckt etwas dahinter. Du bist böse auf die Schloßleute."

„Oh, nein, mein Herr; Sie irren sich gewaltig! Ich liebe sie zu sehr, um jemals auf sie böse zu werden."

„Nun denn, so sind sie auf Dich böse geworden!"

„Das ist möglich, mein Herr . . . Ist dieß der Fall, so werden sie ihr Unrecht einsehen."

„Johanna, erzähle mir, was vorgegangen ist."

„Nichts, mein Herr. Ich weiß nichts zu erzählen."

„Du solltest doch Vertrauen zu mir haben. Du bist ein gutes Kind; aber Du kennst die adeligen Leute nicht, und wenn Du keinen guten Rath annimmst, wirst Du, ohne es zu wissen, etwas thun, was Deinem Rufe oder Deinen Interessen schädlich ist."

„Sie sprechen mit mir, als wollte ich gegen sie klagen, Herr Léon. Geben Sie sich keine Mühe, mir zu rathen, ich brauche keinen Advokaten.“

„Die Advokaten, wie die Beichtväter, sind Leute, denen man nichts verschweigt, und die man um Rath gefragt zu haben niemals bereut. Sei versichert, Johanna, daß ich alle Geheimnisse des Hauses kenne, aus dem Du kommst, und daß man mir morgen das sagen wird, was Du mir heute verschweigen willst.

„Frau von Boussac fragt mich über alles um Rath, und Du wirst sehen, daß ich vielleicht morgen zu Dir geschickt werde, um Dir Erklärungen zu geben oder abzuverlangen. Würdest Du mich zuerst von den Gründen Deiner Beschwerde in Kenntniß setzen, so könnte die Aussöhnung weit schneller geschehen, und Deine Interessen würden besser vertheidiget.“

„Ah, mein Gott, Herr Léon, Sie machen ja aus dieser Sache ein förmliches Geschäft! Es ist nicht nöthig, so umständlich zu verfahren, ich versichere Ihnen; und wenn es wahr ist was man Ihnen alles sagt, so werden Sie antworten können, daß ich alles verzeihe.“

„Johanna, Du bist sehr zurückhaltend gegen mich,“ erwiederte Marsillat, der bisher in einiger Entfernung von ihr gesprochen hatte, und sich nun in dem Maße unmerkbar ihr näherte, als es ihm gelang, die Eile ihres Fortgehens zu mäßigen.

„Wenn ich Dir nun sagte, daß ich schon weiß, wovon es sich handelt.“

„Wenn Sie es wissen, so sprechen Sie nicht davon," antwortete Johanna; „ich habe ohnehin schon Kummer genug."

„Ich will Dir keinen Kummer machen, meine arme Johanna; „noch mehr würde ich selbst dabei fühlen. Meine Absicht ist, Dir neuen zu ersparen. Ich sage Dir, daß ich alles weiß; denn es sind kaum acht Tage, daß Frau von Boussac sich an mich wendete, um zu erfahren, ob Wilhelm Dir den Hof mache."

„Ah, mein Gott!" entgegnete Johanna, durch diese unglücklicherweise nur zu wahre Offenbarung im feinsten Zartgefühle ihres Herzens verwundet; „meine Pathe hatte den Muth, mit Ihnen davon zu sprechen?"

„Sie glaubte es nicht; allein die dicke Charmois wiederholte es ihr so oft, daß sie sich darüber zu beunruhigen begann. Dieß darf Dich nicht überraschen, Johanna; eine Mutter erschrickt immer, ihren Sohn leiden zu sehen, und . . ."

„Aber will man denn durchaus, daß ich an allem Uebel die Schuld trage, welches Herrn Wilhelm begegnet?"

„Die Charmois behauptet dieß nun einmal; ich aber habe Deine Pathe zu beruhigen und zu überzeugen gesucht, daß in allem dem der Fehler nicht an Dir liege."

„Sie können es auch jetzt noch sagen, Herr Marsillat. Ich bin an nichts Schuld, und nicht meinetwegen kann mein Pathe sich grämen. Das ist unmöglich!"

„Oh, über diesen Punkt, Johanna, kann ich nicht antworten. Ich weiß wohl, daß Du nicht gefallsüchtig bist; aber könntest Du bei Gott schwören, daß Du Deinem Pathen niemals Hoffnung gegeben hast?“

„Ja, mein Herr, ja, ich schwöre es bei Gott, und Sie können es mit gutem Gewissen auch beschwören.“

„Ein junges Mädchen gewährt Hoffnung wieder seinen Willen, und fast ohne es zu wissen. Du fühlst Liebe, Johanna, und derjenige, der sie einflößt, sieht es wohl, was Du auch thun mögest, sie ihm zu verhehlen.“

„Aber dieß ist unwahr!“ rief Johanna mit dem Tone der Wahrheit aus. „Ich fühle nicht einen Augenblick Liebe für meinen Pathen!“

„Kannst Du mir Dein Ehrenwort darauf geben, Johanna?“ fragte Léon, ganz bewegt.

„Ei ja, Herr Léon! Doch was kümmert dieß Sie? Sie würden mir deßwegen doch nicht eher glauben.“

„Johanna, ich glaube Dir, ich schätze Dich zu sehr, um Dir nicht zu glauben. Ich bin Dein Freund, Dein einziger Freund, und ich will Dein Vertheidiger gegen jene seyn, die Dich ungerecht beschuldigen. Gieb mir Dein Wort, und lege Deine Hand in die meinige.“

„Und warum dieß, mein Herr?“

„Weil ich meine Ehre verpfänden werde, um Dich zu vertheidigen, und dieß eine wichtige Sache ist, meine Alte. Du wirst mich nicht zu einem falschen Eide verleiten wollen. Siehst Du, morgen früh werde ich bei Deiner Pathe seyn. Sie wird mich rufen lassen, um

mir zu sagen, daß Du fort gegangen seiest, vielleicht um sich über Dich zu beklagen, und ich werde nichts merken lassen, daß ich Dir heute Abend begegnete, aber sagen können, daß ich von Deinen Gefühlen für Wilhelm wohl unterrichtet sei, und für Deine Aufrichtigkeit zu bürgen vermöge.

„Dann wird Deine Pathe mich fragen, ob ich darauf zu schwören mir getraue, und verlangen, daß ich meine Hand in die ihrige lege, wozu ich mich nicht verstehen könnte, wenn Du Dich nicht zu einer gleichen Verpflichtung gegen mich bequemest. Reiche mir Deine Hand, Johanna, als ob wir vor den Richtern ständen, vor einem Priester, und schwöre mir, daß Du Wilhelm von Boussac nicht liebest!“

„Wenn dieß zur Befreiung Ihres Gewissens dient,“ erwiederte die harmlose Johanna, Marsillat ihre Hand überlassend, „so hab' ich nichts dagegen, Herr Léon. Ich kann nicht sagen, daß ich meinen Pathen nicht liebe, da müßte ich lügen, aber ich kann wohl schwören, daß ich ihn nur liebe, wie man seinen Bruder, seinen Vater, seinen Pathen lieben soll.“

„Gute und rechtschaffene Johanna!“ versetzte Léon, mit Gewandtheit ihre Hand behaltend, die sie zurückziehen wollte; „man verfährt sehr ungerecht gegen Dich, und es ist ein Verbrechen, Dich so zu quälen. Dein Kummer erfüllt mein Herz, und Deine Thränen schmerzen mich. Ich betrachte Dich in diesem Augenblicke als meine Clientin und meinen Schützling; ich werde für

Dich sprechen, nicht vor einem Gerichtshofe wegen geringfügiger Vortheile, sondern vor einer undankbaren Familie, welche die geheiligten Interessen der Dankbarkeit und Ehre mißkennt. Wenn ich an alle Deine Sorgfalt für Wilhelm denke . . ."

„Ich klage meinen Pathen nicht an, Herr Léon. Er hat nur einmal Böses zu mir gesprochen, und ich bin überzeugt, daß es ihn zur Stunde reuet. Fräulein Marie ist ein Engel des Himmels, und ich werde sie Zeitlebens beweinen. Meine Pathe ist auch sehr gut . . . und ich weiß nicht, wie sie glauben konnte, ich wollte ihren Sohn bereden, ihr ungehorsam zu seyn, und mich zu heirathen. Oh, wie kann meine Pathe, für die ich all mein armes Blut hingegeben hätte, solche Lügen sich vorschwätzen lassen!"

Die arme Johanna zerfloß in Thränen, und ganz in Schmerz versunken, bemerkte sie nicht, daß Léon sich ganz nahe neben sie auf das Sopha gesetzt, und seine Arme um sie geschlungen hatte, bereit, sie an sich zu drücken, und daß sein glühender Athem im Dunkel ihren Alabasterhals umhauchte, den sie gegen ihren Busen neigte.

„Geliebte Johanna," sagte er mit zitternder Stimme, „Du hast Recht, Wilhelm zu beklagen, anstatt zu verdammen. Er ist unglücklich genug, von Dir nicht geliebt zu werden. Welcher Mann würde sich nicht in das schönste und beste aller Mädchen verlieben!"

„Sprechen Sie nicht so, Herr Léon," erwiederte

Johanna aufstehend; „ich bin weder schöner noch besser als eine Andere, und sehr unglücklich, daß man sich meinetwegen solche Grillen in den Kopf setzt. Doch gehen wir, Herr Léon; ich will nach Toull zurückkehren."

„Es regnet sehr stark, Johanna, warten wir, bis der Regen vorbei ist."

„Oh, es wird diese Nacht nicht regnen, mein Herr; der Himmel ist bedeckt, aber der Wind nicht regnerisch."

„Horch, Johanna, der Regen fällt in Strömen!"

Johanna horchte. Nicht weit vom Thurme befand sich ein kleiner Felsenbach, dessen Sprudeln dem Plätschern eines heftigen Regens glich. Obgleich dadurch getäuscht, bestand Johanna doch auf ihrem Vorhaben.

„Ich verlange von Ihnen nicht, daß Sie mit mir fortgehen, und sich durchweichen lassen," sagte sie; „aber wir nehmen nicht denselben Weg, und ich kann nicht länger da bleiben. Guten Abend, Herr Léon!"

„Nun so warte, bis ich einen Regenschirm geholt habe . . ."

„Oh, ich weiß nicht damit umzugehen . . . Ich danke Ihnen dafür, Herr Léon."

„Dann, Johanna, nimm mir ein kleines Packet mit für den Pfarrer von Toull. Ich will es zusiegeln . . . Doch es giebt noch eine andere Anklage gegen Dich," fuhr er fort, indem er sich stellte, als suche er Licht, „und Du hast mir nicht gesagt, was ich antworten soll."

„Antworten Sie auf nichts, Herr Léon, und küm-

mern Sie sich nicht um die Anklagen gegen mich," sagte Johanna. „Das Uebel ist nun einmal geschehen, und man würde mir sagen, daß ich Unrecht gehabt habe, nicht mehr in das Schloß zurückkehren zu wollen. Man schätzt mich nicht, man hat kein Vertrauen auf mich. Das ist genug. Es demüthiget mich, gegen so widrige Sachen mich zu vertheidigen."

„Dennoch giebt es eine Person, deren Mißachtung Dich schmerzen würde, und deren Achtung Du Dir bewahren willst: Fräulein Marie."

„Oh, diese wird keine Klage gegen mich erheben!"

„Wenn sie aber sagen hört, daß Du strafbar seyest!"

„Man wird so etwas nicht zu ihr sagen; man würde es nicht wagen."

„Die Charmois ist alles fähig: setze mich in den Stand, sie zum Schweigen zu bringen, und Dich bei Deiner jungen Gebieterin zu rechtfertigen. Höre, Johanna, man sagt, daß auch der Engländer Dir den Hof macht, und daß der Beweis Deines Ehrgeizes in Deiner Gefallsucht und Strenge gegen ihn liege, wodurch Du ihn endlich dahin gebracht habest, Dich heirathen zu wollen."

„Was soll ich auf alles dieß antworten, Herr Léon? Das ist eine Erfindung der Frau von Charmois. Der Herr Engländer konnte mich niemals heirathen wollen, da er in einem andern Lande schon verheirathet ist."

„Er ist verheirathet?"

„Jene Dame sagte es. Er ist's also, den sie be-

schuldiget, ein unredlicher Mann zu seyn, wenn sie glaubt, daß er sich zweimal verheirathen will. Ich selbst weiß von dem allem nichts, sondern nur so viel, daß der Engländer nie ein Wort von Liebe oder Heirath mit mir gesprochen hat."

„Kannst Du auch darauf schwören, Johanna? Kannst Du mir auch Deine Hand zum Unterpfande Deiner Aufrichtigkeit geben?"

„Ich habe nun satt am Handgeben, Herr Léon; wenn Sie mir nicht auf mein Wort glauben wollen, werden auch die Schwüre nichts dazu beitragen."

„Johanna, dieß ist viel wichtiger, als Du denkst. Wenn ein rechtschaffener Mann Dich jetzt heirathen wollte, und zu mir käme, um sich bei mir Raths zu erholen, als Advokaten des Hauses von Boussac, dem wohlunterrichteten von dessen Angelegenheiten und Deiner Aufführung . . ."

„Dann müßten Sie ihm rathen, sich darum nicht zu bekümmern; ich will nicht heirathen. Ich hab' dieß immer gesagt, und sag' es noch."

„Oh, darauf, Johanna, würdest Du nicht schwören!"

„Ich schwöre darauf bei Gott, und bei der Seele meiner lieben seligen Mutter," rief Johanna aus, durch so viele in ihren Augen beleidigende und abgeschmackte Verdächtigungen auf's Aeußerste gebracht. „Ja, ja, ich schwöre es heute mit besserem Herzen noch, als in frühern Tagen!"

„Desto besser, tausend Teufel!" dachte Léon; „so

werde ich doch nicht die Langweile haben, ihr vom Heirathen vorzulügen." — „Nun denn, Johanna," sagte er, sich ihr wieder nähernd, „Du hast Recht, hundertmal Recht, Dich nicht verbindlich machen zu wollen. Alle diese Adeligen haben Dich dadurch zu verführen gehofft, und Du zeigst Ihnen Deine Vernunft und Deinen Stolz, indem Du diesen thörichten Ehrgeiz von Dir weisest . . .

„Ein Bauer, ein Arbeiter, werden eben so wenig jemals eines solchen Schatzes würdig seyn, wie Du bist . . . Bewahre Dir Deine Macht und Freiheit, um den Mann zu lieben, der so glücklich seyn wird, Dir zu gefallen! Betrübe Dich nicht über diese ersten Verdrüßlichkeiten, die Dich bedrängen! Die Ungerechtigkeit der Familie Bouffac und die Albernheit des Engländers werden Dir die Hochachtung Anderer nicht entziehen. Du kannst von nun an wahrhaft geliebt werden."

„Ich bedarf gar keiner Liebe, Herr Léon. Gott ist gut, und liebt alle seine Kinder."

„Ja, Gott ist gut, aber er befiehlt seinen Kindern, sich einander zu lieben. Deine Fortweisung aus dem Schlosse fügt Dir ein Unrecht zu . . ."

„Ich bin nicht fortgewiesen; ich gehe selbst fort!"

„Gleichviel, man wird es nicht glauben. Du wirst beschuldigt, verleumdet, eine Zeitlang verfolgt werden. Entferne Dich ein wenig aus der Gegend, und suche einen Dienst, sey's in Châtre . . . sey's in Guéret . . .

ja, in Guéret. Das Gerücht Deiner unglücklichen Erlebnisse im Schlosse Boussac ist nicht dorthin gedrungen. Ich könnte für Dich gutstehen, und Dir einen besseren Platz ausmitteln, als Dein bisheriger war. Wenn Du nicht so mißtrauisch wärest, würde ich Dir den Antrag machen, zu mir zu ziehen, Johanna . . .

„Doch nein, Du würdest ihn ablehnen, ich weiß es; ich stehe in dem Rufe eines Ausgelassenen, und Du warest immer gegen mich eingenommen. Möchtest Du jedoch nachdenken, so würdest Du sehen, daß ich der Einzige bin, der Dich geachtet, und Deinem Rufe nicht im Geringsten geschadet hat. Ehedem hab' ich mir einige Scherze mit Dir erlaubt . . . Aber so wie Du mir sagtest, daß dieß Dich betrübe, gab ich es auf; laß mir Gerechtigkeit widerfahren.

„Je länger ich Dich kannte, desto mehr sah ich ein, daß Du nicht wie andere Mädchen seyest. Oh, ich achte Dich, Johanna; ich allein achte Dich, weil ich Deinen Werth kenne. Ich würde meine Liebe nicht ausposaunen, um Dich zum Gerede der Gegend zu machen. Sag' selbst, ob ich jemals Schuld war, daß man Böses von Dir sprach, und sogar zu jener Zeit, da ich mit einer Leichtfertigkeit Dich behandelte, die ich mir noch jetzt zum Vorwurfe mache, und wegen der ich Dich herzlich um Verzeihung bitte, hab' ich Dich freiwillig nie beleidiget!"

„Das ist wahr, Herr Léon," erwiederte die gute Johanna, eines fortdauernden Mißtrauens unfähig, „ich

mache Ihnen keinen Vorwurf, und dann haben Sie auch meiner Muhme und mir viele Gefälligkeiten erwiesen, wofür ich Ihnen recht sehr danke."

„Gefälligkeiten, Johanna! . . . Nun denn, denke davon, was Du willst, und danke mir, wenn Du mir verbindlich zu seyn glaubst. Ich weiß doch etwas, was Du mir zum Verdienste anrechnen wirst: daß ich Dir niemals den Hof machte, und daß ich, selbst in dem Augenblicke, da ich mit Dir allein bin, Dich achte, wie wenn Du meine Schwester wärest . . .

„Und doch, Johanna, war auch ich verliebt in Dich, auf eine andere Art, und tausendmal inniger, als alle Andern. Du hast es nie gewußt, ich hab' es Dir nie gesagt, seitdem diese Liebe ernst und tief ist, und ich sag' es Dir jetzt nur zu Deiner Beruhigung. Ferne von mir ist der Gedanke, Dein Unglück zu mißbrauchen, arme Waise, arme Verlassene! Ich verlange von Dir nichts, als ein wenig Vertrauen, ein wenig Freundschaft, und ich werde für meine Opfer und Leiden reichlich belohnt seyn . . denn ich leide mehr, als Dein Pathe, Johanna! Ich spiele nicht den Kranken; ich stürze meine Familie nicht in Unruhe, wie ein verzärteltes Kind; ich suche Dein Mitleiden nicht zu erregen, indem ich sage, daß ich sterbe. Nein, im Gegentheile, ich lebe von meiner Liebe. Sie erhebt, sie entzückt mich; aber sie giebt mir den Muth, Dich zu achten, und ich beklage mich nicht, unglücklich zu seyn, wenn nur Du selbst nicht unglücklich bist!"

Johanna war noch einmal aufgestanden, und versuchte die Thüre zu öffnen.

„Herr Leon," sagte sie, „Sie sprechen recht ordentlich mit mir; allein ich verstehe von allen diesen Liebesgeschichten nicht viel, und wider meinen Willen, — Sie werden es mir verzeihen, — bilde ich mir immer ein, daß es Spott sei. Machen Sie also Ihre Thüre auf; ich will fortgehen."

„Du hast das Schloß beschädiget," sagte Marsillat, indem er sich stellte, nicht aufmachen zu können. „Nun weiß ich nicht mehr, was ich thun soll. Gedulde Dich ich will's versuchen. Der Schlüssel ist zu Boden gefallen; hilf mir ihn suchen!"

Johanna argwohnte nicht, daß Marsillat den Schlüssel in seiner Tasche hatte. Treuherzig half sie ihm suchen. Marsillat näherte sich ihr, und umschlang sie, von Ungeduld hingerissen, mit seinen Armen.

„Lassen Sie mich, mein Herr," sagte Johanna, ihn mit Gewalt zurückstossend, „oder ich muß Sie für den falschesten aller Menschen halten."

„Wahrhaftig, Johanna, ich sah Dich nicht," erwiederte Marsillat, sich von ihr entfernend, „und ich finde Deinen Schrecken etwas lächerlich. Was befürchtest Du denn von mir? Ich bitte Dich nur um ein wenig Freundschaft und Du antwortest mir durch die grellste Verachtung."

„Oh, mein Herr, ich erlaube mir nicht, Sie zu verachten," entgegnete Johanna, „aber nun möcht ich denn

doch einmal nach Toull gehen, und Sie verhindern mich immer daran durch dieses Abhalten."

„Ich schwöre Dir, daß ich den Schlüssel suche . . . Doch ich will versuchen, das Schloß zu zerbrechen! Ach, ich habe mir die Hand verrenkt . . . Wahrlich, Johanna, Du bist recht grausam, mich so zu drängen und zu beschuldigen."

„Sie haben sich wehe gethan, Herr Léon! Oh, dieß thut mir sehr leid! Wie machen wir es, daß wir von hier wegkommen? Die Nacht rückt vor . . ."

Johanna ging zum Fenster, und sagte, die Hand hinausstreckend: — „Es regnet nicht; es ist ein Bach, der dort vorüberfließt, und uns getäuscht hat. Sehen Sie, Herr Léon, ich könnte wohl durch das Fenster hinauskommen. Es kann gar nicht tief sein, weil wir auf keiner Treppe heraufgestiegen sind."

„Großer Gott, halt, Johanna!" rief Léon aus, zu ihr hinspringend, und mit den Händen ihren Leib umfassend: „Da unten ist ein Abgrund."

„Nun, so lassen Sie mich los, Herr Léon, und drücken Sie mich nicht so; ich habe keine Lust, mich umzubringen."

„Oh!" sagte Marsillat, auf das Sopha sinkend, „welchen Schrecken hast Du mir eingejagt! . . Johanna, Johanna, Du weißt nicht, wie sehr ich Dich liebe, und ich selbst wußte es nicht . . Bei dem bloßen Gedanken, Du könntest hinunterstürzen, fühlte ich mein Herz brechen; ah! wie heftig es schlägt! Es ist mir wahrlich zu Muth, als müßte ich sterben."

Johanna, verlegen, und mit immer steigender Besorgniß, schwieg; auch Léon. Nach einigen Augenblicken, als sie sah, daß er seinen Platz nicht verließ, versuchte sie es wieder, die Thüre zu öffnen, aber vergebens. Léon regte sich nicht, und dachte auf ein Mittel, ihre Vorsicht durch eine neue Kriegslist einzuschläfern.

„Sind Sie krank oder schlafen Sie, Herr Léon?“ fragte Johanna mit einiger Ungeduld.

„Ich fühle Schmerzen, in der That,“ antwortete er mit dumpfer Stimme, „ich fühle heftige Schmerzen; ich habe mir die Hand verletzt, als ich die Thüre öffnen wollte, und kann mich jetzt ihrer nicht mehr bedienen. Unglücklicherweise hab' ich in der linken Hand keine Kraft. Warte, Johanna, sei nicht so ungestümm, wenn Du mich nicht zur Verzweiflung bringen willst. Es gibt ein Mittel, Dir den Ausgang zu verschaffen; ich will durch dieses Fenster springen, und Dir von außen öffnen, wenn der Sprung mich nicht tödtet.“

„Oh, thun Sie dieß nicht, Herr Léon,“ erwiederte Johanna erschrocken.

„Was ist also zu thun? Wir können nicht hinaus, und Du willst keine Minute länger dableiben.“

„Miteinander könnten wir die Thüre wohl aufsprengen, Herr Léon!“

„Unser zehn brächten sie nicht zum Wanken; das ist eine alte, ganz mit Eisen beschlagene Gefängnißthüre.“

„Herr Léon,“ sagte Johanna, von plötzlichem

Schrecken durchzuckt, „wenn Sie mich getäuscht haben, um mich hierher zu locken, wird Gott Sie strafen!“

„Ah, das ist ein abscheulicher Verdacht,“ erwiederte Léon. „Das ist zu viel! Geh von diesem Fenster weg, und lebe wohl!“

Johanna hatte sich zum Fenster hinausgeneigt. Es war etwas heller geworden, und das Nahen des Mondes gab dem Horizonte eine weiße Färbung; aber die Schlagschatten der umliegenden Anhöhen vermehrten die Dunkelheit, und der nebelbedeckte Boden wogte unter Johanna's Augen so unbestimmt, daß sie nicht ermessen konnte, ob die Tiefe vom Thurme aus zehn oder fünfzig Fuß betrage.

Der entschlossene, verzweifelte Ton Léon's erschreckte sie. Sie machte eine Bewegung, um ihn abzuhalten.

„Johanna,“ sagte er, sie an seine Brust drückend, „leb wohl für diese Nacht, leb wohl vielleicht für immer! Andere haben Dir schöne Verheißungen gemacht, um Dich zu verführen. Ich will mein Leben wagen, um Dir zu beweisen, daß ich Dich nicht verführen will. Sag mir wenigstens lebewohl, und gieb mir einen einzigen Kuß, den ersten, den letzten meines Lebens! . . Du erschrickst vor einem Kuße, Johanna! Seit einer Stunde hätte ich Dir tausend Küsse rauben können, und ich bitte Dich demüthig nur um einen einzigen, im Augenblicke, da ich mich in einen Abgrund stürze, um Dich zu verhindern, vor mir Furcht zu haben . . . Versag ihn mir nicht! Sieh, wenn ich da bleibe, kann

ich den Verstand verlieren; Dein Mißtrauen, Dein Schrecken, haben meinen Geist verwirrt. Oh! Johanna, ohne Deinen Verdacht wärest Du die ganze Nacht hindurch bei mir sicher gewesen . . . Nun, jag' mich fort . . . ja, jag' mich fort . . . denn ich bebe und spreche im Wahnsinne . . . Leb wohl, Johanna, nur noch diesen einzigen Kuß! . . ."

„Nein, mein Herr," erwiederte Johanna, sich losmachend; „keinen Kuß, niemals! Nicht daß ich dieß für ein großes Verbrechen hielte; ich will Claudine nicht verdammen. Für mich aber wär's eine Todsünde; ich will's Ihnen nicht verhehlen, und wenn ich einwilligte, so würde ich wohl schnell Ihnen durch dieses Fenster nachspringen, nicht um mich zu retten, sondern meinem Leben ein Ende zu machen."

„Oh, das ist Haß gegen mich! Tödtlicher Haß, oder Argwohn!" rief Marsillat mit überwältigender Wuth aus, als er alle seine Kniffe scheitern sah. „Johanna, das ist sehr unklug von Dir, und Du scheinst ein Vergnügen daran zu finden, mit meiner Vernunft und mit meinem Willen Dein Spiel zu treiben."

„Nein, Herr Marsillat," entgegnete Johanna sanft; „das ist nicht Haß. Ich fühle keinen Haß gegen Sie. Gott bewahre mich vor Haß gegen irgend Jemand! Aber dieß ist ein Gelübde, weil Sie mich denn zu diesem Geständnisse treiben, und ich würde verdammt werden, wenn ich es bräche."

„Ein Gelübde!“ rief Marsillat aus, den dieser Gedanke zu neuem Wahnsinne entflammte. „Oh, Johanna, ohne dieses Gelübde würdest Du mich vielleicht lieben. Nun denn, möge die Verdammniß auf mich zurückfallen! Du kannst mir diesen Kuß nicht bewilligen, das seh' ich ein; auch verlang ich ihn nicht mehr von Dir. Aber Du kannst mich nicht hindern, ihn wider Deinen Willen zu nehmen, und die ganze Sünde lad' ich dann auf mich allein. Nein, nein Du bist nicht strafbar deßwegen, weil Du nicht die Stärkeste bist . . . Versage, das ist Deine Pflicht . . . aber laß mich von meinem Rechte Gebrauch machen!“

Marsillat verfolgte die durch das Zimmer fliehende Johanna, als heftige Schläge die Thurmpforte erschütterten.

Dreiundzwanzigstes Kapitel.

Der Vagabund.

In dem Augenblicke, da Johanna das Schloß verlassen hatte, brachte Cadet, über dieses hastige Fortgehen erstaunt, Claudinen diese Nachricht, welche sich beeilte, Marie davon in Kenntniß zu setzen, und Marie, beunruhiget und erschrocken, zögerte nicht, ihre Mutter hiewegen um Aufschluß zu bitten.

Frau von Boussac nahm ihre Zuflucht zu der erhabenen Politik der Frau von Charmois, welche, da sie durch diese Entwicklung ihre kühnsten Wünsche noch übertroffen fand, sich geneigt erklärte, jedoch ohne die Mittel dazu angeben zu wollen, Wilhelm mit der Nothwendigkeit dieser Trennung auszusöhnen.

In der That hatte sich Frau von Charmois an diesem Abende eine Viertelstunde lang mit Wilhelm eingeschlossen; der junge Mann verließ das Zimmer niedergeschlagen und in sein Schicksal ergeben. Allein während die Unterpräfektin bei der Schloßfrau ihres Sieges sich rühmen wollte, kleidete sich Wilhelm eilig an, ging in den Stall, und sattelte dort ohne fremden Beistand, absichtlich die Zeit des Nachtessens der Dienerschaft benützend, Sport, ließ ihn sachte durch eine Hinterthüre hinausgehen, und galoppirte dann auf dem Wege nach Toull fort.

Johanna hatte einen Vorsprung von mehr als einer Stunde, und er trieb sein Pferd an, um sie einzuholen, und sie, noch bevor sie Toull erreichte, zur Verzichtung auf ihr Vorhaben zu bewegen. Allein er war schon am Berge Barlot und an den salzigen Steinen vorüber, ohne sie zu treffen, als er an einer Wendung des Weges auf Sir Arthur stieß, Aug' in Auge.

Die Nacht war noch ziemlich düster; aber der Engländer befand sich auf einem höheren Punkte, als Wilhelm, der ihn am Schattenrisse seines großen Strohhutes und am Kragen seines wassersichten Carrick er-

kannte, der sich auf dem hellen Hintergrunde der Luft abbildete.

„Halten Sie, Freund," rief er ihm zu, sich ihm nähernd, „und erkennen Sie mich!"

„Zu Pferd und auf der Reise?" erwiederte Sir Arthur; „Gott sei gelobt! Mein lieber Wilhelm ist geheilt!"

„Ja, Arthur, geheilt, völlig geheilt," versetzte Wilhelm mit bewegter Stimme. „Ich hätte Ihnen viel mitzutheilen; aber vor allem sagen Sie mir, ob Sie auf Ihrem Wege nicht Johanna begegnet sind."

„Johanna? Johanna ist um diese Zeit auch draußen? Seit Toull, von wo ich geraden Weges komme, ist mir keine Seele begegnet. Ich habe den ganzen Tag im Gespräche mit dem Pfarrer Alain zugebracht, und Niemand in Toull erwartete Johanna. Erklären Sie mir . . ."

„Arthur, Sie wissen alles. Sie haben eingesehen, daß ich Johanna liebte, und sich deßwegen entfernt; aber was Sie vielleicht nicht wissen, Arthur, ist: daß ich sie beleidiget habe, was sie bewog, zu fliehen. Mein Gott, mein Gott, welcher Schrecken durchschauert mich! Wo kann sie seyn?"

„Seit wann ist sie denn fort?"

„Seit einer oder zwei Stunden; ich weiß es nicht genau; die Minuten scheinen mir Jahre, seitdem ich sie suche . . ."

„Sie kann nicht weit seyn," sagte Herr Harley.

„Trennen wir uns! Ich will nach Toull zurück, unterwegs in allen Hütten nach ihr fragen, und Sie machen es auf dem Heimwege nach Bouſſac ebenſo. Sie wird ſich unfehlbar irgendwo verhalten haben.“

„Sie haben Recht, Arthur, trennen wir uns!“

„Noch eins, Wilhelm; warum dieſe lebhafte Unruhe? . . . Welche Gefahr kann Johanna in dieſer Gegend drohen, wo ſie bekannt iſt, und die Landleute gutmüthig und gaſtfreundlich ſind?“

„Mein Freund, ich fürchte daß Jemand zu Hauſe Johanna noch mehr beleidigt hat, als ich! Ich weiß es nicht . . . Ich vermuthe nur . . . Aber ich kann meine Mutter nicht anklagen! Ich fürchte Johanna's Verzweiflung!“

„Aber was können Sie ihr ſagen, um ſie zu beruhigen, Wilhelm? Sind Sie ermächtiget, ſie wieder nach Hauſe zu führen?“

„Arthur, ihr Platz iſt zu Hauſe, bei mir, zwiſchen meiner Schweſter und mir! . . Sie ſoll uns nicht mehr verlaſſen, und ich weiß, was ich ihr zu ſagen habe, um ſie wegen des Leides zu tröſten, das ich ihr zugefügt.“

„Wenn Sie entſchloſſen ſind, ihr ein Verhältniß anzubieten, welches Johanna's und Ihrer würdig iſt, Wilhelm, Sie kennen mich, ſo dürfen Sie darauf rechnen . . .“

„Sie verſtehen mich nicht, Arthur . . Ich werde Ihnen alles erklären . . . Doch jetzt iſt nicht der

Augenblick dazu; wir müssen Johanna suchen, und wiederfinden."

„Sie könnten sie wohl lange suchen!" sagte eine hohle Stimme in ihrer Nähe.

Wilhelm wendete den Kopf, und erblickte, unter einem Quersacke gebückt, und auf einen Stock gestützt, einen Menschen, der aussah wie ein Bettler, und langsam zwischen sein und Arthur's Pferd trat.

„Wer seid Ihr?" fragte der Engländer, ihn mit kampfkräftiger Faust am Kragen packend. „Wißt Ihr, wo die Person ist, von der wir sprechen?"

„Wenn Sie damit anfangen, mich zu erwürgen, so werde ich es Ihnen nicht sagen können," erwiederte Raguet mit großer Kaltblütigkeit.

In der Dunkelheit konnte Wilhelm die Züge des Meisters „Kuhschlinge" nicht unterscheiden und übrigens wär's auch zweifelhaft gewesen, ob er sich ihrer noch erinnern konnte. Dennoch dünkte ihm diese klägliche Stimme nicht unbekannt. Als er sah, daß Arthur ihn loslassen wollte, faßte nun er ihn an seiner zerfetzten Weste, die Frage des Engländers wiederholend: „Wer seid Ihr?"

„Ich bin ein armer Mann, der seine kärgliche Nahrung sucht," erwiederte Raguet; „doch thun Sie mir nicht so Gewalt an, und zerreißen Sie mir meine Kleider nicht, mein guter Herr; das würde Ihnen nichts helfen." Und Raguet drehte hurtig den Griff seines Stockes in seiner dürren und gewandten Hand, bereit,

nöthigenfalls damit dem Sport einen heftigen Schlag auf den Kopf zu versetzen, um den Reiter zu zwingen, ihn los zu lassen.

„Braver Mann," sagte Herr Harley sanft, „wenn Ihr ein junges Mädchen auf diesem Wege vorübergehen sahet, so zeigt uns an, wo sie seyn mag, und Ihr werdet dafür belohnt werden."

„Welches junge Mädchen suchen Sie?" fragte Raguet, der sich stellte, als sei er der Sache nicht gewiß.

„Wenn Sie Johanna meinen, die Tochter der Mutter Tula, die schöne Hirtin von Epnell, wie man sie in der Gegend nennt, so hab' ich sie gesehen, habe sie recht wohl gesehen, und weiß, welchen Weg sie genommen hat. Aber Sie sind nicht auf dem rechten Wege, meine Kinder, und Sie könnten die ganze Nacht hindurch von Toull nach Boussac spazieren, ohne sie zu treffen."

„Sagt also, wo sie ist!" rief Wilhelm aus. „Macht schnell!"

„Und wenn ich es Ihnen sage, und ich dabei schlecht wegkomme, was wird es mir eintragen?"

„Wie viel wollt Ihr?" fragte der Engländer.

„Ei, mein Herr, Sie sind vernünftig genug, um einzusehen, daß ein Dienst des andern werth ist. Und solche Dienste da zahlen sich, zahlen sich sogar theuer heut zu Tage. Sie haben keine gar zu guten Absichten auf das Mädchen, denn Ihrer sind zwei, und sie wird kein hinreichendes Mittel besitzen, sich zu vertheidigen, wenn sie Ihnen nichts will."

„Elender! Hütet Euch, so niederträchtige Vermuthungen zu äußern, und sprecht, oder ich erwürge Euch!“ rief Wilhelm außer sich, den Vagabunden schüttelnd.

„Sachte, mein Kleiner, sachte!“ versetzte Raguet; „nehmen Sie sich in Acht, daß Sie sich nicht erhitzen. Man geht mit den armen Leuten nicht so grob um, ohne es nicht früher oder später zu bereuen.“

„Seien Sie ruhig, Wilhelm,“ sagte Arthur, „und lassen Sie diesen alten Narren sich erklären. Nun, Ihr wißt wahrscheinlich, wer wir sind, und wollet Geld. Ihr sollt Geld bekommen; sprecht schnell, oder wir werden glauben, daß Ihr uns foppen wollet, und nichts mehr anhören.“

„Ich bin nicht Ihres Gleichen,“ entgegnete der kluge Raguet. „Ich kenne Sie nicht. Ein armer unglücklicher Mann, wie ich, kennt die großen Stadtherren nicht. Aber man weiß wohl, daß die großen Stadtherren bei Nacht den hübschen Mädchen nachlaufen, und man weiß auch, daß Johanna von Epnell berühmt ist. Zudem sind Sie nicht die Ersten, welche sie hier suchten; ich bin erst zuvor einem Anderen begegnte.“

„Einem andern,“ rief Wilhelm vor Wuth bebend aus . . . so sprich, wo ist er?“

„Er hat das Mädchen irgendwohin geführt, wo Sie sie niemals finden werden“, antwortete Raguet boshaft. „Guten Abend, meine liebe Herren! der gute Gott stehe Ihnen bei!“

Und eine unvermuthete Bewegung machend, mit einer Kraft, die man seinem schwachen Rücken niemals zugetraut hätte, machte er sich von dem krampfhaften Griffe Wilhelms los, und that einige Schritte vorwärts, sich schüttelnd, wie ein der Falle entgangener Wolf.

„Willst Du einen Louisd'or, zwei Louisd'or, um die Wahrheit zu sagen?“ fragte ihn der ruhige und kluge Herr Harley, der ihn schnell wieder einholte.

„Fünfzig Franken für Ihren Theil, und fünfzig Franken für den Theil Ihres Gefährten, mehr verlang ich nicht! . . . Aber wenn ich Ihnen sage, wo die Liebenden sind, so führt Sie dieß noch nicht hin, außer Sie kennen die Gegend, und dessenungeachtet muß man unsere Wege mehr als hundertmal gemacht haben, um sich nicht zu verirren.“

„Führe uns, Du sollst hundert Franken bekommen.“

„Oh! hundert Franken, um der Ungelegenheit willen, von meinem Wege abzuweichen! Ein Mann von meinem Alter! Nein, mein Herr, das kann Ihr Ernst nicht sein.“

„So sagt, was Ihr verlangt, und geht voran!“

„Das wäre wohl das Doppelte werth!“

„Es gilt das Doppelte, und wenn Ihr die Wahrheit sagt, werdet Ihr noch etwas darüber bekommen. Wir wollen aber nicht betrogen werden, und hoffet nicht, uns in einen Hinterhalt zu locken. Wir sind bewaffnet, und auf unserer Hut.“

„Das heißt: Sie fürchten sich! Nun denn, ich fürchte mich auch. Die Wölfe haben Furcht vor den Menschen; die Menschen fürchten den Teufel; Jedermann auf der Welt hat Furcht."

„Was fürchtet denn Ihr?"

„Auch betrogen zu werden. Wenn Sie mir, anstatt mich zu bezahlen, Ihre Pistolen zeigten! Ich wünschte Ihre Namen zu erfahren, um mein Geld morgen bei Ihnen verlangen zu können, wenn Sie heute Abend Ihr Wort nicht halten."

„Dieser Mensch hat uns zum Besten," sagte Wilhelm zu seinem Freunde. „Es ist unmöglich, daß Johanna nicht allein sei; Arthur, machen Sie sich von diesem Bettler los, und ziehen wir unsers Weges."

Als Raguet Herrn Harley unschlüssig werden sah, besann er sich eines andern. Er wußte zu gut, mit wem er es zu thun hatte, um zu befürchten, daß ihm das Versprechen nicht gehalten würde, und sein Mißtrauen war nur ein Spiel seines verachtenden und spöttischen Geistes.

„Hören Sie," sagte er, „ich laufe Gefahr dabei, für mehr als zwei hundert Franken Gefahr, ganz gewiß! Aber das gilt mir gleich; ich werde Sie schon wieder finden, und Sie vor aller Welt beschämen, wenn Sie mich nicht ordentlich belohnen. Also auf! Folgen Sie mir dorthin!"

Er schlug den Weg nach Lavaufranche ein, den er

seit einer halben Stunde wie eine sorgsame Schildwache besetzt hatte.

„Ich versichere Ihnen, daß dieser Bösewicht uns irre führt," sagte Wilhelm zu Sir Arthur. „Er lockt uns in irgend ein Raubnest, und alles dieß kann uns nur aufhalten."

„Versuchen wir es immerhin," erwiederte Herr Harley.

„Frisch aufgetreten, meine Herren," mähnte Raguet; „Sie rücken nicht recht vorwärts, und haben doch acht Beine zu Ihrer Verfügung."

„Ihr seid's, der nicht rasch genug geht," entgegnete der Engländer. „Weiset uns den Weg, anstatt unsern Marsch zu verzögern, indem Ihr Euch wie ein Frosch vor unsern Pferden hinschleppt.

Meinen Sie, mein Herr," versetzte Raguet, indem er seinen Quersack unter einen großen Stein legte, wo er ihn sicher wieder finden konnte; denn er war mit einem Kreuze bezeichnet, und heiligte so die verfluchte Vierung des Kreuzweges, dieser stets dem Hexentanze geweihten und oft vom Teufel besuchten Plätze, wenn sie nicht durch das Zeichen der Religion davor bewahrt sind.

Und alsogleich stand der gebückte Bettler aufrecht, der schwächliche Greis schien Siebenmeilenstiefel angezogen zu haben, und begann mit solcher Leichtigkeit den Reitern voran zu laufen, daß die Pferde Mühe hatten, ihm zu folgen.

Am Fuße des Berges Monbrat angekommen, blieb er stehen.

„Nun sind wir an Ort und Stelle, meine Herren," sagte er, „und Sie belieben mich nun zu bezahlen, oder ich wecke die Leute in der Meierei, und Sie werden nicht, wie Sie wünschen, am Thore des Schlosses des Herrn Marsillat ankommen."

„Marsillat!" rief Wilhelm aus, der nun die Ruine erkannte, worin er früher öfter mit dem jungen Licentiaten der Rechte gefrühstückt hatte. Er sprengte den Fußpfad des Berges in gestrecktem Galoppe hinauf, während Sir Arthur dem Raguet zwölf Goldstücke auszahlte, ohne den Kolben einer Pistole fahren zu lassen, die er während dieses Rittes für jeden Fall in Bereitschaft gehalten hatte.

„Nun laßt meine Zügel los, oder ich zerschmettere Euch das Gehirn," drohte er dem Vagabunden, nachdem er ihm das Geld gegeben.

Raguet sah im Dunkel das Gold des Engländers, und den Stahl seiner Waffe blinken. Er gehorchte, betastete und zählte hurtig seine Louisd'or, und sagte dann, ihm eilig nachlaufend:

„Sie werden den Schlüssel zum Hofschlosse im ersten Steine rechts finden, ohne ihn können Sie nicht hinein. Das Thürmchen liegt auch rechts; auf der Wiese ist ein Gang, und dann kommt eine einzige Thüre, welche nicht so fest ist, als sie zu sein scheint. Sie haben mich gut bezahlt; ich bin zufrieden. Marsillat

ist ein armseliger Filz, der einen Menschen vor seiner Thüre Hungers sterben ließe. Wenn Sie mich ihm verrathen, bin ich ein Kind des Todes; aber zuvor sollten Sie bald von mir hören." Somit verschwand er.

Arthur holte Wilhelm bald ein. Seiner selbst mächtig, hielt er den jungen Mann am Schloßthore an.

„Freund," sagte er zu ihm, „was wollen Sie thun? Es ist möglich, daß man uns betrogen hat; es ist sogar sehr wahrscheinlich. Was berechtiget zu der Annahme, daß Marsillat Johanna, wider ihren Willen, vom Wege nach Toull bis hierher fortgeschleppt habe? Und Sie werden nicht vermuthen, daß dieses edle Wesen dem Entführer freiwillig gefolgt sei! Und halten Sie übrigens Marsillat einer solchen Frevelthat fähig?"

„Ich halte ihn einer jeden fähig! Eilen wir, Arthur; eine Ahnung sagt mir, daß Johanna hier ist und in Gefahr schwebt."

„Und doch ist dieß nicht sehr glaublich. Beruhigen Sie sich also, Wilhelm, und lassen Sie uns einen Vorwand suchen, um bei Ihrem Freunde zu solcher Stunde und so unverhofft einzusprechen."

„Er, mein Freund! Er war es nie, der niederträchtige Mensch!"

„Lieber Wilhelm, die Eifersucht reißt Sie hin, und führt Sie irre. Marsillat ist vielleicht sehr unschuldig. Jedenfalls ist kaltes Blut hier nöthig. Mit welchem Rechte wollen wir mit bewaffneter Hand einen Haus-

Besuch bei einem Manne machen, mit dem wir nur immer in freundschaftlichen Beziehungen standen?

„Wilhelm, ich glaube und wage es zu sagen, daß Johanna mir wenigstens eben so theuer, wie Ihnen, und ihre Ehre mir heiliger ist, als meine eigene. Und dennoch kann ich mich nicht entschließen, auf das Wort eines Räubers hin, sie hier mit der Pistole in der Hand thöricht fordern zu wollen. Ich habe nicht gezögert, jenem Vagabunden zu folgen, ich zögere eben so wenig, Johanna selbst in der Wohnung des Herrn Marsillat zu suchen; allein ich möchte, daß dieß alles den Gesetzen der Ehre, des Wohlwollens und der Billigkeit gemäß geschähe."

„Arthur," erwiederte Wilhelm, heftig den Arm seines Freundes drückend, „es ist mir unmöglich, ruhig zu seyn; mein Kopf glüht, und mein Blut kocht in meinen Adern . . . und doch bin ich auf Johanna nicht eifersüchtig, und nicht verliebt in sie . . . wenigstens bin ich es jetzt nicht mehr . . . und vielleicht bin ich es nie gewesen . . .

„Es war eine Verirrung meiner Einbildungskraft, eine heilige Naturmahnung, die in mir sprach, wider mein Wissen. Arthur, Ihnen allein auf der Welt kann und darf ich es anvertrauen, denn Sie wollen und sollen Johanna's Gatte werden . . . Johanna ist die Tochter meines Vaters! Johanna ist meine Schwester . . . Urtheilen Sie nun, ob ich das Recht habe, sie zu suchen, selbst in den Armen Marsillat's, und ob

ich nicht das Recht habe, sie mit bewaffneter Hand einem Niederträchtigen zu entreißen."

Herr Harley, über diese Offenbarung einen Augenblick bestürzt, gewann schnell wieder seinen Gleichmuth und seine Geistesgegenwart.

„Wilhelm," sagte er, „lassen Sie mich zuerst sprechen, lassen Sie mich handeln, und beherrschen Sie sich, was auch geschehen möge."

Er stieg ab, suchte den ihm von Raguet bezeichneten Schlüssel, und öffnete das Schloß. Um jede Uebereilung seines Freundes zu verhüten, ließ er ihn links gehen, um die Wiese zu durchforschen, und wendete sich, ohne es ihm zu sagen, gegen das Thürmchen. Er drang in den Gang ein, stieß an Finaud an, der seit einer Stunde geduldig an der Thüre kratzte, schmiegte dicht an dieselbe sein Ohr, und hörte Marsillat's wiederhallende Stimme, der mit Nachdruck die Worte sprach: „Thut nichts, Johanna! Wider Deinen Willen! Du wirst wegen eines Kusses nicht verdammt werden!"

Und eilige Schritte ertönten in dem hallenden gewölbten Gemache. Arthur vernahm, wie Jemand mit beiden Händen hastig nach der Thüre griff, und mit Herzensangst sie zu erschüttern suchte.

„Lassen Sie mich, Herr Léon, Sie jagen mir Furcht ein," sagte zu gleicher Zeit Johanna mit bebender Stimme. „Wollen Sie Ihren Scherz treiben, so ist dieß sehr grausam, ich nehme mir lieber das Leben, als daß ich mit solchen Dingen scherze."

In diesem Augenblicke, um Marsillat von seinem strafbaren Vorhaben abzuziehen, klopfte Herr Harley ungestüm und mit ungewöhnlicher Kraft an die Thüre. Wilhelm war schon hinter ihm.

„Ah, Dank Dir, mein guter Gott;" rief Johanna aus; „hier kommen Leute, die Sie beschämen werden, Herr Léon."

„Johanna," erwiederte Marsillat mit leiser Stimme, „schweig, oder Du bist des Todes!"

„Oh, tödten Sie mich, wenn Sie wollen; ich werde nicht schweigen."

Aber sie schwieg doch, als sie Marsillat seine Jagdflinte laden hörte, die er eben hastig aus dem Futterale gezogen hatte, und deren Lauf er gegen die Belagernden richtete.

„Johanna," sagte er, immer mit leiser Stimme, „der erste wider meinen Willen Eintretende soll es theuer büßen! . . . Wenn Du das Unglück hast, ein Wort zu sagen, einen Schrei zu thun, eine Bewegung . . . öffne ich . . . und tödte! . . ."

„Herr Marsillat," erwiederte Johanna im nämlichen Tone, „um des guten Gottes willen, machen Sie ruhig auf. Ich werde nichts sagen, mich über Sie nicht beklagen. Richten Sie kein Unglück an; ich verlange nur fortzugehen, ohne daß man auf mich Acht habe, und niemals werde ich sagen, daß Sie mir Furcht einjagen wollten."

Das Klopfen an die Thüre dauerte fort, und so

stark, daß sie in ihren Angeln erschüttert wurde. Da aber noch immer keine Stimmen sich vernehmen ließen, dachte Marsillat ernstlich, daß es nur Räuber seyn könnten. Er flüsterte dieß Johanna zu, und rieth ihr, in den Alkoven zu treten, aus Besorgniß vor einer Kugel.

„Wenn es Räuber sind," versetzte Johanna, „so werde ich gerne beistehen, Sie zu vertheidigen, Herr Léon. Ich bin nicht furchtsam. Wenn ich nur hernach fortgehen kann; dieß ist alles, was ich will."

„Wohlan, mein tapferes Mädchen," sagte Marsillat mit Entschlossenheit und kaltem Blute; „nimm meine andere Flinte, die an der Mauer hängt, dort, über dem Kamine, und halte Dich hinter dem Thürklopfer, um sie mir zu reichen, wenn ich die erste abgeschossen habe. —

„Wer da?" rief er mit lauter Stimme; „was wollt Ihr?"

„Machen Sie auf, Herr Marsillat," sagte Sir Arthur; „ich habe mit Ihnen in einer sehr wichtigen und sehr dringenden Angelegenheit zu sprechen."

„Oh! oh! mein Herr," erwiederte Marsillat; „Sie sprechen sehr gebieterisch, und klopfen sehr stark. Ist dieß Ihre Art, die Leute zu wecken? Lassen Sie mir Zeit, mich anzukleiden. — Du," sagte er schnell zu Johanna, „verstecke Dich hinter meine Bettvorhänge, wenn Du nicht willst, daß ich Deinem eifersüchtigen Engländer eine Kugel durch den Kopf schieße."

„Ich soll mich hinter Ihr Bett verstecken?“ versetzte Johanna. „Oh nein, mein Herr, niemals! ich will mich nicht verstecken.“

„Wie Du willst,“ sagte Marsillat. „Du wirst deßwegen nicht minder für meine Geliebte gelten, und die Folgen davon schon erfahren. Nach Deinem Belieben, mein Liebling!“

„Wohlan, Herr Harley“; fuhr er mit lauter Stimme fort, „wenn Sie müde sind, meiner Thüre mit Faustschlägen zu liebkosen, so werden Sie mir es sagen! Ich setze Sie in Kenntniß, daß ich nicht allein bin, und Ihnen nicht aufmachen werde. Erwarten Sie mich auf der Wiese, und in einiger Entfernung, bitt' ich. Ich werde mich erkundigen, was zu Ihren Diensten steht.“

„Sie werden aufmachen, mein Herr,“ rief Wilhelm, unfähig sich länger zu enthalten, „und uns die Mühe ersparen, die Thüre einzusprengen.“

„Ah, ah! sind Ihrer zwei?“ entgegnete Marsillat mit kaltem, verachtendem Tone. „Wohlan, zerbrechen Sie die Thüre, meine Herren, wenn Sie den Muth dazu haben. Vier Kugeln stehen zu Ihren Diensten, denn ich gedenke nicht, Ihnen meine Geliebte sehen zu lassen.“

„Dieß wird also einen Kampf auf Leben und Tod geben!“ rief Wilhelm aus; „denn auch wir sind bewaffnet, und wir wollen hinein.“ Und er schüttelte die Thüre mit zorngestählter Faust.

Als Marsillat sah, daß die Thüre wich, und der

Riegel am Schlosse aus der frisch getünchten Mauer trat, gab er den Gedanken auf, sich zu vertheidigen. Es schien ihm seiner unwürdig, an einem eifersüchtigen Kinde sich anders als durch Verachtung und Spott zu rächen. Er trat zurück, um die Thüre einfallen zu lassen, und suchte im Finstern Johanna, um sie vor jeder Verletzung zu bewahren.

Aber Johanna war wie durch einen Zauber verschwunden. Er glaubte, sie habe sich hinter das Bett versteckt, und wollte sich eben davon überzeugen, als die Thüre krachend einstürzte. Sir Arthur drang zuerst hinein, mit unbewaffneten Händen, mit seinem Leibe wie mit einem Walle Wilhelm deckend, ungeachtet der ungestümen Wuth des jungen Mannes, der ihm, eine Pistole in jeder Hand, voranzukommen suchte.

„Sehr gut, meine Herren, vortrefflich!“ sagte Marsillat. „Ich könnte Sie wie Räuber empfangen, da es Ihnen beliebt, Ihre Fieberanfälle von Eifersucht zu vereinigen, und so eben in meine Wohnung auf eine unanständige und grobe Weise zu brechen. Doch ich fühle Mitleiden mit Ihrem lächerlichen Betragen, und verlange von Jedem von Ihnen eine lojalere und würdigere Genugthuung als verrätherischen Ueberfall; Zwei gegen Einen, im Finstern!“

„Auf der Stelle, wenn Sie wollen, mein Herr,“ erwiederte Wilhelm. „Der Mond geht auf, und Ihr Hof ist groß genug, um die beliebige Sellung nehmen zu können.“

„Nein, meine Herren, morgen," sagte Marsillat; „es ist ein Frauenzimmer da, welches ich nicht noch mehr erschrecken will. Ich werde ruhig sein, bis Sie mir die Ehre erwiesen haben, fortzugehen."

„Wir werden nicht fortgehen, bis wir Sie aufgefordert, und, wie ich hoffe, bewogen haben, jenes Frauenzimmer aus Ihrer Wohnung fortgehen zu lassen," entgegnete ganz kaltblütig Herr Harley; „denn wir wissen, Herr Marsillat, daß sie wider ihren Willen sich hier befindet."

„Das lügen Sie," rief Léon aus, „und da Sie mich zur Vertheidigung zwingen, so erkläre ich Ihnen, daß Sie sich meinem Bette nicht eben so leicht wie meiner Thüre nähern werden."

„Johanna!" rief Wilhelm, „geh aus deinem Verstecke hervor, antworte! . . . Fürchte nichts, wir kommen, Dich zu beschützen."

„Sie sehen, meine Herren," entgegnete Léon ironisch, „daß die Person, welche Sie Johanna zu nennen belieben, nicht da ist, oder, wenn sie da ist, kein großes Verlangen nach Ihrem Schutze trägt; denn sie antwortet Ihnen nicht."

„Wenn sie nicht antwortet," versetzte Wilhelm, „so ist sie ohnmächtig oder todt; aber mögen Sie dieselbe mißhandelt oder ermordet haben, sie wird dennoch von dieser Stätte weggebracht, müßten Sie auch sogleich als der verworfenste und niederträchtigste Bösewicht gezüchtiget werden."

Der Mond begann am Horizonte über die Anhöhen emporzuschweben, und der frische Wind, welcher oft den Aufgang dieses Gestirnes begleitet, fegte die Wolken vor ihm weg. Sein klares Licht quoll in das Innere des Thürmchens, und Sir Arthur, eben so scharfen Blickes als hellen Verstandes, hatte sich bereits überzeugt, daß das Bett unberührt, und die Vorhänge geöffnet waren, daß in diesem kleinen Zimmer von alter Bauart kein Schrank, kein Cabinet sich befand, worin Johanna versteckt sein konnte.

Sie mußte also in dem Augenblicke, wo Wilhelm und er in das Zimmer stürzten heimlich hinausgegangen sein, und den ersten Moment der Verwirrung benützt haben, um sich behend fortzuschleichen. Diese Erwägungen gaben Sir Arthur die Ruhe wieder, welche ihn zu verlassen begann.

„Wilhelm," sagte er zu dem jungen Barone, „lassen Sie sich nicht so durch den Verdacht und die Furcht beherrschen. Johanna ist nicht hier; sie ist schon auf die Wiese geflohen; gehen Sie zu ihr, und lassen Sie mich mit Herrn Marsillat sprechen."

„Johanna kann nicht lügen, Johanna wird mir die Wahrheit sagen," rief Wilhelm, hinauseilend. „Wehe Ihnen Marsillat, wenn ihr Zeugniß Sie verurtheilt!"

„Herr Marsillat," begann Sir Arthur, als er mit ihm allein war, „ich werde mir nicht erlauben, Ihr Betragen zu würdigen, denn ich weiß nicht, durch welche Kunstgriffe Sie Johanna zu bewegen wußten, hierher

zu kommen. Aber ich weiß, daß sie rein fortgegangen ist, und will gerne glauben, daß Sie hofften, sie ohne die Absicht einer Gewaltthat zu besiegen."

„Verschonen Sie mich mit Ihren Auslegungen meines Betragens und meiner Absichten, mein Herr," antwortete Léon. „Ich habe Niemanden Rechenschaft zu geben, und an Ihnen ist es, mir Ihr eigenes Benehmen und Ihre eigenen Absichten zu erklären. Ich erwarte von Ihnen unverzügliche Entschuldigungen, oder eine baldige Genugthuung."

„Wäre ich unüberlegt verfahren," erwiederte Herr Harley, wäre ich in dieses Zimmer ohne die Gewißheit getreten, Johanna darin zu finden; hätte ich sie nicht gegen Ihre Unternehmungen protestiren hören, kurz, mich getäuscht, so würde ich Ihnen alle möglichen Entschuldigungen machen, und nicht Ihre Forderung einer Genugthuung erwarten, um sie Ihnen anzubieten.

„Aber ich habe an Ihrer Thüre gehorcht, und diese Handlung zum erstenmale, und, wie ich hoffe, zum letztenmale in meinem Leben begangen. Ich schäme mich ihrer nicht; denn ich bin jetzt berechtiget, die Ehre eines armen Mädchens gegen Ihre verbrecherischen und unanständigen Prahlereien zu schützen. Da ich jedoch in ihren Augen diese kostbare Ehre dadurch verdächtigen würde, daß ich ganz einfach zum Verfechter derselben mich aufwürfe, ist es mir sehr angenehm, Ihnen mein Recht, hier zwischen Johanna und Sie zu treten, nachweisen zu können."

„Ja," sagte Marsillat mit bitterm Lächeln, „gerade dieß wünschte ich zu wissen. Welch größeres Recht, als ich, haben Sie auf ein sehr schönes Mädchen, das Sie gewiß nicht heirathen wollen, da Sie schon verheirathet sind?"

„Verheirathet? Ich? Wer hat Ihnen dieses lächerliche Mährchen aufgebunden! Man hat Sie getäuscht, mein Herr; ich bin frei, und meine Absicht ist, Johanna zu heirathen, selbst nach der häckligen Prüfung, die sie hier bestanden, selbst mit dem Wagnisse, mich lächerlich zu machen, wozu Sie bei dieser Gelegenheit das Ihrige beizutragen ohne Zweifel gedenken. Es darf Ihnen daher nicht auffallend scheinen, daß ich als Bewerber um Johanna's Hand gekommen bin, sie Ihren beleidigenden Angriffen zu entziehen.

„Für mich selbst hätte ich mir den Eintritt bei Ihnen nicht durch Erbrechen der Thüre erzwungen. Ich bin geneigt zu glauben, daß Sie mir, nach kurzer Verständigung, diese Thüre würden geöffnet haben, welche der Ungestüm meines jungen Freundes wider meinen Willen zerschmettert hat. Aber Wilhelm wurde von einer tief in seinem Charakter liegenden Aufregung hingerissen, von einem, ich möchte sagen väterlichen Gefühle der Entrüstung und Sorge.

„Er hatte mir eben erst, mit dem Rechte eines Pathen, das heißt: eines einzigen Beschützers und einzigen Wahlverwandten der Waise, ihre Hand bewilliget, und mich zu ihrem Vertheidiger bestellt. Ich weiß, mein

Herr, daß Ihnen dieß alles sehr lächerlich scheint, und welchen Spöttereien ich durch die Offenheit meiner Sprache mich bloßstelle; deßwegen betrachte ich Sie von heute an als den Feind meiner Ruhe und meiner Ehre, in der Vergangenheit, in der Gegenwart, und in der Zukunft, und bitte Sie, mir den Tag und die Stunde zu bezeichnen, wo es Ihnen gefällig seyn wird, mir Genugthuung zu geben."

„Also, mein Herr, Sie, der Angreifer, spielen den Beleidigten und Herausgeforderten, weil es Ihnen beliebt, ein Mädchen zu heirathen, welches der kleine Baron zu verführen nicht verstanden hat? Das ist bewundernswerth! Ich nehme die Rolle an, die Sie mir zutheilen; wenn ich mich nur mit Ihnen schlage, mehr verlange ich nicht."

„Nehmen Sie es, wie Sie wollen, mein Herr; ich überlasse Ihnen die Wahl der Waffen und alle Vortheile des Duells. Ich bitte Sie nur, es auf morgen früh festzusetzen."

„Nein, mein Herr, ich vertrete übermorgen vor Gericht eine Rechtssache, von der die Ehre und Existenz einer achtungswerthen Familie abhangen. Wir haben heute Montag. Ich reise mit Tagesanbruch nach Guéret. Wir wollen unsere Angelegenheit bis zu meiner Rückkehr verschieben, das heißt: bis Mittwoch Vormittags."

„Einverstanden, mein Herr, und ich hoffe, daß Sie bis dorthin ein anderes Genugthuungsversprechen weder verlangen noch geben werden."

„Ich verstehe Sie, Arthur," erwiederte Marsillat mit dem Wohlwollen eines vollkommen ruhigen und muthigen Mannes. „Sie wollen Ihren jungen Freund meiner Ahndung entziehen. Bewegen Sie ihn, die Beleidigungen zurückzunehmen, womit mich heimzusuchen es so eben ihm beliebt hat, und ich verspreche Ihnen, sie ihm zu verzeihen."

„Dazu würde ich ihn niemals bringen, mein Herr, und möchte es selbst nicht versuchen. Doch Ihr Unwille mag sich bis zum Augenblicke des Duells zufrieden stellen, wo Ihrer Ehre Genüge geschieht, wenn ich dabei unterliege."

„Ich weiß, daß Wilhelm ein Kind ist, und daß ich ihm hinreichenden Unterricht im Schießen und Fechten gegeben habe, um ein Zusammentreffen zu wünschen, bei dem er unfehlbar im Nachtheile sein wird. Rechnen Sie also auf meine Großmuth, und bewirken Sie wenigstens, daß er mich diesen Abend nicht auf's Aeußerste bringe."

„Da ich in dieser Beziehung für nichts gutstehen kann, so haben Sie die Güte, sich nicht mehr dem Ungestüme dieses jungen Mannes auszusetzen; ich will ihn aufsuchen und fortbringen. Ich bitte Sie, Ihr Zimmer nicht zu verlassen.

„Gut, ich verspreche es Ihnen, Arthur. Aber noch haben wir wegen des Ortes und der Waffen nichts ausgemacht?"

„Bestimmen Sie hierüber. Ich erwarte morgen früh ein Billet von Ihnen, und werde mich nach Ihren Wünschen richten. Ich bin in keiner Kampfart geübt; die Wahl ist mir also gleichgültig."

Teufel! Es thut mir Leid, dieß zu hören! Ich weiß eben so gut mit dem Degen, wie mit der Pistole umzugehen."

„Ich weiß es, desto besser für Sie."

„Wir lassen das Loos entscheiden!

„Wie es Ihnen belieben wird!"

Herr Harley grüßte Léon, und entfernte sich eilig. Wilhelm kam zum Thurme zurück, voll Unruhe. Er war allein.

„Arthur," rief er aus, „Johanna ist nicht zu finden. Ich habe sie in allen diesen Ruinen gesucht. Sie kann nur im Thurme seyn. Marsillat hat sie irgendwo versteckt. Entweder ist sie geknebelt oder todt! Ich wittere ein abscheuliches Verbrechen. Lassen Sie mich! Lassen Sie mich wieder hineingehen! Ich will diesen Bösewicht erwürgen. Ich will ihm die Wahrheit entreissen; ich will in seinem schändlichen Raubneste alles zertrümmern!"

„Nein, Wilhelm, nein!" erwiederte Herr Harley. „Ich habe alles beobachtet, seine Haltung, seine Stimme, alle Theile seiner Wohnung. Johanna's Hund ist mit uns in den Thurm gegangen; er ist nicht mehr dort, und hier seh ich ihn auch nicht. Es schien mir, als hörte ich ihn draußen bellen und heulen, während ich

mit Léon sprach. Johanna ist entflohen, zweifeln Sie nicht daran. Wir werden sie auf dem Wege finden."

„Ihr Vertrauen ist unsinnig, Arthur! Ist Johanna hier, so lassen wir sie in der Gewalt dieses Elenden! Nein, nein, ich will ohne sie nicht von hier weggehen!"

„Halt," entgegnete Arthur, ihm das düstere Portal der alten Veste weisend. „Sehen Sie dort nicht Jemand stehen! Das ist sicher Johanna!"

Sie eilten auf das Fallgatter zu, an welchem in der That so eben ein Schatten schnell vorüber glitt.

Aber dieß war nicht Johanna, sondern Raguet, die Kuhschlinge, der ihnen ein Zeichen gab, ihm zu folgen.

Vierundzwanzigstes Kapitel.

Unglück.

Raguet schritt dahin, vorsichtig hinter sich blickend, und beeilte sich, Wilhelm und dessen Freund hinauszubringen.

„Sie suchen das Mädchen," sagte der wachsame Spion, „und ohne mich werden Sie es nie finden. Wie viel geben Sie mir dafür?"

„So viel Du willst, Freund!" antwortete Wilhelm. „Du hast uns nicht betrogen; wir wollen daher bei Dir nicht zählen."

„Ei ja, mein junger Herr, zählen Sie, zählen Sie!“ sagte Raguet, seinen Hut hinhaltend.

Wilhelm nahm eine Hand voll Geld aus seiner Tasche, und warf es in den schmutzigen Hut des Bettlers, in der That ohne zu zählen.

„Das geht gut; diese Nacht ist nicht schlecht,“ äußerte Raguet; „Kinder kommen Sie mit mir!“

Er führte sie die äusseren Mauren des alten Schlosses entlang bis an einen Ort, wo er stehen blieb. Dort war der durch den Einsturz der Ruine gebildete Boden vom Schutte befreiet und ausgetieft, dem Anscheine nach, um vom Boden das kleine, aber von seinen alten eisernen Gitterstangen entblößte Fenster zu entfernen, welches das zum Absteigquartier Marsillat's bestimmte Thürmchen erhellte.

Man hatte die gegen die ersten Stockwerke aufgehäuften Erd- und Kiesschichten weiter zurückgeworfen, und jenes Fenster erhob sich dadurch ungefähr fünf und zwanzig Fuß hoch senkrecht über eine Art von Laufgraben, der nur die theilweise Wiederherstellung des alten Beckens der Schloßgräben war. Marsillat, der oft die Nächte in dieser einsamen und öden Behausung zubrachte, hatte sich in seinem kleinen Winkel so gut als möglich verschanzt.

„Wo führst du uns hin?“ fragte Wilhelm, als Raguet mit der Spitze seines Stockes auf den Boden des Laufgrabens wies.

„Dort ist sie,“ sagte Raguet sehr leise, und hinter

einen Haufen Trümmer sich versteckend, um vom Fenster des Thürmchens aus nicht gesehen zu werden. Dann hob er seinen Stock auf, wies auf das Fenster, deutete mit dem Stocke die Richtung von oben nach unten an, und äußerte mit dem Ausdrucke grausamer Gleichgültigkeit:

„Es ist nur ein kleines Unglück dabei, daß die Frauensperson todt ist! . . Gehen Sie aber doch hin, um sie anzuschauen . . . Ich könnte nicht darauf schwören . . . Ich habe sie wohl fallen sehen, aber ich wollte nicht zu ihr hingehen . . . bin nicht so dumm! . . Wenn die Sache zum Gericht käme, würde man es wieder m i r in die Schuhe schieben."

Und Raguet verschwand wie das vorigemal. Er fürchtete Marsillat; aber dieser, welcher von der Schwelle seines Thürmchens aus Wilhelm und Arthur hatte fortgehen sehen, suchte Johanna auf der Wiese, und rieb sich bei dem Gedanken die Hände, sie in irgend einem Winkel gekauert und zitternd wieder zu finden.

Arthur und Wilhelm waren schon im Laufgraben unten. Mehr todt als lebendig trieben sie vergebens sich im Dunkel herum. Johanna war nicht dort.

„Dem Himmel sei's gedankt!" sagte Arthur. „Dießmal hat uns der Vagabund betrogen."

„Ach, nein," erwiederte Wilhelm, „denn hier ist Johanna's Mantel;" und er hob die Capuze des jungen Mädchens auf.

. . . Sie erreichten den Hintergrund der Schlucht, der

Richtung des Laufgrabens folgend, immer suchend, aber ohne es mehr zu wagen, ihre traurigen Bemerkungen auszutauschen.

Im Hintergrunde dieser engen Schlucht sprudelt ein dünner krystallener Wasserstrahl hervor, und murmelt zwischen den Felsen dahin. Hier ist die Quelle, welche inmitten großer Blöcke von weißem Steine entspringt, und mit dem leisen Geplätscher eines beständigen Regens nach außen fließt. Wilhelm lief diesen steinernen Bänken zu, und stieß einen Freudenschrei aus, als er deutlich ein Frauenzimmer am Rande der Quelle sitzen sah.

Der wolkenlose Mond goß sein volles Licht über sie. Johanna war's, regungslos, blaß wie der Tod, aber das Lächeln auf ihren Lippen, die Hände gefaltet, in träumerischer, ruhiger Stellung. Finaud lag zu ihren Füssen.

„Johanna!" rief Wilhelm, vor ihr auf die Knie sinkend, „Du bist gerettet! Gott sei tausendmal gelobt!"

„Oh, es ist nichts, gar nichts, mein Pathe," sagte Johanna, die sich die Hände fassen und küssen ließ.

„Guten Abend, Herr Arthur? Sind Sie einmal von Ihrer Reise zurückgekehrt? Es geht gut, ich danke."

„Johanna, Johanna, wo kommst Du her? Wo warst Du versteckt? Du bist doch nicht gefallen?" fragte Wilhelm.

„Gefallen? Ja, mir ist, als wär' ich etwas stark gefallen . . . Das ist die Stute des Herrn Marsillat . . .

Nein . . . ich weiß es nicht mehr, mein Pathe; ich habe auf dem Boden ein wenig geschlafen; aber mein Hund hat mich so arg gezerrt, daß er mich aufweckte.

„Und ich bin aufgestanden; ich habe nichts gebrochen; denn ich bin eine Strecke Weges gegangen. Aber ich war erschrecklich müde, und setzte mich hierher, um ein wenig auszuruhen. Ich sehe meine Kühe nicht mehr. Claudine wird sie wohl heimgeführt haben. Gehen wir, mein Pathe, es wird Zeit sein, auch nach Hause zu gehen."

„Ja, nach Hause! gute Johanna, meine liebe Johanna, o meine geliebte Schwester!"

„Ihre Schwester?" Ist sie also da, meine Theure, mein Liebling? Ich sehe sie nicht! Ei ja! Ich bin ganz betäubt, mein Pathe. Ich weiß nicht, von wo ich herauskomme."

„Wilhelm," sagte Herr Harley mit leiser Stimme, „geben Sie ihr keine Veranlassung, zu sprechen, um ihr jede Gemüthsbewegung zu ersparen. Sie hat sich durch das Fenster gestürzt, das ist gewiß . . ." Und Arthur erblickte umschauend mit Entsetzen die Höhe jenes Fensters, welche die Entfernung noch schrecklicher erscheinen ließ. „Welch' ein Sturz!" sagte er, „und welches Wunder hat Gott für uns zu wirken sich gewürdiget! Es wird keine Folgen haben, hoff' ich. Aber Sie sehen, daß sie nicht recht bei Sinnen ist. Versuchen wir, sie zum Gehen zu bringen, und nöthigen wir sie nicht, zu schnell ihre Erinnerungen zu sammeln. Nach

der Ankunft in Bouſſac wird es paſſend ſein, ihr eine Ader ſchlagen zu laſſen."

„Gehen wir, nicht wahr, mein Pathe?" ſagte Johanna, mit Leichtigkeit aufſtehend. „Ich fürchte mich faſt an dieſem Orte, ich weiß nicht warum; aber ich kenne die Gegend nicht. Sind wir auf der Schloßwieſe? Haben Sie den Vater Raguet nicht geſehen?"

„Raguet!" erwiederte Wilhelm, der ſich endlich erinnerte, wo er den Vagabunden getroffen hatte. „Nein, Johanna, es iſt kein Raguet hier. Komm, Dein theurer Liebling erwartet Dich, um Dir gute Nacht zu ſagen, vor dem Bettgehen."

Johanna ging ohne Anſtrengung, auf Wilhelms Arm geſtützt, und Arthur, der die bei der Ankunft am Schloßthore befeſtigten Pferde geholt hatte, ließ ſie hinter ſich aufſitzen. Sie kamen auf den Weg nach Bouſſac, das kleine Thal von Petite-Creuſe entlang. Wilhelm erkannte die vom Monde erhellte Gegend; aber ſie ritten im Schritte, ſo äußerſt langſam als nur immer möglich, da Sir Arthur bei Johanna irgend eine nervöſe Kriſis, in Folge der ſchrecklichen Erſchütterung durch ihren Fall, zu veranlaſſen fürchtete. Bewegt, traurig und zärtlich, wagte der gute Herr Harley nichts mit ihr zu ſprechen, als von Zeit zu Zeit ſie zu fragen, wie ſie ſich befinde.

„Ich befinde mich ja wohl," antwortete Johanna erſtaunt. „Warum fragen Sie mich ſo, Herr Harley? Ich bin nicht krank."

Johanna hatte die Erinnerung an alle ihre Betrübnisse verloren. Sie schien nachzudenken, und doch war die Handlung ihres Denkens nur ein friedlicher und sanfter Traum. Die Nacht war heiter geworden und der Mond helleuchtend. Johanna hörte noch die Tonweise der Grille und des Laubfrosches, wie zuvor, da sie in der Richtung gegen Touil gegangen war. Aber dießmal wendete sie dem Glockenthurme ihres Dörfleins den Rücken, und kümmerte sich nicht darum.

Alles wogte vor ihren Augen, alles verwirrte sich in ihren Erinnerungen und Neigungen: die Abendzeit von ehedem auf den Wiesen von Bourbon; die Träumerei des Morgens im Thaue um das Schloß herum; ihre Ziegen von Epnell; ihre Kühe zu Bouffac; der gute Pfarrer Alain; das liebe Fräulein Marie, ja selbst ihre Mutter Tula, die in dem glücklichen Traume, den sie mit offenen Augen träumte, nicht gestorben war.

Bisweilen lehnte sie ihr mattes Haupt auf Sir Arthur's Schulter, und ihre ängstliche Scham gewahrte die Anwesenheit dieses Freundes nicht, dessen liebreichen und reinen Einfluß auf ihr Inneres sie unbestimmt sich verbreiten fühlte, ohne ihr Wissen.

Als unsere drei jungen Leute im Schlosse Bouffac ankamen, war Mitternacht schon vorüber, und das Haus beinahe öde. Claudine, unruhig und bestürzt, weinte einsam in einem Winkel der Küche, und Cadet fehlte, um die Pferde in Empfang zu nehmen. Er hatte sich auf's Pferd geschwungen, um aus Auftrag der Frau

von Boussac Wilhelm zu suchen, dessen hastiges Fortreiten und lange Abwesenheit die lebhafteste Unruhe erregten.

„Ihre Mama ist auf die Straße nach Toull hinausgegangen, und hat dort bis zehn Uhr Nachts auf Sie gewartet," sagte Claudine zum jungen Barone. „Sie ist eben erst zurückkommen, und Fräulein Marie ist noch dort mit Frau von Charmois."

„Ich will Fräulein Marie beruhigen," sagte Herr Harley zu Wilhelm; „trösten Sie Ihre Mutter, und tragen Sie Claudinen auf, Johanna sorgfältig zu pflegen. Im Vorbeigehen werde ich dem Arzte sagen, daß er sie besuchen solle."

„Der Arzt ist noch im Hause," erwiederte Claudine.

„Du bist also krank, meine Johanna?"

„Es bedeutet nichts," antwortete Johanna, sie umarmend.

Frau von Boussac zankte ihren Sohn weinend aus. Wider seine Gewohnheit nahm Wilhelm die zärtlichen Vorwürfe mit ein wenig Hochmuth und Ungeduld hin. Er behauptete, daß er nicht wüßte, warum seit einigen Tagen Jedermann ihn überreden wolle, er sei krank; er versicherte, daß er sich sehr wohl befinde, daß er auf den Einfall gekommen sei, wie es ihm auch sonst schon begegnet, den Aufgang des Mondes bei den salzigen Steinen zu sehen, und unterwegs im Geplauder mit Sir Arthur, der ihm begegnete, sich verhalten habe; hierauf hätten sie Johanna getroffen, die so eben von

einem Besuche ihrer kranken Muhme zu Toull zurückkehrte; er habe seine Pathe hinter sich auf das Pferd genommen, und das Unglück gehabt, sie fallen zu lassen; so wären sie endlich auf dem untern Wege im Schritte heimgekehrt, um das arme, von seinem Falle etwas erschütterte Kind, nicht zu ermüden.

— „Die Geschichte war auf diese Art wahrscheinlicher und natürlicher, als die Wahrheit selbst. Frau von Boussac bezweifelte sie nicht; nur bemerkte sie ihrem Sohne, daß es lächerlich und ungeeignet sey, seine Magd hinter sich auf das Pferd zu nehmen, daß dieß Gewohnheiten der Spießbürger der Gegend wären, die man verabscheuen anstatt nachahmen müsse. Da sie mehr von dieser Unschicklichkeit Wilhelms, als von dem Unfalle Johanna's ergriffen schien, antwortete Wilhelm, gereizt, nicht ohne Bitterkeit, daß Johanna in jeder Beziehung seines Gleichen sey, und er über den Unterschied staune, welchen man, nach den Vorurtheilen der Welt, zwischen einer Person und der andern machen wolle.

Frau von Boussac fand, daß er sich gegen sie auflehnte; sie zankte ihn aus, weinte wieder, und konnte ihn nicht vermögen, das Ende ihres Verweises anzuhören.

„Liebe Mama," sagte er; „es giebt etwas, was mich vielmehr beunruhiget: der meiner Milchschwester, Ihrer Pathe, dieser Freundin, diesem Kinde des Hauses begegnete Unfall, die ich nie als Magd behandeln, oder als solche betrachten kann, nach all' jenen zahlreichen

Sorgen, womit sie mich in meiner Krankheit gepflegt hat. Sie werden erlauben, daß ich mich nach ihr erkundige, und unsere Erörterung der Ueberlegenheit meines Ranges und der Vortrefflichkeit meiner Person, auf morgen vertage. In der That hab' ich Unrecht gethan, Johanna auf mein Pferd zu nehmen, weil ich so bedauernswürdig ungeschickt war, sie fallen zu lassen. — Dieß ist, ich bekenne es, das Einzige, was ich bitter bereue."

Einige Augenblicke darnach umgaben Frau von Boufsac, Wilhelm, Marie, Arthur und der Arzt Johanna, welche Marie in ihr Zimmer hatte kommen lassen, und die über ihre Unruhe staunte. Der Arzt staunte auch. Obgleich Johanna sich nicht zu erinnern vermochte, von wo sie herabgefallen, und das für Wahrheit hielt, was sie von ihrem Unfalle erzählen hörte, so bewahrte sie doch die deutliche Erinnerung, mit den Füßen auf frisch aufgeworfene Erde, dann auf ihre Knie gefallen, und in diesem Zustande, wie eingeschlafen, während einer Zeit, die sie nicht mehr genau bestimmen konnte, geblieben zu seyn.

„Ei was, das ist nichts als eine Betäubung," sagte der Arzt; „die Bestürzung, vielleicht die Furcht, Sie fühlt nirgends Schmerzen, folglich hat sie sich nicht wehe gethan. Damit hat es also gar nichts auf sich."

„Mein Herr," sagte Sir Arthur, „ihn bei Seite nehmend, „der Fall ist viel schwerer, als Johanna sich dessen erinnern kann. Als das Pferd erschrack, stand

es eben am Rande des Weges nach Toull, an der jähesten Stelle. Johanna ist ungefähr dreißig Fuß hoch hinuntergefallen, zwar allerdings auf Rasen; allein sie war fast eine Viertelstunde lang ohnmächtig, und seit dieser Zeit ist sie nicht mehr recht bei Verstand. Sie weiß kaum, wo sie ist, und was ihr begegnete."

„Dieß ändert die Ansicht," erwiederte der Arzt, „und ich will ihr auf der Stelle zur Ader lassen. Eine Verletzung des Rückenmarkes, eine Zerreißung der Häute des Herzens, eine Hirnerschütterung, sind in solchen Fällen immer sehr zu fürchten."

Nach vorgenommenem Aderlasse bekam Johanna nach und nach ihre Farbe wieder, und schlummerte bald auf einem Bette ein, welches Marie neben das ihrige hatte stellen lassen. Beunruhigt wegen ihrer lieben Hirtin, wie sie sie nannte, wollte sie dieselbe nicht einen Augenblick verlassen. Sir Arthur, kräftiger als Wilhelm, dessen heftigen Gemüthsbewegungen immer krankhafte Anfälle folgten, dachte gar nicht daran, sich zur Ruhe zu begeben.

Aufmerksam auf das mindeste Geräusch, schlich er oft auf den Zehen in den Gang, um zu horchen, und beruhigte sich erst, als er Johanna mit der Morgendämmerung, frisch und frühwach, aus dem Zimmer ihres Lieblings treten sah, um die Luft der Felder zu athmen.

Johanna glaubte, er sey auch so eben aufgestanden, und da sie ihn noch immer für verheirathet hielt, hegte

sie nicht das mindeste Mißtrauen gegen ihn, gab ihm einen herzlichen Händedruck, und dankte ihm für Alles, was er für sie gethan hatte.

„Erinnern Sie sich noch an Alles?“ fragte er.

„Ja, ja, mein Herr, ich erinnere mich heute früh gut an Alles. Aber gleichviel, man muß doch bei dem stehen bleiben, was Sie gestern Abend gesagt haben. Das bringt alles in Ordnung, und rettet Herrn Marsillat aus einer widrigen Geschichte.“

„Johanna, Sie verzeihen also diesem bösen Menschen?“ —

„Gott befiehlt, alles zu verzeihen, und übrigens ist Herr Marsillat nicht böse. Er wollte sich auf eine etwas alberne Weise über mich lustig machen. Sie wissen, er ist ein Herr von garstigen Manieren. Immer will er die Mädchen umarmen. Mir mißfiel dieß, und ich stehe Ihnen gut dafür, daß ich ihn bald dahin gebracht hätte, aufzuhören. Ich bin stärker, als er glaubt, und es wäre ihm nie gelungen, mich zu umarmen.

„Allein er hatte seinen Spaß dabei, mich in sein Zimmer einzusperren, und mir allerlei vorzuschwätzen, um mich vom Fortgehen abzuhalten. Man hätte sagen können, er wollte mich in böses Gerede bringen, indem er mich die ganze Nacht behielte. Als ich Ihre und meines Pathen Stimme erkannte, war ich sehr zufrieden. Aber hat er sich nicht gestellt, als wollte er Sie alle Beide meinetwegen tödten? Er nahm seine Flinte,

und sagte zu mir: „„Wenn Du nicht im Einverständnisse mit mir hier zu seyn scheinen willst, so zerschmettere ich Deinem Engländer den Kopf.““

„Ich wollte nicht, daß ein Unglück geschehe; er schien in diesem Augenblicke wie wahnsinnig, und was Sie ihm durch die Thüre sagten, verdroß ihn so sehr, daß er mir sehr harte und sehr böse Worte gab. Dazu kamen noch theils die Furcht, er möchte mir in seinem Zorne einen schlimmen Streich zufügen, theils die Schande, von Ihnen dort gefunden zu werden, und mich gegen das nicht vertheidigen zu können, was er Ihnen gegen mich sagen würde; dieß alles bewog mich, durch das Fenster zu springen. Der Raum war etwas knapp für meinen Leib; durch einiges Zwängen brachte ich es aber doch zu Stande.

„Er hatte mir wohl gesagt, daß das Fenster hoch über der Tiefe liege. Ich wollte schon zuvor da hinaus; er bemerkte mir dann, daß ich mich tödten würde. Aber ich wollte lieber mich tödten, als meinen Pathen und Sie tödten lassen. Uebrigens waren dieß lauter Lügen. Er dachte nicht daran, Ihnen Böses zu thun, dessen bin ich jetzt gewiß, und sein Fenster war auch nicht so hoch; denn ich habe mir nicht wehe gethan, und hätte man mich nicht durch das Aderlassen schwach gemacht, so wäre ich wie sonst. Gleichviel; ich bin froh, daß dieß alles vorüber ist, und gehe auf die Felder hinaus. Ich war so einfältig, alle Dummheiten zu glauben, die man mir gestern gesagt hat.

„Ich sehe schon, daß mein Pathe und meine Pathe mir immer gut sind, und daß mein lieber Liebling mich immer liebt. Nur Frau von Charmois haßt mich. Ich weiß nicht warum; ich habe sie immer auf's Beste bedient, sie und ihr Fräulein."

Sir Arthur gab sich Mühe, von Johanna zu erfahren, was zwischen ihr und der Frau von Charmois vorgefallen; aber er mußte es aus den schüchternen und unvollständigen Antworten des jungen Mädchens errathen, das zu züchtig und zu stolz war, um die Ausdrücke zu wiederholen, deren sich die Charmois bedient hatte, um sie zu beschimpfen.

„Meine Liebe," sagte Frau von Boussac zu dieser, Schokolade mit ihr in ihrem Schlafzimmer trinkend, wo die Unterpräfektin, die noch oben darein gerne schmarotzte, sie frühzeitig aufgesucht hatte, „es ist Ihnen nichts von Allem gelungen. Ich weiß nicht, welches Hirngespinnst Sie gestern Abend Wilhelm vorgeplaudert haben; aber Ihr Geheimniß hat den gemeinen Menschenverstand nicht gehabt. Wilhelm ist in Johanna verliebter als jemals. Meine beiden Kinder sind in dieses Mädchen auf eine lächerliche Weise vernarrt; Sie wissen ja, daß Wilhelm ihr wie ein Narr nachgerannt ist. Sie hätte beinahe den Hals gebrochen, was den Wahnwitz meines Sohnes noch vermehrte.

„Meine Tochter treibt es sogar so weit, sie in ihrem Zimmer schlafen zu lassen. Ich erlaube mir die Bemerkung, daß diese ich weiß wahrhaftig nicht zu wel-

chem Zwecke überspannten Kinder, völlig bereit sind, sich gegen mich, und was noch schlimmer ist, gegen die ganze vornehme Gesellschaft zu empören. Sie rücken mir die Dienste und Tugenden Johanna's vor; ich bin schwach, und im Grunde lieb' ich sie, diese Johanna. Nie werde ich es vergessen, daß sie meinen Sohn gerettet hat. Als Sie gestern sie wegjagten, war ich wüthend gegen Sie; diesen Morgen, glaub' ich, bin ich es noch ein wenig; denn Sie haben uns Allen schlimm mitgespielt, ohne irgend einem Uebelstande abzuhelfen."

„Was macht Wilhelm diesen Morgen?" fragte mit einer Miene stillen Triumphes die dicke Unterpräfektin.

„Er schläft."

„Um neun Uhr Morgens schläft er noch? Und hat er in dieser Nacht auch geschlafen?"

„Sehr gut, wie mir Cadet versichert, der auf meinen Befehl die Nacht in Wilhelms Zimmer, ohne dessen Wissen, zubrachte."

„Ei," erwiederte die Charmois, „wenn er so gut schläft, so ist er ja von seiner Liebe geheilt!"

„Sie hoffen es?"

„Ich gebe Ihnen mein Ehrenwort darauf; ich habe gestern Zauberworte zu ihm gesprochen. Er ist Johanna nachgeeilt; das ist ganz einfach; er behandelt sie wie seines Gleichen; dieß sollte seyn. Er will, daß man sie zärtlich liebe und achte; darauf war ich gefaßt. Aber er ist nicht mehr verliebt, und wird Elvire heirathen, sobald wir wollen."

„Ich verstehe Sie nicht.“

„Sie errathen es nicht? Gut, so muß ich Ihnen helfen. Wilhelm's Amme war Magd in diesem Hause, vor Ihrer Vermählung. Sie war schön; ich erinnere mich dessen; sie war vielleicht lenksam; ich kümmere mich wenig darum; Sie wurden nach zwei oder drei Jahren Ihrer Verheirathung eifersüchtig auf sie; Sie mochten Unrecht haben . . . Dennoch konnte Johanna die Tochter Ihres Mannes seyn, und somit Wilhelm's Schwester.“

„Gerechter Gott! Ist dieß das Mährchen, welches Sie meinem Sohne erzählt haben?“

„Warum nicht?“

„Aber das ist abgeschmackt, das ist falsch! Herr von Boussac war bei dem Heere, und hatte Tula vor Johanna's Geburt nie gesehen.“

„Was thut dieß zur Sache? Wer wird Wilhelm genaue Aufschlüsse geben wollen? Er ist zu zartfühlend, um Erkundigungen einzuziehen. Ich habe nur ein Wort, ein halbes Wort gesprochen, und er hat das Uebrige errathen.“

„Aber Sie verleumden das Andenken eines ehrlichen Geschöpfes!“

„Die Ehre der Mutter Tula? Welch großes Uebel! Sie sind gerade so, wie Ihre Kinder, meine Liebe!“

„Aber Sie bürden Wilhelm's Vater einen Fehltritt auf! Sie setzen meinen Gatten in der Achtung seines Sohnes herab!“

„Warum denn? Hängt die Ehre eines solchen Mannes von solchen Dingen ab? Hätte ich Johanna für Ihre Tochter ausgegeben, dieß wäre etwas ganz anderes. Allein wie ich es anstellte, paßte alles vortrefflich zu Wilhelm's Lage. Ich habe ein Stück Poesie gemacht, und Beredsamkeit noch darein gegeben. Der Stoff lud dazu ein! Wilhelm, in eine Bäuerin verliebt . . . Sein Vater konnte es wohl gewesen seyn. Wilhelm, seiner Leidenschaft nachgebend . . . Sein Vater hatte ihr auch nachgegeben.

„Die Sittenlehre war, daß aus diesen Liebschaften arme Kinder entspringen, die im Dienerstande auferzogen werden, und früher oder später in's Elend gerathen, den Möglichkeiten ausgesetzt sind, sich zu entwürdigen, ihre Brüder zu treffen, und der Gegenstand blutschänderischer Leidenschaften zu werden . . . . . ."

„Hierauf rief Wilhelm aus: „„Dank, Dank, Madame! Genug davon. Ich bin geheilt; Sie haben mir einen großen Dienst erwiesen. Doch daß meine Mutter durchaus nichts davon erfahre; daß sie im Glauben an meines Vaters Unbescholtenheit erhalten bleibe! Armer Vater! Mit welchem Rechte könnte ich ihn tadeln, da ich selbst so nahe daran war, ihm nachzuahmen, ꝛc., ꝛc.!"" Nun denn, Cäcilia, lachen Sie doch ein wenig, und sagen Sie mir etwas Verbindliches!"

Frau von Boussac ließ sich nicht lange bitten, zu lachen, und endigte damit, die Charmois zu bewundern, und ihr zu danken.

„Wenn ich Ihr Verfahren billige," sagte sie, „so geschieht es jedoch nur unter der Bedingung Ihres Versprechens, Wilhelm bald eines Besseren zu belehren, indem Sie ihm gestehen, daß Sie hinsichtlich seiner vermeintlichen Verwandtschaft mit Johanna im Irrthume gewesen wären."

„Gut, gut!" erwiederte die Charmois, „sobald er der Gatte Elvirens, und Johanna weit, sehr weit weg seyn wird. Dagegen rechnen Sie aber darauf, daß, wenn Sie sie hier behalten, Wilhelm immer glauben wird, er sei ihr Bruder, und daß ich Beweise, nöthigenfalls auch Zeugen, liefern werde."

„Sie haben den Teufel im Leibe," versetzte Frau von Boussac.

Inzwischen erwachte Wilhelm, und schellte, um sich nach Johanna's Befinden zu erkundigen. Er erstaunte nicht wenig, als er vernahm, daß Sie ihre Kühe hüte, als wäre gar nichts vorgefallen. Er eilte zu seiner Schwester, und sprach folgendes zu ihr:

„Marie, der Glückstraum unsers Freundes muß endlich zur Wirklichkeit, und auch Johanna's Schicksal zu einer ihres edlen Gemüthes würdigen Höhe erhoben werden. Bisher war Harley schüchtern, Johanna mißtrauisch und ungläubig, und wir, Marie, wir waren schwach und unentschlossen. Es ist Zeit, unsere Neutralität aufzugeben. Es ist Zeit, offen und thätig mitzuwirken, diese zwei Herzen, so geeignet, sich zu verstehen, und diese zwei Naturen zu vereinigen, welche frei

von Vorurtheilen, für einander geschaffen zu seyn scheinen."

„Du machst mich zittern," antwortete Marie; „ich verstehe nichts von allem, was gestern geschehen ist; denn ich habe zufällig, aber aus sicherer Quelle, vernommen, daß Johanna's Muhme nicht krank war. Sie nahm dieß also nur als Vorwand, uns zu verlassen. Irgend etwas an uns muß ihr mißfallen, und ihr ein bitteres Leiden bereitet haben. Mir scheint die Ursache in den verschiedenen, wider unsern Willen ausgeschwätzten Heirathsgerüchten zu liegen, die zu ihrer Kenntniß kamen, und sie zu dem Entschluße bewogen, uns zu verlassen. Du hattest den Muth, sie zurückzubringen. Sei dafür gesegnet, Freund! denn ich fühle, daß ich ohne Johanna nicht mehr leben könnte. Ich liebe sie, Wilhelm, ich liebe sie, als ob sie unsere Schwester wäre.

„Ich muß Dir auch gestehen, daß mir gestern, während ich ängstlich Deiner harrte, tausend romanhafte Wünsche, tausend tolle Träumereien durch den Kopf spukten. Solltest Du wohl glauben, daß ich, wider meinen Willen, den überraschenden Einfall erwog, die vornehme Welt zu verlassen, den lästigen Rang abzustreifen, in eine Einöde zu fliehen, Holzschuhe anzuziehen, und mit Johanna auf den Heiden von Epnell Ziegen zu hüten? Ja, ich träumte diesen süßen Traum, und möchte nicht darauf schwören, ihn nie zu verwirklichen, wenn ich hier leben müßte, ferne von meiner schönen Hirtin, von meiner Johanna von Arc der

Heldin aller meiner ungedruckten Gedichte, die ich seit einem Jahre in meinem Herzen und in meinem Kopfe trage."

„Liebe Marie, anbetungswürdiges Närrchen! erwiederte der junge Baron, mit gerührter Miene lächelnd, „Dein Traum wird in Erfüllung gehen, ohne Erschütterung, ohne Aergerniß, und ohne Schmerz von Seite der Deinigen. Johanna wird Arthur heirathen; sie werden nahe bei uns wohnen, mit uns. Sie werden unbebaute Gründe kaufen, und sie nach und nach fruchtbar machen, auf welchen Du noch lange mit der schönen Hirtin herumirren, und, ländliche Lieder singend, junge Ziegen hüpfen sehen kannst.

„Es wird Dir auch erlaubt seyn, an Regentagen Holzschuhe zu tragen, und zu glauben, Du seiest eine Schäferin. Aber um zu diesem Ziele zu gelangen, müssen wir uns beeilen, Johanna wieder das Vertrauen einzuflößen, das sie in uns setzen soll. Sie soll erfahren, daß sie hier Niemand verführen, und daß ein rechtschaffener Mann sie heirathen will. Vorzüglich ist es nöthig, daß sie ihre Kühe verlasse, und den Tag in Deinem Zimmer mit uns verlebe. Endlich muß noch heute Abend diese seltsame aber sehr glückliche Verbindung entschieden werden, damit Sir Arthur um Johanna's Hand bei unserer Mutter, ihrer Pathe und natürlichen Beschützerin, ernstlich anhalten kann."

„Ach," sagte Marie, „mir schlägt das Herz, und ich fürchte aus einem so süßen Traume zu erwachen!"

Es wäre schwierig, das treuherzige und andauernde Erstaunen Johanna's zu schildern, die im Zimmer Mariens saß, als diese, ihr theurer Liebling, und ihr Pathe eintraten, der innig mit ihr sprach, und als sie Herrn Harley erblickte, welcher, gebückt und fast vor ihr kniend, sie um ihre Einwilligung bat, ihn zu heirathen. Es kostete einige Mühe, ihr bescheidenes Mißtrauen, und die Wirkung der Lügen der Frau von Charmois zu beschwichtigen.

Doch als Arthur ihr sein Ehrenwort verpfändet hatte, niemals verheirathet gewesen zu seyn, und Johanna ihren Pathen und ihren Liebling für die Biederkeit ihres Freundes sich verbürgen hörte, wurde sie ernst, nachdenkend, faltete die Hände auf ihrem Knie, neigte den Kopf, und antwortete nichts. Sie schien nichts mehr zu hören, und innerlich zu beten, um vom Himmel Licht und Eingebung zu erhalten. Ihre Gesichtsfarbe war belebt, ihr Busen leicht bewegt. Niemals war sie so schön gewesen, und Marsillat, der sie oft mit Galathea verglichen, würde gesagt haben, sie sei so eben zum erstenmale von der heiligen Lebensflamme durchglüht worden.

Aber diese Beseelung war von kurzer Dauer. Nach und nach wurde Johanna's Gesichtsfarbe blaß, wie am Abende ihres Sturzes. Ihre Augen verloren ihren Glanz, und ihr Mund fand wieder den Ausdruck der ihr eigenthümlichen Zurückhaltung und Festigkeit.

„Nun denn, Johanna," sagte Marie, sie bei der

Hand fassend, um sie aus ihrem Nachsinnen zu wecken, „willst Du denn nicht glücklich werden?“

„Mein theurer Liebling,“ antwortete Johanna, ihr die Hände küssend, „Sie wünschen mir so zu sagen mehr Glück, als sich selbst, und ich liebe Sie fast eben so sehr, wie ich meine liebe selige Mutter geliebt habe. Urtheilen Sie also, ob ich Ihnen nicht gerne Vergnügen machen würde! Sie, mein Pathe, thun alles, um mich wegen des kleinen Kummers, den Sie mir verursachten, wieder zu trösten, und dessen ich, glauben Sie meiner Versicherung, nicht mehr gedenke. Seien Sie überzeugt, daß ich Ihnen nicht minder vertraue, als Ihrer Schwester.

„Und was Sie betrifft, mein Herr,“ sagte sie zu Sir Arthur, mit Herzlichkeit seine Hand ergreifend, „ich sehe wohl, daß Sie ein braver Mann, ein gutes Herz, und ein wahrer Christ sind. Ich fühle ebenso große Freundschaft für Sie, als wenn Sie kein Engländer wären. Bilden Sie sich also nicht ein, daß ich irgend etwas gegen Sie habe. Aber so wahr ich Johanna heiße, und Gott gut ist, wenn ich Sie auch heirathen wollte, es wäre mir nicht erlaubt. Zürnen Sie mir also nicht, und glauben Sie nicht, daß ich mir ein Vergnügen daraus mache, Ihre Hand abzulehnen; ich würde sogar sagen, daß es mir Leid thue, wäre das Geständniß nicht sündhaft, daß man den Willen Gottes mit Mißvergnügen vollziehe.“

„Johanna,“ erwiederte Herr Harley, „ich kenne Ihre

Beweggründe nicht, aber ich glaube sie errathen zu haben. Ich war gestern den ganzen Tag bei Herrn Alain, und obgleich er das Geheimniß Ihres Vertrauens nicht verrathen hat, ließ er mich doch ahnen, daß religiöse Zweifel auf Sie einwirken. Ich halte es nicht für unmöglich, daß die Religion übelbegründete Zweifel selbst zu heben vermöge. Erlauben Sie also, daß ich Ihnen morgen den Herrn Pfarrer von Toull bringe, damit er mit Ihnen spreche und schließlich entscheide, ob Sie mir Ihre Hand versagen, oder Hoffnung geben sollen."

„Es wird mir ein großes Vergnügen machen, Herrn Alain wieder zu sehen," sagte Johanna; „er ist ein guter Priester und ein gerechter Mann; aber er ist nur ein Priester, und kann nichts an dem ändern, was man Gott schuldig ist. Lassen Sie ihn kommen, wenn Sie wollen, mein Herr. Ich will mit ihm sprechen, so lange es Ihnen belieben wird. Aber glauben Sie nicht daß dieß mich zur Heirath bewegt. Herr Alain wird Ihnen, wenn er mich gehört hat, meine Versicherung bestätigen, daß ich Sie nicht heirathen kann."

„Johanna, ich hoffe, daß Du dich täuschest," entgegnete Fräulein von Boussac, „und daß Dein Pfarrer Deine Ansicht ändern wird. Du bist sehr blaß, meine liebe Hirtin, und ich fürchte, daß Du durch diese Ablehnung Deinem Herzen Gewalt anthust."

Johanna erröthete schwach, und ward danach noch

bläſſer. „Ich habe ein wenig Kopfweh," ſagte ſie; „ich kann nicht ſo, ohne zu arbeiten, in einem Zimmer eingeſchloſſen bleiben. Sie ſehen Herr Harley, daß ich eine drollige Dame ſpielen würde! Laſſen Sie mich an meine Arbeit gehen, mein Liebling!"

Fünfundzwanzigſtes Kapitel.

Schluß.

Der Gegenſtand und der Erfolg der Unterredung Johanna's und ihrer drei Freunde blieben geheim, und ſie erſchien im Schloſſe erſt nach Sonnenuntergang wieder.

„Ich habe nie ein ſolches Mädchen geſehen," ſagte Cadet, als er Johanna eintreten ſah; „ſie iſt halbtodt und arbeitet immer! Du willſt Dir recht ſchnell den Reſt geben, garſtige Johanna?"

„Warum ſprichſt Du ſo, garſtiger Cadet?" antwortete Johanna lächelnd. „Biſt Du jedesmal daran geſtorben, wenn das große Pferd meines Pathen Dich abgeworfen hat?"

„Gleichviel," ſagte Claudine, Johanna anſchauend; „ich weiß nicht, ob Du gefallen biſt, oder nicht; ich weiß nicht, wo Du den geſtrigen Abend zugebracht haſt; aber Dein Geſicht und Dein Mund ſind ſo weiß, wie

Leinwand; und wenn Du so bleibst, möchte man sich vor Dir fürchten. Du siehst aus wie die Großfeide!"

Dennoch ging Johanna am andern Tage Morgens auf die Felder hinaus. Sie gestand aber Claudinen, daß Sie in der Nacht kein Auge geschlossen habe. Fräulein von Boussac hatte sie wieder in ihrem Zimmer schlafen lassen, und Johanna, aus Besorgniß, das liebe Fräulein zu wecken, sich schweigend und ruhig verhalten, ungeachtet der Qual der Schlaflosigkeit.

Sie versicherte jedoch, nur ein wenig Kopfweh zu haben. Vielleicht war Johanna gestählt, um das Leiden heldenmüthig zu ertragen. Vielleicht hatte sie auch eine von jenen Ausnahmsnaturen, von jenen so vollkommenen, daß der körperliche Schmerz keine Gewalt über sie zu haben scheint. Der Arzt, welcher sie am Morgen ausfragte, etwas unruhig über ihre Bläße, und der Ruhe ihrer Antworten mißtrauend, erkundigte sich auch bei Claudinen nach ihr.

„Ah, was wollen Sie, mein Herr," erwiederte sie; „es giebt Leute, die sich beklagen, und solche, die sich nicht beklagen. Johanna gehört zu jenen, die nie etwas sagen. Sie wissen, man kann von denselben niemals behaupten, ob sie leiden, oder ob sie ihren Schmerz nicht fühlen."

Wilhelm und Arthur waren mit dem ersten Morgenrothe fortgeritten, um den Pfarrer von Toull zum Frühstücke in das Schloß einzuladen. Dieser Morgen war zunächst zum Zusammentreffen Marsillat's und des

Herrn Harley gewählt worden, aber am Vorabende ein von Marsillat gesendeter eigener Bote mit der Meldung eingetroffen, daß er in seinem Prozesse repliziren müsse, und erst nach zwei Tagen im Stande sei, Guéret zu verlassen, bis zu welcher Zeit er den Rechtshandel werde gewonnen oder verloren haben.

Léons physischer Muth, und seine Geschicklichkeit in der Handhabung aller Arten von Waffen, waren zu genügend bekannt, als daß er hätte befürchten dürfen, der Unschlüssigkeit oder absichtlichen Zögerns beschuldiget zu werden, und gewiß ist es, daß er mit Ungeduld dem Augenblicke entgegensah, sich mit Sir Arthur zu messen. Aber er dachte, daß dieses Duell, und die Ereignisse, welche es herbeigeführt, sich bald verbreiten, der Tadel gegen sein Betragen sich erheben, und vielleicht das Lächerliche, was er noch mehr fürchtete, ihm ankleben würde. Er wußte nichts von Johanna's Sturze; er hatte Raguet nicht wieder gesehen.

Dieser Elende, lange Zeit bemüht, Marsillat, wider dessen Willen, in der Hoffnung einer Belohnung zu dienen, sah sich in seinen habsüchtigen Träumen durch die Abneigung und Verachtung des Advokaten getäuscht. Er war entrüstet, daß dieser seine Mittheilungen benützte, ohne ihn dafür zu bezahlen, und da er im Dunkel des Kreuzweges des Berges Barlot in dem Augenblicke herumirrte, wo Léon Johanna bewog, ihm nach Montbrat zu folgen, hatte er vielleicht gehört, auf welche Art der Advokat sich über ihn äußerte.

Aus Rache sowohl als aus Verkäuflichkeit, hatte er sich gegen ihn gewendet, und ihn von nun an, aus Furcht vor seinem Unwillen, geflohen; aber Léon wußte von allem nichts. Er dachte, daß Johanna im Vertrauen sich über ihn im ganzen Schlosse Boussac beklagte, daß das ganze Schloß über ihn höchst aufgebracht sei, die ganze Stadt ihn bald verspotten würde, und da er nicht wohl hoffen durfte, sich von dem zu reinigen, was er sein Fiasco nannte, wollte er wenigstens das Gegengewicht eines großen rednerischen Erfolges in die Wagschale legen. Ein schöner Rechtshandel beschäftigte ihn; er gedachte zu plaidiren, ihn mit Glanz zu gewinnen, und so, wie er sich ausdrückte, die Wunden seiner Eigenliebe unter den Lorbern seines Ruhmes zu verbergen.

Wilhelm, vollauf beschäftiget mit Johanna und Arthur, schien Marsillat vergessen zu haben. Er brütete gegen ihn glühendere Rachepläne, als Arthur, aber er verhehlte sie, im Innersten seiner Seele in Hingebung mit demjenigen wetteifernd, den er bereits als seinen Bruder betrachtete, und der seinerseits gleichfalls die Absicht hegte, das Leben seines Freundes zu behüten, zuerst das Wagniß eines für den Einen wie für den Andern gefährlichen Zusammentreffens bestehend.

Herr Alain wurde nach dem Frühstücke von den jungen Leuten, unter dem Vorwande eines Spazierganges auf die Wiese geführt; und während Arthur, Wilhelm und Marie Wache hielten, um die beiden

Charmoise zu verhindern, sie zu stören, sprach der gute Pfarerr von Toull mit Johanna hinter dem Felsen.

Herrn Alain war es gelungen, in der Einsamkeit den Aufruhr seiner Gedanken zu stillen. Er hatte alle Schilfteiche des Berges von Toull durchsucht, und die durch die Königin der Feiden versiegte Mineralquelle nicht wieder gefunden. Aber er war dadurch nur noch mehr auf diese Entdeckung erpicht, und durch Erdegraben, und Sammeln von Münzen und Sagen vollkommen ein Alterthumsforscher geworden, das heißt: er hatte seine Jugend und seine schmerzlichen Aufregungen vergessen. Er fing schon an, grau zu werden, und hatte, in dem Alter von zwei und dreißig Jahren, die Haltung eines Greises. Auch das Fieber der Marche trug dazu bei, dem Gange des armen und ehrlichen Seelsorgers etwas Schwerfälliges, und seinen Gedanken Kleinmuth beizumischen.

„Meine Tochter," sagte er zu Johanna, „Ihr habt das Gelübde der Keuschheit, der Armuth und der Demuth abgelegt, ich weiß es; aber . . ."

„Es giebt hier kein aber, Herr Abbé," unterbrach ihn Johanna. „Dieß ist ein Gelübde, welches meine liebe selige Mutter mir zu machen empfohlen hat, als ich erst fünfzehn Jahre alt war, und welches Sie mir sodann jährlich am Osterfeste, bei dem Empfange der Communion, zu erneuern erlaubt haben."

„Ja, mein Kind, Euer erster Wunsch war ein wenig vom Heidenthume angesteckt; denn Ihr habt auf

dem Stein von Epnell geschworen, und dieß ist ein Tabernakel, dessen Heiligkeit ich nicht anerkennen kann. Dieses erste Gelübde ist also in meinen Augen ungültig, und verpflichtet Euch zu nichts, um so weniger, als die erste Veranlassung völlig täuschend und nichtig war. Ihr wißt es nun."

„Die Veranlassung, die Veranlassung, Herr Pfarrer! . . . es war keine schlechte Veranlassung. Meine Mutter dachte, daß die Feiden des Berges Barlot mir übel wollten, weil sie mir drei Geldstücke in die Hand gedrückt hatten, und sie sagte, ich müßte, um mich davor zu bewahren, drei Gelübde zur heiligen Jungfrau machen: das Gelübde der Armuth, wegen des Louis-d'or; das Gelübde der Keuschheit, wegen des großen Thalers; das Gelübde der Demuth, wegen des Fünfsousstückes . . . So hat sich die Sache verhalten . . . Ich kann nichts daran ändern."

„Aber Ihr verstandet diese Gelübde nicht; Ihr waret ein Kind."

„Oh, ja, ich verstand sie wohl!"

„Aber Ihr machtet sie, um Eurer Mutter zu gehorchen?"

„Es gewährte mir Vergnügen, ihr zu gehorchen, und auch der heiligen Jungfrau zu gefallen, und der großen Hirtin zu gleichen, die mit ihren Gelübden das Wunder gewirkt hat, die Engländer aus unserm Lande zu verjagen."

„Sehr wohl. Aber die heilige Jungfrau nanntet Ihr die Großfeide! Gestehet es, Johanna!"

„Was thut's, daß wir sie so nannten, Herr Abbé? Dieß macht ihr keine Unehre."

„Und Ihr dachtet auch, daß sie Euch beistehen würde, den Schatz zu finden, und das goldene Kalb zu bändigen."

„Die große Hirtin hatte Städte einnehmen und große Schlachten gewinnen helfen; sie konnte mir wohl auch die Goldhöhle finden helfen, welche alle Menschen auf Erden reich macht. Nicht aus Geiz wünschte ich dieß, Herr Pfarrer, weil ich für mich das Gelübde der Armuth abgelegt hatte. Es geschah auch nicht, um einen Mann zu finden, wegen meines Gelübdes, Jungfrau zu bleiben. Ich that es auch nicht aus Prahlsucht, da ich das Gelübde gemacht hatte, demüthig zu seyn, und eine Hirtin zu bleiben."

„Nun aber, Johanna, müssen alle diese Träumereien von einem Schatze, von einem Kriege gegen die Engländer, von allgemeinem Reichthume, in die ihr so lange gewiegt waret, verschwinden. Ihr seht wohl, daß Ihr nicht mehr daran denken sollet, und es wäre für Euch vielleicht glücklicher und verdienstlicher, einen reichen, menschenfreundlichen und wohlthätigen Mann zu heirathen, der unsere Gründe bebauen, den Gesundheitszustand unserer Gegend verbessern, und die Einwohner durch Arbeit glücklich machen würde."

„Ich verstehe alles dieß nicht, Herr Abbé. Es ist möglich, und ist's so, dann halte ich die guten Absichten dieses Mannes hoch in Ehren. Aber ich kann mein Gelübde nicht brechen. Ich habe es in der Frei-

heit meines reinen Willens abgelegt, und Sie haben gut reden, daß, weil ich die Geldstücke von den drei Herren erhalten, anstatt von den drei Feiden, die Ursache des Gelübdes nichtig sei; ich aber sage, daß das Gelübde bleibt, und daß man sich über solche Sachen nicht lustig machen könne."

„Gott verhüte meinen Rath, Euch darüber lustig zu machen! Die mit Gott und unserm Gewissen eingegangenen Verpflichtungen sind tausendmal heiliger, als jene, welche man mit den Menschen eingeht. Es giebt aber frevelhafte Gelübde, welche die Kirche nicht als gültig anerkennt, und Gott verwirft, wenn die Veranlassung leichtsinnig oder strafbar ist."

„Strafbar, Herr Abbé? Wenn mein Gelübde bestimmt war, alle Armen auf der Erde reich zu machen?"

„Gestehet, daß Ihr Eure Verpflichtungen auf einen Irrthum bautet, auf einen plumpen Aberglauben. Euer Herz ist bewundernswerth gut; Eure Absicht war erhaben; aber Euer Geist ist nicht erleuchtet, Johanna, und Ihr dürfet glauben, daß ich mich ein wenig besser auf Gewissensfälle verstehe, als Ihr."

„Dennoch, Herr Abbé, haben Sie mein Gelübde für gut gehalten, als Sie mir erlaubten, es in der Kirche zu erneuern!"

„Und ich halte es noch dafür; aber die Veranlassung des Gelübdes ist nichts desto weniger nichtig. Ich kannte damals die abergläubischen Meinungen der Bewohner von Toull nicht, die ich jetzt kenne, und Ihr

habt eine Art, in bildlichen Ausdrücken zu beichten, die zu dem Glauben verleitet, daß Ihr von Gott sprechet, während Ihr bisweilen vom Teufel redet!"

„Oh nein, Herr Abbé," erwiederte Johanna etwas betrübt, „ich erweise dem Teufel keine Verehrung!"

„Ich sagte dieß nicht, meine gute Johanna, wohl aber behaupte ich, daß die Kirche Euch nun aller Eurer Gelübde entbinden kann."

„Die Kirche, Herr Abbé? Die Kirche von Toull=Sainte=Croix?"

„Nein, mein Kind, die Kirche von Rom."

Johanna senkte die Augen mit unterwürfiger Miene. Sie hatte ihren Pfarrer wohl schon von der römischen Kirche sprechen hören. Aber dieses Wort stellte sich ihrem Geiste, wie bei allen Landleuten, in keinem andern Sinne dar, als in jenem eines schönen Gebäudes, eines Gegenstandes besonderer Andacht, wohin die Reichen allein wallfahren könnten.

„Ich glaube zwar an die Kraft der Kirche zu Rom," sagte sie, „aber dessen ungeachtet giebt es keine Kirche, die mehr seyn kann, als Gott."

Der Pfarrer suchte sich verständlich zu machen. Er sprach vom Papste. Die Bauern hören auch bisweilen vom Papste reden. Sie heißen ihn den Großpriester, und Johanna konnte sich nicht gewöhnen, ihm einen andern Namen zu geben.

„Nicht dem Großpriester, eben so wenig der Kirche von Rom, oder dem heiligen Martial zu Toull

hab' ich meine Verheißungen gemacht," sagte sie, „sondern dem guten Gotte im Himmel, der großen Jungfrau, und meiner lieben verstorbenen Mutter. Diese sprach nicht immer, wie Ihr, Herr Abbé, und was die Gelübde betrifft, bemerkte sie mir stets, daß sie für mein ganzes Leben dauern, und daß es für mich besser wäre, zu sterben, als sie zu brechen."

Der Pfarrer sprach noch vom Oberhaupte der Kirche, vom Nachfolger der Apostel, der vom Himmel die Schlüssel und die Gewalt erhalten habe, die Seelen auf Erden zu binden und zu lösen. Johanna war erstaunt, selbst, wider ihren Willen, ein wenig geärgert von der Macht, welche Herr Alain einem Menschen beilegte.

„Dieß alles," sagte sie, „wird meinen Schwur auf dem Steine von Epnell nicht ungeschehen machen, während die Leiche meiner armen seligen Mutter neben mir lag, und unser Haus zusammenbrannte: niemals meine Gelübde zu verletzen, niemals zu heirathen, und niemals, aus Liebe, einen Mann auch nur zu umarmen. Sie sehen wohl, Herr Abbé, daß die Seele meiner Mutter mir Vorwürfe machen, die große Jungfrau mir ihre Freundschaft entziehen, und der gute Gott mich strafen würde. Geschehenes läßt sich nicht ungeschehen machen, und es ist unnütz, daran zu denken."

Nichts konnte den heilig-glaubensschwärmerischen Entschluß Johanna's erschüttern, und Herr Alain, der sie noch länger ausfragte, mehr um sie zu prüfen, als

zu überzeugen, verließ sie, von einer Bewunderung durchdrungen, welche er seinen jungen Freunden mittheilte, die aber Sir Arthur nicht vor tiefer Betrübniß zu bewahren vermochte. Er nahte sich Johanna, warf einen schmerzlichen Blick auf sie, und entfernte sich, ohne ein Wort zu sagen, entschlossen, ihren Glauben zu achten, und seine eigene Liebe zu besiegen, wenn er es vermöge. —

Der Pfarrer nahm Abschied von Frau von Boussac, welche die wahre Ursache seines Besuches nicht wußte, und ihn sehr unterhaltend und sehr originell gefunden hatte. Sie versuchte es, ihn noch ein wenig über Wortforschungen auszuholen, aber Niemand unterstützte sie mehr. Die Hoffnung hatte noch eine Stunde früher den Freunden Johanna's Heiterkeit verliehen. Jetzt machten sie vergebliche Anstrengungen, zu lächeln.

Herr Alain wollte heimkehren, und schon führte man ihm sein Pferd vor die Thüre, als Marie in ihr Zimmer ging, um ein Buch zu holen, das sie ihm versprochen hatte. Sie fand Johanna auf ihrem Betstuhle knieend, bleich, wie die alabasterne Jungfrau, welche ihre Gebete empfing, mit offenen, verglaseten Augen, gefalteten Händen, mit starrem und vorwärts geneigtem Leibe. Die Starrheit ihres Blickes und ihrer Stellung erschreckte Fräulein von Boussac.

„Johanna," rief sie aus, „was fehlt Dir? Antworte mir; an was denkst Du? Bist Du krank? Hörst Du mich nicht?"

Johanna blieb regungslos, mit halbgeöffneten Lippen. Marie berührte sie; sie war erstarrt, und ihre Glieder zeigten sich so ungelenk, wie jene einer Statue. Auf das Schreien des Fräuleins von Boussac liefen Alle herbei. Anfangs glaubte man, Johanna sey todt. Der Arzt befand sich in der Nähe; er machte einen zweiten Aderlaß, und Johanna kam wieder zur Besinnung. Aber sie gab ein Zeichen, daß sie mit dem Pfarrer allein sprechen wolle, und sagte, als man ihr rieth, noch nicht zu reden, da sie zu schwach sey, mit erloschener Stimme: „Es ist mir von oben befohlen.“

Als Alle sich entfernt hatten, sagte Johanna zu Herrn Alain mit einer so schwachen Stimme, daß er sie kaum verstehen konnte: „Ich fühle mich krank, und könnte wohl daran sterben. Ich will Ihnen also beichten, Herr Abbé, so gut ich es können werde . . . Sie wissen . . . dieser Engländer? Wo ist er? Nun wohl, ich dachte an ihn, ich dachte ein wenig zu oft an ihn.“

„Ohne Zweifel wider Euren Willen, meine Tochter?“

„Oh! ganz gewiß. Aber ich konnte mich nicht enthalten, und vorzüglich seit gestern; die ganze Nacht hatte ich ihn vor Augen. Ist dieß eine Todsünde, Herr Pfarrer?“

„Durchaus nicht, mein Kind. Es ist nicht einmal eine läßliche Sünde, weil es eine unwillkürliche Handlung ist.“

„Aber noch eben erst, auf der Wiese, indem ich mit

Ihnen sprach, fühlte ich eine Art Reue ob der Ver=pflichtung, mein Gelübde zu halten. Nicht daß ich hätte verheirathet seyn wollen, daran hab' ich nie ge=dacht; aber es that mir Leid, jenem Herrn so viel Kummer zu machen, der so gut ist."

„Nun denn, Johanna, glaubt Ihr, daß ich an den heiligen Vater mich wenden soll, um die Entbindung von Euren Gelübden zu erwirken?"

„Oh niemals, Herr Abbé! Uebrigens ist nicht von dem die Rede; es handelt sich davon, meiner Seele den Frieden zu geben. Meine liebe Freundin, die im Himmel ist, würde mir's gewiß verargen, Gefühle für einen Engländer zu hegen, und ich schäme mich, so schwach zu sein. Aber als er mich auf der Wiese an=schaute, als wollte er von mir Abschied nehmen, da brach mir das Herz. Sie müssen mir die Lossprechung geben, Herr Abbé."

„Habet Ihr Gefühle derselben Art auch für irgend einen Andern gehegt, Johanna?"

„Oh nein, mein Herr, niemals. Ich fühle Kummer für meinen Pathen; allein dieß war nicht das Näm=liche. Ich mache mir hiewegen keinen Vorwurf."

„Ei . . . verzeihet meine Fragen, meine Tochter; aber im Augenblicke Eurer Lossprechung muß ich Eu=ren, vielleicht geschwächten Gedächtnisse zu Hülfe kom=men; Herr Léon Marsillat . . ."

„Oh dieser!" erwiederte Johanna . . . Allein sie war zu erschöpft, um mehr zu sprechen; sie konnte nur

mit einer engelhaften Sanftmuth lächeln, in welche sich ein wenig weiblicher schalkhafter Stolz mischte.

Der Pfarrer gab ihr die Lossprechung, und sie schien einzuschlummern. Als sie wieder erwachte, hielt Marie ihre Hand; Wilhelm, blaß und bestürzt, kniete neben ihr; Herr Harley, unbeweglich aufrecht, schien gelähmt. Der Arzt hatte ihm schreckliche Worte gesagt: „Der Zustand ist bedenklich; das junge Mädchen könnte wohl in jedem Augenblicke unterliegen."

Indessen schien Johanna diese Krisis zu überstehen. In dem eigenen Bette ihres theuern Lieblings Marie ruhend, und von ihr gepflegt, genoß sie, dem Anscheine nach, großer Ruhe, und versicherte, durchaus keine Schmerzen zu fühlen. Aber man wußte nicht, woran man sich halten sollte. Nach Claudinens Aussage gehörte Johanna zu denjenigen, welche sich nicht beklagen; gehörte sie zu jenen, welche leiden? Marie meinte, sie habe die Natur der Engel, die keine andere Schmerzen, als Mitleiden mit den Menschen fühlen.

Nach ihrer Beichte schien Johanna ihre Reue überwunden, oder ihren Gewissenszweifeln entsagt zu haben; denn sie schaute Herrn Harley ohne Gemüthsbewegung an, und sagte zu Herrn Alain, der von ihr Abschied nahm, weil er noch vor Anbruch der Nacht in seine Pfarre zurückkehren mußte, daß der Friede in ihrer Seele eingekehrt sei.

Gegen Sonnenuntergang richtete sie sich auf, und winkte Cadet und Claudinen, zu ihr zu kommen. „Meine

Kinder," sagte sie, „wenn ich sterben sollte, werdet Ihr für Finaud sorgen, nicht wahr?" Cadet konnte nur durch Schluchzen antworten. Claudine rief mit der herzlichsten Betrübniß aus: „Stirb nicht, Johanna! Lieber möchte ich an Deiner Stelle sterben!"

„Oh, ich habe keine Lust zu sterben!" erwiederte Johanna lächelnd. „Richtet das Mittagsessen an, meine Kinder; man hat es für mich lange genug verzögert. Mein Pathe, mein Liebling, Sie müssen zu Tische gehen. Ich bin sehr wohl, Gott sei Dank! Sie werden mich hernach wieder besuchen, wenn Sie wollen."

„Ja, ja, gehen Sie zu Tische," sagte der Arzt, welcher die Hand Johanna's hielt. „Der Puls geht gut. Für heute sind wir sicher."

„Herr Harley," sagte er zu Sir Arthur, in den Corridor ihm folgend, „innerhalb einer Viertelstunde wird dieses Mädchen todt sein. Fräulein von Boussac ist sehr empfindsam, und fühlt große Liebe für sie. Wilhelm, glaub' ich, ist sehr verliebt in sie. Diese armen Kinder haben eine zu zarte Natur, um einen solchen Anblick auszuhalten. Bringen Sie sie weg, und lassen Sie sich nichts merken; Sie sind ein ruhiger und starker Mann. Befehlen Sie Claudinen, herabzukommen, und unten zu bleiben; sie würde mit ihrem Jammergeschrei das Haus erfüllen . . . Und dann kommen Sie! Es ist möglich, daß unser zwei nicht zu viel sind, um die Kranke in ihren letzten Krampfanfällen zu halten."

Herr Harley, den Tod in der Seele, vollzog die Anordnungen des klugen Arztes pünktlich. Als er zurückkehrte, begegnete ihm Cadet, der mit jenem bei Johanna geblieben war, und sagte, in die Hände klatschend, lachend: „Oh, mit Johanna geht's viel besser; sie singt. Oh! jetzt bin ich zufrieden! Ich glaubte schon, sie würde sterben!"

„Fort, trag die Speisen auf!" befahl ihm der Arzt; „Du siehst, daß wir Deiner nicht mehr bedürfen." —

„Herr Harley," fügte er bei, „machen Sie die Thüren und Fenster zu, damit man diesen Todeskampf nicht höre, und waffnen Sie sich ein wenig mit Muth. Dieses Erlöschen des Lebens ist heftig und fürchterlich. Es ist eine Gehirnerschütterung; die Krisis ist im Anzuge . . . Es wird nicht lange währen."

Die schreckliche Kaltblütigkeit des Arztes, machte den unglücklichen Arthur vor Entsetzen und Verzweiflung erstarren.

Johanna, auf ihrem Bette sitzend, mit blau gewordenen Wangen und funkelnden Augen, liebkosete ihrem Hunde, und sang mit einer starken und bebenden Stimme:

„Wo ist denn jetzt die Zeit,
Da ich vor meiner Thüre
Oft saß in meinem weißen Kleid....."

Aber der Doctor hatte sich getäuscht. Johanna's Scheiden sollte eben so sanft und so gelassen sein, wie ihr Leben. Ihre Stimme wurde weicher, und nahm

einen himmlischen Klang an, als sie die folgenden Verse aus einem andern Liede der Gegend sang:

„Ich hör' in Wolken klingen
Von meinem Tod das Lied,
Am Bach bedauernd singen,
Daß mich kein Aug' mehr sieht . . ."

„Oh, zu mir her! oh, zu mir her! Finaud, mein kleiner Hund, mein Hund Finaud! Treib, treib, so recht, so recht! frisch d'rauf, frisch d'rauf . . . wend', wend', wend'! . . ."

„Was spricht sie, mein Gott!" rief Herr Harley aus, die Hände ringend.

„Sie versammelt ihre Heerde zum Aufbruche; sie feuert ihren Hund an," erwiederte der Doctor. „Sie wähnt auf der Wiese zu sein . . . Sie phantasirt."

„Herr Harley, ich will mit Ihnen sprechen," sagte Johanna plötzlich mit fester Stimme. „Sie sind ein braver Mann, ein Mann nach dem Herzen Gottes . . . Mein theurer Liebling ist ein Engel des Himmels . . . Ich trage Ihnen im Namen des guten Gottes und der heiligen Jungfrau auf, sie zu heirathen . . . Und dann, hören Sie, dann werden Sie nach Toull-Sainte-Croix gehen, und alle Bewohner des Ortes versammeln, und ihnen im meinem Namen eröffnen, was ich Ihnen jetzt sage: Es liegt ein Schatz in der Erde. Er gehört Niemanden; er gehört der ganzen Welt. So lange ihn Jemand suchen wird, um ihn zu heben und für sich allein zu behalten, wird ihn Keiner finden. Jene, die

ihn unter die ganze Welt vertheilen wollen, werden ihn finden, und die dieß thun, werden reicher sein, als die ganze Welt, wenn sie auch nur fünf Sous hätten . . . wie ich . . . und wie die heilige Therese . . . Sie werden ihnen sagen, dieß sei die Wissenschaft, die wahre Wissenschaft, welche meine Mutter mir mit dem Auftrage mitgetheilt hat, sie der ganzen Welt zu eröffnen, sobald ich den Schatz gefunden hätte. Wenn sie nicht auf Ihre Worte hören, werden sie noch lange das alte Lied singen können:

„Wie Mutter, geht's wohl eben
In der Franzosen Land?"
„„Sie in dem Elend leben,
Das sonst für sie bestand.""

Johanna's Stimme hatte einen himmlischen Klang, wurde aber immer schwächer.

„Herr Harley," sagte sie, „warten Sie; gehen Sie noch nicht fort; geben Sie mir meinen Rosenkranz in die Hände . . . Hab' ich ihn? Ich fühle ihn nicht; meine Hände sind todt. Sie werden meinen theuern Liebling lieben, nicht wahr? Oh, mein Gott, da steht die Großfeide vor mir! Wie weiß sie ist! Sie leuchtet wie die Sonne . . . Sie hat den goldenen Ochsen unter ihren Füßen! Lebt wohl, meine Freunde! . . . Leb wohl, mein Cadet, leb wohl, meine Claudine . . . Seid Ihr da? Ihr werdet zu dem guten Gotte für mich beten. Ihr werdet meine arme Muhme meinem Pathen empfehlen . . . . Und mein lieber Liebling Marie? Ah,

ich sehe sie! . . . Guten Abend, mein liebes Fräulein; die Sonne geht unter . . . und der Glockenthurm von Toull zeigt sich. Ich bin dort angekommen, Gott sei Dank! . . ."

Johanna streckte den Arm aus, und wollte Sir Arthur's Hand ergreifen, den sie für Marie hielt. Aber, wie sie es selbst gesagt, ihre Hände waren todt, und ihr Arm hing starr am Bette herab. Arthur bedeckte ihn mit Küssen, die sie nicht fühlte. Sie hatte zu leben aufgehört.

Wilhelm, Arthur und Marie, anfangs vom Schmerze überwältiget, gewannen die nöthige Fassung, um der Beerdigung von Johanna's Leiche im Kirchhofe von Toull, neben der Mutter Tula und ihren übrigen Verwandten, beizuwohnen.

Ungeachtet der Verhütung Sir Arthur's, schlug sich Wilhelm mit Marsillat. Dieser hatte, als er Johanna's Sturz und Tod vernahm, all' seinen Trotz verloren, und am Busen Sir Arthur's, sich selbst anklagend, sein Benehmen aufrichtig beweint. Der Engländer verzieh ihm alles, da er ihn durch seine Gewissensbisse schwer genug bestraft fand.

Aber Wilhelm entsagte seinem Grimme gegen ihn nicht. Seine Mutter hatte ihn, zur Tröstung über Johanna's Verlust, durch die Eröffnung enttäuscht, daß dieses junge Mädchen seine Schwester weder war, noch sein konnte. Dieser neue Aufschluß erhöhte nur den Schmerz des jungen Mannes. Er klagte Frau von

Charmois und Marsillat des Todes dieses keuschen Opfers an, und seine Wuth gegen Léon kannte keine Grenzen mehr.

Er stachelte ihn so empfindlich auf, daß er, ungeachtet der Geduld und des Edelmuthes, womit der aufbrausende Advokat bei dieser Gelegenheit sich benahm, ihn zwang, mit ihm sich im Cromlech der salzigen Steine zu schlagen. Marsillat hatte zur Vermeidung dieses äußersten Schrittes sein Möglichstes gethan. Er war Wilhelm zu sehr überlegen, und dennoch verwundete ihn dieser schwer am Schenkel.

Marsillat blieb in Folge dieser Verletzung hinkend, was seinen Erfolgen bei den Stadt- und Land-Schönen außerordentlich schadete. Eine Unförmlichkeit oder Gebrechlichkeit, wie wenig auffallend sie auch sei, erscheint den Landleuten zurückstoßender, als eine große Häßlichkeit bei wohlgeformten Leibe. Claudine empfand die Wirkung dieses Unfalles ihres Liebhabers; oder vielmehr sie konnte ihm, als sie die wahre Ursache von Johanna's Tode erfahren oder errathen hatte, niemals verzeihen.

Marie und Arthur waren lange Zeit untröstlich Aber Johanna hatte ihre letzten Wünsche Herrn Harley mitgetheilt, deren Erfüllung er für seine Pflicht hielt. Nach Johanna, erschien ihm Marie als die vortrefflichste aller Frauenspersonen. Ihre Liebe zur lieben Seligen, wand ein heiliges Band um sie. Sie vermählten sich ein Jahr nach ihrem Tode, und reiseten einige Zeit mit

Wilhelm, um denselben in seinem düstern Schmerze zu zerstreuen. Der junge Baron genaß endlich wieder, heirathete aber nicht Elvire von Charmois, welche lange Zeit zu großer Trostlosigkeit ihrer Mutter unvermählt blieb.

Auch Wilhelm empfand Gewissensbisse. Er machte sich bittere Vorwürfe, Johanna zu viel oder zu wenig geliebt, und seine Leidenschaft nicht rechtzeitig überwunden, oder ihr nicht muthig gehuldiget zu haben, zuerst seiner Pathe eine so edle und hingebende Liebe, wie Herr Harley, anbietend. Unglück, sagt man, sei zu etwas gut. Dieß ist wahr, wenn die Reue uns reiniget.

Er zeichnete sich nicht durch glänzende Thaten aus; er blieb ein Träumer, und liebte die Einsamkeit; aber er bewies in allen seinen Beziehungen zu Menschen, welche nach dem Vorurtheile tiefer standen, als er, bewährte Liebe und Wohlwollen. Darin ahmte er nur seiner Schwester und seinem Schwager nach, deren hochherzige Gesinnungen und Handlungen einem früheren Jahrhunderte, als dem erbärmlichen und verworfenen, in dem wir leben, anzugehören schienen.

Marsillat hatte eine harte Lehre empfangen. Er besserte sich, seinem ausschweifenden Leben entsagend; allein er war im Grunde seiner Seele zu selbstsüchtig, um nicht jene schlimme Leidenschaft durch eine andere zu ersetzen. Politischer Ehrgeiz wurde der Sporn seines Geistes und das Hirngespinst seines Daseins.

In der v. Jenisch & Stage'schen Buchhandlung in **Augsburg** ist erschienen und in allen soliden Buchhandlungen zu haben:

Der Allerseelensonntag,

oder

die Macht der Leidenschaften.

Eine Erzählung
aus der französischen Schreckenszeit und dem corsischen Befreiungskampfe.

Für die reifere Jugend.

Von dem Verfasser der **„Kinder der Wittwe."**

Mit 1 Stahlstiche. 8. geh. 15 ggr. oder 1 fl.

Der Styl in dieser auch für Erwachsene höchst interessanten Erzählung ist correct und die Sprache poetisch schön zu nennen.

Begegnisse
eines jungen Thierquälers,

oder

der Gerechte erbarmt sich auch seines Thieres.

Eine neue Erzählung für die Jugend.

Vom Verfasser des Glockenbuben.

Mit 1 Stahlstich. 8. geh. 9 gr. oder 36 kr.

Der als tüchtiger Erzähler bekannte Verfasser zeigt in dieser neuesten Erzählung das Abschreckende und Sündhafte der Thierquälerei und ihre oft schrecklichen Folgen.

Der
Bilderhändler aus Savoyen,

oder

„bet und arbeit, so segnet dich Gott alle Zeit."

Eine Erzählung für die reifere Jugend
von **J. L. G. Walther.**

Zweite verbesserte Auflage. Mit 6 illum. Kupfern. 8. geb. 1 Rthlr. od. 1 fl. 36 kr.

Wir enthalten uns jeder Empfehlung dieser höchst interessanten Erzählung, die durch die fein illuminirten Bilder eine wahre Zierde erhalten hat.

Christoph der Kämpfer,

Herzog von Bayern,

oder: der Löwenbund.

Historische Erzählung von **Bruckbräu.**

Mit einem Stahlstich. 8. geh. 21 ggr. od. 1 fl. 30 kr.

Vaterlandsliebe und Treue

in Kampf und Tod,

oder

Richard der edle Gebirgsjäger am Königssee.

Eine historische Erzählung für die reifere Jugend.

Vom Verfasser der **„Kinder der Wittwe."**

Mit einem Stahlstich. 8. geh. 14 ggr. od. 54 kr.

Der Verfasser schildert mit dem ihm eigenen Feuer in kräftiger schöner Sprache die Kämpfe der edlen Söhne des Gebirges zur Befreiung ihres Vaterlandes. War Sieg auch nicht der Lohn ihrer Anstrengungen, so haben sie doch durch ihren Opfertod auf Sendlings Höhen ihre Liebe zu Fürst und Vaterland besiegelt.

Oeuvres complètes

de

Mr. le Chanoine de Schmid,

l'Auteur des oeufs des pâques.

***Traduit de l'Allemand par l'Abbé* Macker.**

Seule traduction française approuvée par l'Auteur, et faite d'après sa dernière édition.

Tom. I. II. III. Nouveaux contes moraux.

Avec gravures sur acier. 8. broch. à 12 ggr. ou 48 kr.

Inhalt: Clara, ou l'innocence exposée. — L'héritage par excellence. — Les pierreries. — La corbeille de fleurs. — Le rosier. — Le melon.

☞ **Die mehrsten dieser Erzählungen befinden sich in keiner der bisher erschienenen französischen Ausgaben, und dienen daher den Besitzern derselben als Supplementbände.**

L. L
Land

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Sand, George,

Johanna

Augsburg 1847
Augsburg, Staats- und Stadtbibliothek -- LA 4417
urn:nbn:de:bvb:12-bsb11258308-6